

# Württembergisch Franken

Band 43  
(Neue Folge 33)



Schwäbisch Hall  
Historischer Verein für Württembergisch Franken  
1959

# Württembergisch Franken

Band 43 · Neue Folge 33

Jahrbuch des  
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



Schwäbisch Hall

Historischer Verein für Württembergisch Franken

1959



1960. V, 564 / R1

Druckstöcke: M. Ruoff, Graphische Kunstanstalt, Bietigheim

Druck: Druckerei E. Schwend KG., Schwäbisch Hall

## Vorbemerkung

Abweichend von unserem sonstigen Gebrauch, die Aufsätze eines Jahrbuchs in zeitlicher Folge anzuordnen, stellen wir diesem Band umfangreichere Auszüge aus zwei baugeschichtlichen Dissertationen über Schloß Langenburg und Burg Krautheim voran. Sie machen unsere Leser mit neueren Untersuchungen, aber auch Fragestellungen aus der Kunstgeschichte bekannt. Die Ausstattung mit Bildern und Plänen wurde möglich durch die Hilfe unseres Ehrenmitglieds S. D. Fürst Gottfried zu Hohenlohe-Langenburg sowie der Stadt Krautheim, des Kreises Buchen und der Familie Leistikow. Den Spendern spricht die Schriftleitung ihren Dank für diese Unterstützung aus. Die weiteren Aufsätze behandeln Einzelfragen der Heimatforschung. Über die Ergebnisse der Öhringer Ausgrabungen am Rendelkastell und am Adelheidsgrab hoffen wir später noch mehr berichten zu können. Leider konnte im Nachlaß Hermann Schreibmüllers keine Unterlage mehr für seine Untersuchungen über Wignand von Kastel gefunden werden. Er wies dem Mitstifter der Komburg hohe Verwandtschaft zu und glaubte, daß er sein außergewöhnliches Vermögen dem Fernhandel verdankte. Es wäre wünschenswert, wenn auch die Mitteilungen aus der Geschichte Heinrich Topplers noch von anderer Seite her ergänzt werden könnten, um dem Gesamtbild unserer Vergangenheit immer deutlichere Züge zu geben.

Neben den Beiträgen des Jahrbuchs geben auch Vorträge und Aussprachen Gelegenheit, Neues zu erfahren und zu erörtern. Wir werden über diese Seite der Vereinsarbeit im kommenden Jahr wieder berichten, möchten aber heute kurz einige Punkte aus einer Tagung des Forschungskreises in Schwäbisch Hall am 18. Oktober 1958 anführen. Dr. Robert U h l a n d berichtete über die von der Kommission für geschichtliche Landeskunde herausgegebenen „Lebensbilder aus Schwaben und Franken“. Dabei sprach er über die Anforderungen, die die Kommission an die Beiträge für die Lebensbilder stellt und die unseres Erachtens auch für unsere heimatgeschichtlichen Arbeiten gelten:

„Es handelt sich nicht um eine journalistische, für den Leser gefällig zurechtgemachte Darbietung, die längst Bekanntes wiederholt, sondern um eine ernsthafte wissenschaftliche Untersuchung, die Neues, noch nicht Erschlossenes in allgemein verständlicher Form darbieten soll. Das wird in den meisten Fällen bedeuten, daß vom Bearbeiter nicht nur die entsprechende Literatur, sondern die Quellen selbst — in der Regel archivalische Quellen — zu Rate gezogen und ausgeschöpft werden müssen. Nur so wird es möglich sein, etwas wirklich Neues auszusagen, das die Kenntnis der Allgemeinheit bereichert und damit die Veröffentlichung rechtfertigt. Auch bei Persönlichkeiten, über die schon Veröffentlichungen vorliegen, wird sich der Bearbeiter bemühen müssen, in seiner Würdigung neue, bisher nicht oder nur wenig beachtete Seiten zu zeigen. Nur in ganz wenigen Fällen dürfte es nicht möglich sein, zusätzliche Quellen zu erschließen, aus denen sich nicht andere, ja mitunter überraschende Aspekte



ergeben. Dies ist eine Forderung, die die „Lebensbilder“ stellen müssen, wenn sie nicht ihren bisherigen guten Ruf einbüßen und auf das Niveau der landläufigen Zeitungsliteratur oder der Fremdenverkehrsprospekte absinken wollen.“

Wir möchten hierzu den Wunsch aussprechen, daß nicht nur die Mitarbeiter der Kommissionsveröffentlichungen, sondern ganz allgemein die Verfasser des heute so zahlreich gedruckten heimatgeschichtlichen Schrifttums nach diesen Grundsätzen zu arbeiten versuchen.

Aus dem Kurzreferat des Schriftleiters über die Buchbesprechungen unseres Jahrbuchs seien ebenfalls einige Punkte angeführt, die bei unseren Lesern weiteres Interesse finden könnten. Die Buchberichte haben die Aufgabe, Mitteilung über neue Heimatliteratur aus Württembergisch Franken zu geben, unsere Leser ganz allgemein über den Stand der überörtlichen Forschung auf dem laufenden zu halten und zu den vorliegenden Veröffentlichungen Ergänzungen aus unserem Gebiet zu geben. Ihre Hauptaufgabe ist der Gedankenaustausch, die „geistige Kommunikation“, die trotz der modernen Nachrichtenmittel und der zahlreichen Tagungen unserer Zeit vielfach fehlt; scheint doch besonders die Heimatforschung oft allzu abgekapselt in ihrem engsten Kreise zu leben; für uns in Franken ist es dabei besonders wichtig, auch die napoleonische Landesgrenze zwischen Bayern und Württemberg im Austausch der Forschung zu überschreiten. So soll auf dem durch die hohen Druckkosten gebotenen knappsten Raum doch eine möglichst klare Information erfolgen. Wir müssen uns freilich nicht scheuen, gelegentlich auch eine Wertung, ja eine Kritik auszusprechen, wo uns diese geboten erscheint. Selbstverständlich muß eine Einschränkung oder Ablehnung begründet sein. Daß die Kritik stets sachlich und nicht persönlich sein muß, versteht sich von selbst. Aber auch in den großen Zeiten von Hermann Bauer scheute man sich nicht, selbst unter Freunden Bedenken gegen vorgetragene Ansichten öffentlich auszusprechen und zu erörtern, unzulängliche Leistungen als solche zu bezeichnen. In der Aussprache wurde von den anwesenden Mitgliedern des Forschungskreises hervorgehoben, daß ihnen unsere Buchbesprechungen ein wichtiges Hilfsmittel für ihre Arbeit sind und daß es wichtig ist, alle Veröffentlichungen auf heimatgeschichtlichem Gebiet in unserem Raum zu erfassen und zu sammeln; daß Arbeiten für rein örtliche Bedürfnisse oder für den Fremdenverkehr auf anderer Ebene beurteilt werden müssen als Forschungen (wenn sie auch selbstverständlich keine falschen Angaben enthalten dürfen); daß Buchbesprechungen nur dann Sinn haben, wenn sie neben klarer Berichterstattung auch die wahre Meinung des Rezensenten wiedergeben.

Im Auftrage des Ausschusses:

Gerd Wunder

# Das Schloß Langenburg in Hohenlohe

Von Steffen Doerstling

## Lage und Gruppierung von Schloß Langenburg

Hoch über dem Jagsttal auf einer steilen Bergzunge liegen Schloß und Stadt Langenburg. Der schmale Bergrücken, der sich im Osten an ein Hochplateau anschließt, verläuft nach Westen und wird im weiten Bogen von der Jagst umflossen.

Um den langgestreckten, rechteckigen Marktplatz der Stadt Langenburg gruppieren sich die alten Bürgerhäuser aus dem Mittelalter, der Renaissance und des Barock, teils in Massiv-, teils in Fachwerkbau. An der Straße nach Osten hin liegen die Kirche und das alte Stadttor mit dem Torturm. Außerhalb des Stadtores öffnet sich nach dem Hochplateau die neuere Vorstadt.

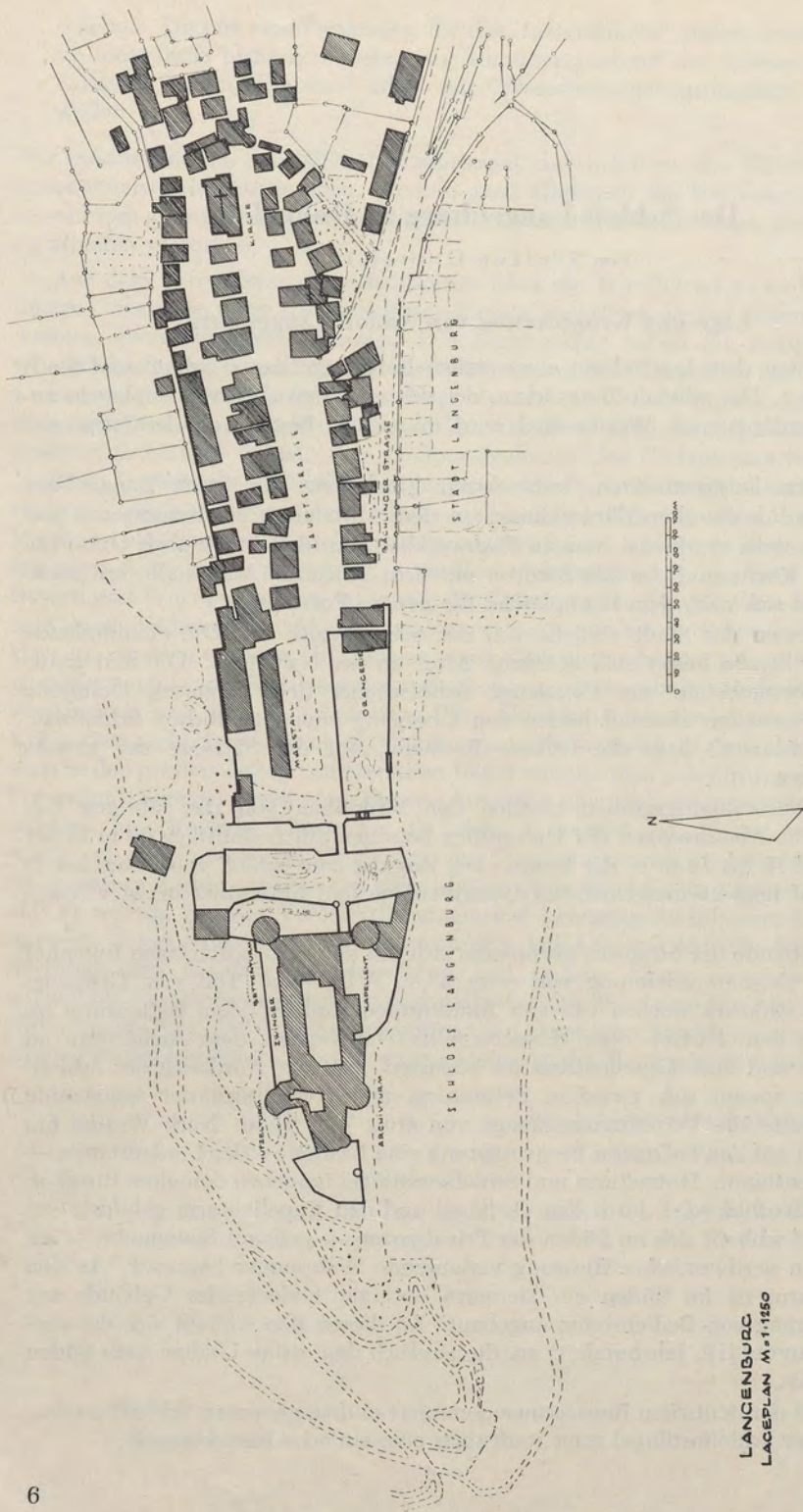
Im Westen der Stadt schließt sich der Schloßbezirk an. Die einmündende Bächlinger Straße bildet eine deutliche Zäsur an der Nahtstelle. Die herrschaftlichen Nebengebäude wie Forsthaus, Zehntscheuer (jetzt Remise), Orangerie und der ehemalige Marstall bilden den Übergang zum eigentlichen Schloßbau. Vor dem Marstall liegt die frühere Reitbahn, auf der Südseite der private Barockgarten.

Zwei Verteidigungsgräben trennen den Schloßbau von den übrigen Gebäuden. Die Abmessungen der Halsgräben betragen durchschnittlich 60 m in der Länge und 16 bis 18 m in der Breite. Der Zugang zum Schloß von Osten her in den Vorhof liegt asymmetrisch zur Gesamtanlage und führt über massive Steinbrücken.

Die Gebäude des Schlosses gruppieren sich um den fast rechteckigen Innenhof mit einer Gesamtausdehnung von etwa  $43,00 \times 16,50$  m. Die vier Gebäudeflügel des Schlosses werden von vier Rundtürmen flankiert, dem Bettenturm im Nordosten, dem Hutzel- oder Hexenturm im Nordwesten, dem Archivturm im Südwesten und dem Kapellenturm im Südosten. Auf der Nordseite des Schloßnordflügels spannt sich zwischen Bettenturm und Hutzelturm der sogenannte Zwinger, eine alte Verteidigungsanlage von etwa 7 m Tiefe. Nach Westen hin schiebt sich auf den äußersten Bergvorsprung eine Bastion — der Lindenstamm — vor. Lindenstamm, Hutzelturm und Schloßwestflügel umgeben den alten Burghof. Der Schloßvorhof wird durch den Ostflügel und den Kapellenturm gebildet. An den Vorhof schließt sich im Süden der Privatgarten — genannt Sonnenuhr — an, den eine in nordwestlicher Richtung verlaufende Wehrmauer begrenzt. An den Kapellenturm ist im Süden ein kleineres, weniger bedeutendes Gebäude zur Unterbringung von Bediensteten angebaut. An diesen Bau schließt sich die ehemalige Brauerei (19. Jahrhundert) an, die zugleich den ersten Graben nach Süden hin begrenzt.

Der Stil der deutschen Renaissance dominiert in dem gesamten Schloßkomplex, lediglich der Schloßostflügel zeigt stadtwärts eine einfache Barockfassade.





LANGENBURG  
LACEPLAN M. 1:1250

Plan 1. Lageplan. Im Westen der Schlosskomplex, durch 2 Halsgräben von den herrschaftlichen Nebengebäuden, wie Orangerie, Marstall, Zehntscheuer usw., getrennt. Nach Osten anschließend die Stadt. An der Hauptstraße die ältesten Gebäude der Stadt. Kirche von 1610—1680 mit Chor von 1500. — Im Osten außerhalb des Stadtores die neuere Vorstadt.

Das Kernstück der Schloßanlage bildet der große Innenhof. Sein harmonischer Aufbau, die hübschen Treppenhautürme, die Zwerchgiebel und die reizvollen Galerien trugen dazu bei, Schloß Langenburg weit über die hohenloheschen Grenzen hinaus bekannt zu machen. Nord- und Westseite des Hofes werden von dreigeschossigen Gebäuden umgeben. Die Südseite begrenzt eine hohe Ringmauer, an deren Außenseite sich mehrgeschossige Gebäude befinden. Der Schloßostflügel ist viergeschossig. Die Südostecke des Hofes wird durch einen ebenfalls viergeschossigen Vorbau des Ostflügels gebildet. Zwei kleinere Treppenhautürme an der Nordseite und ein großer Treppenhauturm an der Ostseite geben dem Hof besonders reizvolle Akzente. Der gesamte Hof wird von einem Laufgang mit steinerner Beschlagwerkbrüstung umzogen, der auf der Nord- und Ostseite auf Kragsteinen ruht. Mächtige gemauerte Arkaden tragen an der Süd- und Westseite den Laufgang.

An der Südostecke liegen, den jeweiligen Wohngeschossen entsprechend, drei Laufgänge übereinander, die ebenfalls auf Kragsteinen ruhen. Die Laufgänge lassen im Gesamteindruck den feingliedrigen Maßstab betont in Erscheinung treten. Auf der Brüstung der Südseite sitzen steinerne, jonische Säulen, die eine hölzerne Galerie tragen. Das Dachgesims der Südseite ruht auf hölzernen, korinthischen Säulen. Ein Volutengiebel am Westflügel und drei weitere Giebel am Nordflügel beleben die Dachzone.

Im Ostflügel befinden sich die fürstlichen Wohn- und Repräsentationsräume. Verwaltungs-, Wirtschafts- und Wohnräume liegen im Südfügel, während der Westflügel den Theatersaal und andere Nebenräume beherbergt. Im Nordflügel sind jetzt ein Sanatorium und die Prinzessinnenwohnungen untergebracht.

### **Geschichte der Besitzer von Schloß Langenburg**

Die Geschichte der Besitzer des Schlosses Langenburg und die damit verbundenen Besitz- und Eigentumsverhältnisse von Schloß Langenburg darf als eine wichtige Ergänzung zur eigentlichen Baugeschichte angesehen werden, besonders früherer Zeiten, aus denen keine Bauakten oder nur mangelnde Unterlagen vorhanden sind.

Selten wird ein Schloß so kontinuierlich in dem Besitz einer einzigen Familie gewesen sein, wie es bei Langenburg der Fall ist! Seit dem 13. Jahrhundert und seit 21 Generationen ist die Familie der Herren, Grafen und später Fürsten von Hohenlohe ohne Unterbrechung Besitzer von Schloß Langenburg.

Außer einer Urkunde von 1033 bleibt die Geschichte des Landes im 11. Jahrhundert in Dunkel gehüllt. Erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts dürfte die Burg Langenburg von einem Zweig der Familie der Pfizinger erbaut worden sein, der sich von nun an nach dieser Burg benannte. — In einer Schenkungsurkunde wird am 14. September 1201 ein Waltherus von Langenberg genannt!

Am Ende des 12. Jahrhunderts heiratete eine Adelhaid von Langenburg einen Heinrich von Hohenlohe (aus dem Hause der Pfizinger). Dieser Ehe entstammten fünf Söhne und eine Tochter, nämlich Andreas, Gottfried, Konrad, Heinrich, Friedrich und Kunigunde. Nach dem Tod des Vaters übernahmen die beiden Brüder Gottfried und Konrad das Erbe, die anderen Brüder Andreas, Heinrich und Friedrich traten dem Deutschorden bei. Gottfried (1219—1254) ist der Begründer der Linie Hohenlohe-Weikersheim, Konrad (1219—1249) der Begründer der Linie Brauneck, die 1391 ausgestorben ist.

Gottfried und Konrad waren Zeitgenossen Friedrichs II.; als treue Anhänger der Staufer waren sie stark verwickelt in die Kriegswirren und Unruhen der



damaligen Zeit. Auf Grund besonderer Verdienste wurde Konrad die Grafschaft Molise verliehen (1229—1230), und beiden Brüdern wurde um 1230 die Grafschaft der Romagna in Oberitalien als besondere Auszeichnung von Friedrich II. zugesprochen. Zahlreiche Urkunden berichten von dem Aufenthalt der Brüder in dem Gefolge des Kaisers in Italien und auf seinen Kriegszügen.

1226 beginnt ein Streit um das Eigentumsrecht an Langenburg, der erst 9 Jahre später durch das persönliche Eingreifen Friedrichs II. zugunsten Gottfrieds von Hohenlohe beigelegt werden kann. — Eine Urkunde des Bischofs Hermann von Würzburg aus dem Jahre 1226 besagt: „... daß der edle Mann Walther von Langenburg<sup>1</sup> mit seinen Söhnen, Albert und Seyfried all sein Eigentum, darunter Burg und Stadt Langenburg der Kirche von Würzburg geschenkt und wiederum zu Lehen erhalten hat.“

Eine zweite Urkunde berichtet aus dem Jahre 1226 über eine Begegnung Gottfrieds mit Walther und Albert von Langenburg in Rimini und Parma. Vielleicht wurde hier eine stille Übereinkunft getroffen.

1220 war auf dem Reichstag zu Frankfurt der Sohn Friedrichs II. als Heinrich VII. zum deutschen König gewählt worden. Gottfried war in den ersten Jahren Berater des jungen Königs. Der lange Aufenthalt Friedrichs II. in Italien steigerte die Eigenmächtigkeit des jungen Königs, was schließlich zu Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn führte. 1231 gelang es Friedrich noch einmal, auf dem Reichstag zu Ravenna eine friedliche Übereinkunft mit seinem Sohn zu treffen. Die bald wieder einsetzenden Unstimmigkeiten führten zu einer feindlichen Haltung Heinrichs gegen die treuen Anhänger Friedrichs — insbesondere gegen Gottfried.

Im Jahre 1232 legten die Herren Walther und Albert von Langenburg das Deutschordenskleid an und verzichteten damit auf den Lehensbesitz von Langenburg. Sofort trat Gottfried als rechtmäßiger Nachfolger auf und wurde daraufhin von dem Bischof von Würzburg und einigen Reichsministerialen stärkstens angefeindet.

Das Jahr 1233 war erfüllt von einer bitteren Fehde. — Auf dem Hoftag zu Frankfurt im Frühjahr 1234 wurde durch König Heinrich VII. das Landfriedensgesetz gegen das Fehdewesen erlassen. Dort wurde über Langenburg entschieden. Auf Betreiben des Bischofs von Würzburg wurde die Herrschaft Langenburg Gottfried abgesprochen und einem uns unbekanntem Mündel Heinrichs VII. übertragen. — Anscheinend war um diese Zeit Gottfried bereits im Besitz der Langenburg. Heinrich von Neuffen wurde zum Vollstrecker des Urteils Heinrichs VII. Er vollzog das Werk der Rache an Schloß Langenburg.

Friedrich II., der noch in Italien weilte, mißbilligte das Vorgehen Heinrichs VII. und gab den ausdrücklichen Befehl, die bereits zerstörten Burgen der Brüder Gottfried und Konrad wiederherzustellen und die Burg Langenburg an Hohenlohe zurückzugeben. Statt den väterlichen Befehl zu befolgen, zahlte Heinrich eine Abfindung von 2000 Silbermark (vgl. Weller, Teil I, S. 63 ff.; 2000 Silbermark = 900 000 Reichsmark von 1906).

Auf Betreiben einiger deutscher Fürsten wurde schließlich im September 1234 bei Boppard die offene Empörung gegen Kaiser Friedrich II. beschlossen. Die nun folgenden kriegerischen Unternehmungen richteten sich gegen die deutschen Vertreter der Kaiserpartei, hauptsächlich gegen den Markgrafen von Baden und Gottfried von Hohenlohe. Gottfried wurde von seinen Schwägern von Krautheim unterstützt. Die markantesten Persönlichkeiten der Gegenpartei waren Walter von Limpurg, Ludwig von Schüpf und Ludwig von Virnsberg. — Durch



die Ereignisse alarmiert, traf Friedrich II. im Mai 1235 in Deutschland ein. Das Eingreifen des Kaisers gab den Ausschlag, und nach kurzem Kampf mußte sich die Partei des Königs unterwerfen. Heinrich wurde abgesetzt und nach Italien in die Verbannung geschickt. Am 15. August 1235 fand ein Hoftag zu Mainz statt, auf dem der alte Rechtszustand wiederhergestellt wurde. Die Entschädigungsleistungen der geschlagenen Gegner wurden festgesetzt, und Gottfried von Hohenlohe wurde rechtmäßiger Besitzer von Langenburg. Der Bischof von Würzburg blieb weiterhin Lehensherr. — Auf Grund eines kaiserlichen Gerichtsbeschlusses von Hagenau mußten Walter von Limpurg und Ludwig von Schüpf je 1000 Silbermark an Gottfried von Hohenlohe zahlen. Walter von Limpurg versetzte ihm deshalb seine Veste Schenkenburg, Ludwig von Schüpf die Stammburg Schüpf und Ludwig von Virnsberg mußte die Veste Virnsberg an Gottfried abgeben. — Im gleichen Jahr wurde mit dem Wiederaufbau der Langenburg begonnen.

Nach den unruhigen Jahren zwischen 1226 und 1235 trat Langenburg wieder in den Hintergrund. Nur noch einmal wurde Langenburg in einer Urkunde um 1252 erwähnt, die Gottfried ausgestellt hat.<sup>2</sup> In diesem Schreiben heißt es: „Diese oberzehnten lehen sind nach abgang der gedachten herren von Langenburg dem Grafen von Hohenlohe zu lehen gegeben worden, die sie noch vom Stifft empfangen und tragen.“ — Hierbei handelte es sich offenbar um eine Lehenserneuerung. Zu der Herrschaft Langenburg gehörten damals unter anderem die Orte Bächlingen, Nesselbach, Dünsbach, Gerabronn, Ebersbach und Regenbach.

Burgmannen oder Ministeriale führten die Aufsicht in den hohenloheschen Besitzungen. So findet sich 1253 ein Heinrich von Langenburg in den Urkunden. 1270 und 1297 wird ein Rezzo von Langenberc als hohenlohescher Ministeriale auf Langenburg erwähnt. Die Rezze von Bächlingen (Herren von Bächlingen) mögen ebenfalls im Lehensverhältnis zu den Hohenlohern gestanden haben. 1348 wird ein Edelknecht, Kunz von Neuenstein, als Amtmann erwähnt.

Im Jahre 1254 starb Gottfried von Hohenlohe, fünf Jahre nach dem Tode seines Bruders Konrad I. Damit wurde die erste wichtige Periode in der Geschichte Langenburgs abgeschlossen. — Gottfried hinterließ drei Söhne: Albrecht, Kraft und Konrad.

Kraft I. (1256—1312), der Besitzer von *L a n g e n b u r g*, war, treu dem Beispiel seines Vaters folgend, auf der Seite der Stauer. Mit dem Bischof von Würzburg stand er im engsten Verhältnis. Als 1268 mit Konradin der letzte Hohenstauffer ins Grab sank, wandte sich Kraft I. dem neuen, 1273 gewählten König Rudolf von Habsburg zu, in dessen Regierungszeit er zeitweilig hohe Ämter (Landvogt von Wimpfen) bekleidete.

1313 tauchte Langenburg in einer interessanten Urkunde auf. Die Tochter Krafts I., Adelheid, war in ihrer ersten Ehe mit Konrad Schrimpf von Öttingen vermählt, der „in des Reiches Acht“ erklärt wurde und dessen Güter somit eingezogen wurden. Adelheid von Hohenlohe hatte Langenburg als Heimsteuer mitgebracht. Karl Weller berichtet von König Johann von Böhmen, dem Sohn Heinrichs von Luxemburg, der sich 1313 nach Nürnberg begab, wo er sich mit den Bischöfen von Regensburg und Eichstätt, den Grafen Berthold von Henneberg und Ludwig von Öttingen sowie dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg vereinigte. Hier erkannte er die Herrschaft Langenburg, die der Adelheid von ihrem Vater für die Heimsteuer verpfändet war, als ihr verbleibend an, bis er oder der Kaiser Heinrich es widerrufe, da auch dieser Besitz — als der Gattin des Reichsächters gehörig — gefährdet war.



Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß Adelhaid diesen Zufluchtsort benützt und tatsächlich längere Zeit bis zu ihrer zweiten Vermählung in Langenburg gewohnt hat. „1337 löste Gottfried, der Bruder Krafts II., von seiner Schwester Adelhaid, welche damals in dritter Ehe mit Ulrich II. von Brauneck verheiratet war, die ihr seit Jahren für die Heimsteuer verpfändete Herrschaft Langenburg mit 1200 Mark Silber ein.“<sup>3</sup> Kraft II. (1290—1344) beerbte seinen Bruder, und somit war auch Langenburg schließlich wieder in seiner Hand.

Langenburg wechselte in dieser Zeit oftmals den Besitzer und wurde gern als Tauschobjekt benützt. Meistens wurde der Besitz verpfändet und später wieder eingelöst oder eingetauscht. Verschiedene Urkunden und Verträge geben darüber Auskunft.

1345 wurde Langenburg vorübergehend an das Hochstift Würzburg versetzt.

1384 versetzten Ulrich und Friedrich von Hohenlohe Langenburg an die Städte Hall, Wimpfen, Heilbronn, Weinsberg, Rothenburg und Windsheim. — Offenbar wurde Langenburg bald wieder eingelöst.

1386 wurde bei einer Teilung Langenburg um 2000 Gulden an einen Domherrn von Würzburg versetzt, der Langenburg dann an Leopold von Seldeneck abtrat.

1397 trug Ulrich von Hohenlohe die beiden Vesten Sindringen und Langenburg der Krone Böhmens zu Lehen auf. Dazu war er jedoch hinsichtlich Langenburgs, das von Würzburg zu Lehen ging, nicht befugt.

1408 löste Graf Albrecht von Hohenlohe Langenburg wieder ein, und im gleichen Jahr meldete sich der Bischof von Würzburg auf Grund der Ereignisse der letzten Jahre und wies in einer Urkunde nach, daß Langenburg schon „bei 160 Jahren Würzburger Lehen sei“!

Erst durch das tatkräftige Eingreifen Graf Albrechts I. (1383—1429) konnte ein großer Teil der althohenloheschen Besitzungen gesichert werden. Finanzielle Schwierigkeiten, hervorgerufen durch die verschwenderische Regierungstätigkeit seiner Brüder, zwangen Albrecht, eine Erbverbrüderung mit Konrad von Weinsberg einzugehen. Für einen Kredit von 10 000 fl., der Albrecht von Hohenlohe gewährt wurde, hatte Konrad von Weinsberg Langenburg als Unterpfand inne. — Das Abhängigkeitsverhältnis hatte keine lange Dauer, und am Ende seines Lebens hatte Albrecht die Grafschaft wieder fest in der Hand.

Albrecht I. hinterließ bei seinem Tode drei Söhne: Kraft, Albrecht und Georg. Nach den Hausgesetzen der damaligen Zeit teilten sich Kraft V. und Albrecht II. in die Regierung. Georg ging in den geistlichen Stand. Kraft V. erhielt Schillingsfürst, Waldenburg und Pfedelbach. Albrecht II. wurden Neuenstein (Residenz), Bartenstein und Langenburg zugeteilt. Öhringen blieb unter gemeinschaftlicher Verwaltung. In der Regierungszeit der beiden Brüder gelang es, Weikersheim, das vorübergehend einen anderen Besitzer gefunden hatte, wieder zu erwerben.

In der zweiten Hälfte des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts geben verschiedene Tatsachen von dem steigenden Interesse der Grafen an Langenburg Kunde. Das Allianzwapen Hohenlohe-Ziegenhain und die Wapen von Georg I. und Albrecht III. mit den beiden Jahreszahlen 1493 und 1516 am Torhaus der Langenburg geben Zeugnis von den jeweiligen Besitzern. Es ist anzunehmen, daß Langenburg neben dem hohenloheschen Burgvogt zeitweilig auch einzelnen Mitgliedern der gräflichen Familie als Aufenthaltsort in diesen Jahren gedient hat.

Das beginnende Interesse der Grafen zeigte sich auch 1502 in der Schenkung der „Kapelle zum heiligen Blut“ in Langenburg durch Graf Kraft VI. Noch einmal



trat Langenburg in dem Bauernaufstand von 1525 hervor. Als ein „Haufen der Bauern nach ... Neuenstein, der gewöhnlichen Residenz des Grafen Albrechts zogen, war der Graf nach Langenburg geritten“.<sup>4</sup> Die beiden Brüder unterwarfen sich später auf dem Grünbühl den Bauern, und das größte Unheil wurde dadurch von der Grafschaft ferngehalten.

In den Jahren 1551/53 wurde die für die neuere Geschichte des Hauses Hohenlohe wichtige Landesteilung vorgenommen, aus der die Linien Hohenlohe-Neuenstein und Hohenlohe-Waldenburg hervorgingen. Albrecht III. starb 1551 kinderlos in Neuenstein, so daß auch sein Besitz unter den Erben Georgs I. geteilt wurde. Georg I. hatte einen Sohn, Ludwig Casimir, aus erster Ehe und Eberhard und Georg II. aus zweiter Ehe. Georg II. starb bereits 1554. Schließlich wurden Eberhard, dem Begründer der Waldenburger Linie, unter anderem die Besitzungen Waldenburg, Pfedelbach, Schillingsfürst und Bartenstein zugesprochen. Ludwig Casimir, der Begründer der Linie Hohenlohe-Neuenstein, erhielt Öhringen, Neuenstein, Weikersheim und Langenburg. — Beide Linien waren protestantisch, 1667 kehrten die Waldenburger zum Katholizismus zurück.

1558 verließ Kaiser Ferdinand I. den Stiftern der beiden Hauptlinien, Ludwig Casimir und Eberhard, das Recht, sich des Titels „Herren zu Langenburg“ zu bedienen. In das alte hohenlohesche Wappen mit den Farben Rot und Silber wurden seitdem die Langenburger Löwen sowie die Langenburger Farben Schwarz und Gold aufgenommen.

Nachdem 1551 die Teilung vorgenommen worden war, widmeten sich nunmehr die beiden Familienzweige einer regen Regierungstätigkeit. In den folgenden Jahrzehnten begann eine rege Bautätigkeit, bei der Umbauten und Erweiterungen in den hohenloheschen Besitzungen von Neuenstein, Waldenburg, Schillingsfürst, Weikersheim, Langenburg, Öhringen, Pfedelbach und Schrozberg vorgenommen wurden. Die alten Burgen wurden größtenteils zu einer Residenz im Sinne des 16. und 17. Jahrhunderts verwandelt.

Ludwig Casimir hinterließ bei seinem Tode 1568 vier Söhne: Albrecht, Wolfgang, Philipp und Friedrich. Albrecht wurde Senior des Hauses, residierte in Weikersheim und starb kinderlos 1575 in Stuttgart. Wolfgang übernahm die Geschäfte des Bruders, wohnte ab 1570 in Langenburg und siedelte nach der Landesteilung von 1586 nach Weikersheim über. Graf Wolfgang war Senior des Gesamthauses bis zu seinem Tode 1610 und konnte, nachdem seine Brüder kinderlos verstorben waren, am Ende seines Lebens den Gesamtbesitz der Linie Hohenlohe-Neuenstein wieder in seiner Hand vereinigen. 1586 war eine interne Landesteilung vorgenommen worden, bei der Philipp Neuenstein und Forchtenberg — Wolfgang Weikersheim, Schrozberg und Ingelfingen — und Friedrich Langenburg nebst Kirchberg erhalten hatten.

Seit 1570 blühte Langenburg zu einer Residenz auf und wurde seither von Mitgliedern der Familie Hohenlohe bewohnt. Langenburg war von einem Nebenbesitz zu einem Zentrum in der Grafschaft herangewachsen.

Drei Namen zeichnen sich in diesem Zeitraum besonders ab. In erster Linie war es Graf Wolfgang (1546—1610), der sich intensiv mit der „Innenpolitik“ seiner Grafschaft beschäftigte. Sein besonderes Interesse galt der Verwaltung, der Rechtspflege, einer neuen Kirchen- und Schulordnung und nicht zuletzt den Sorgen und Nöten seiner Untergebenen. Er war ein wirklicher Regent und beliebt als Landesvater.

Kaum ein anderer Sproß hat den Namen des Hauses Hohenlohe zu so viel Ruhm und Ehren gebracht wie Graf Philipp, der Bruder Wolfgangs. Als Generalleutnant



nahm er an den niederländischen Freiheitskriegen teil. Seine hervorragenden Leistungen und das Wesen seiner markanten Persönlichkeit haben ihn zu einer unvergessenen legendären Figur in den niederländischen Freiheitskriegen werden lassen.

Graf Philipp Ernst übernahm 1610 mit Langenburg und Kirchberg das Erbe seines Vaters. Als Neffe des Grafen Philipp verbrachte er einen Teil seiner Jugend in den Niederlanden und erlangte dort den Rang eines Obersten. 1608 heiratete er die Gräfin Anna Maria von Solms, die ihm elf Kinder im Laufe seiner Ehe schenkte.

In Langenburg widmete er sich mit aller Hingabe seiner Regentschaft. Die Bautätigkeit in Langenburg und in Kirchberg spiegeln seine Aktivität wieder. — Durch eine kurz befristete Erbschaft von seinem Oheim führte Philipp Ernst den Titel Baron von Lißfeld.

In den letzten Lebensjahren des Grafen Philipp Ernst warf der Dreißigjährige Krieg seine furchtbaren Schatten auch auf Hohenlohe. Schon in den ersten Kriegsjahren durchzogen fremde Heere die friedlichen Lande. Wallensteins Leute gingen ins Quartier und kroatische Heerhaufen beunruhigten die Gegend. 1634, im Jahre der Schlacht bei Nördlingen, sechs Jahre nach dem Tod Graf Philipp Ernsts, wurde die Stadt Langenburg durch den kaiserlichen Generalwachtmeister Diodati am 27. September nach achttägiger Belagerung eingenommen. Das Schloß selbst mußte drei Tage später dem Eroberer die Tore öffnen. Außer der neueren Vorstadt erlitt Langenburg keine größeren Schäden. — In den nächsten Jahren erhöhten sich Not und Sorgen der Bevölkerung durch die Pest. 1645 bezog die Artillerie des Erzherzogs von Österreich Winterquartier in Langenburg. Am Ende des großen Krieges war das Land ausgepumpt und erschöpft. Nur allmählich konnte es zu einem Wiederaufleben in Hohenlohe kommen.

Graf Wolfgang hinterließ bei seinem Tode 1610 drei Söhne. Philipp Ernst übernahm Langenburg mit Kirchberg, Kraft erhielt Neuenstein, und Georg Friedrich wurde Weikersheim zugeteilt. — Die beiden Söhne Philipp Ernsts, Joachim Albrecht und Heinrich Friedrich, führten das Erbe des Vaters bis 1650 gemeinschaftlich weiter. 1650 fand eine Teilung statt, bei der Joachim Albrecht die Besetzung Kirchberg zufiel. Heinrich Friedrich blieb in Langenburg. Er gilt als der Stifter des noch heute blühenden Hauses Hohenlohe — (Neuenstein) — Langenburg. Joachim Albrecht starb unvermählt 1675 in Kirchberg. So fiel dieser Besitz an Langenburg zurück.

Als 1699 Graf Heinrich Friedrich starb, kamen seine drei Söhne an die Regierung. Albrecht Wolfgang wurde Regent in Langenburg, sein Bruder Christian Kraft erhielt Ingelfingen und Schrozberg, und Friedrich Eberhard übernahm Kirchberg. Ingelfingen ging später an die Linie Öhringen über. Die Linie Kirchberg starb 1861 aus. Der Besitz wurde zwischen Öhringen und Langenburg aufgeteilt.

Im Jahre 1713 wurde durch Albrecht Wolfgang die Primogeniturordnung eingeführt. Das Recht der Erstgeburt verhinderte somit eine weitere Aufspaltung des hohenloheschen Besitzes.

Die Herrscher in Langenburg waren im 18. Jahrhundert:

1. Albrecht Wolfgang (1659—1715), verheiratet mit Gräfin Sophie Amalie von Nassau-Saarbrücken.
2. Ludwig (1696—1765), verheiratet mit Gräfin Eleonore von Nassau-Saarbrücken.



3. Christian (1726—1789), verheiratet mit Prinzessin von Stolberg-Gedern.
4. Karl I. (1762—1825), verheiratet 1789 mit Gräfin Solms-Baruth.

1764 wurde die Neuensteinsche Hauptlinie durch Kaiser Franz I. in die Fürstenwürde erhoben. Der Waldenburger Zweig hatte die Fürstenwürde wenige Jahre vorher erhalten. Damit war Hohenlohe auch äußerlich in die vorderste Reihe der deutschen Adelsgeschlechter aufgerückt.

Unter der ausgezeichneten Regierung von Graf Ludwig, der selbst noch kurz vor seinem Tode die Fürstenwürde empfing, erhielt die Residenz Langenburg an manchen Stellen ein barockes Gepräge. Ein Teil des Schlosses, viele Bürgerhäuser und das Lustschlößchen Ludwigsruhe sprechen von der Baufreudigkeit des damaligen Grafen.

Im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts warf die Französische Revolution ihre Schatten auch auf Hohenlohe. Die Franzosen in Hohenlohe waren die Vorboten eines schrecklichen Krieges. Um die Jahrhundertwende spitzte sich die Lage immer mehr zu. Napoleon war im siegreichen Vorrücken. Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 brachte die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer. 1806, im Jahre, in dem Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserkrone niederlegte, erklärte die Rheinbundakte die Mediatisierung aller reichsunmittelbarer Fürstentümer und Herrschaften, die bisher nicht dem Rheinbund angehört hatten. Hohenlohe war nicht Mitglied des Rheinbundes. Es wurde dessen Untertan und wurde größtenteils dem Königreich Württemberg zugeteilt. Alle Vergleichsversuche schlugen fehl, und württembergische Truppen zogen in Hohenlohe ein. Damit war die eigene Landeshoheit erloschen. Die Familie der Fürsten von Hohenlohe wurde von Souveränen zu bloßen Besitzern erniedrigt. Im Wiener Kongreß wurden die Rechtsverhältnisse nicht revidiert.

Es folgten als Eigentümer von Langenburg:

1. Fürst Karl (1762—1825)
2. Fürst Ernst I. (1794—1860)
3. Fürst Hermann (1832—1913)
4. Fürst Ernst II. (1863—1950)
5. Fürst Gottfried (geb. 1897)

Da die Fürsten seit 1806 nicht mehr an die heimische Herrschertätigkeit gebunden waren, widmeten sich die Mitglieder der Familie außerhohenloheschen Diensten. Neben militärischen Aufgaben bekleideten die Fürsten hohe zivile Ämter in Deutschland. Fürst Ernst I. war Präsident der Kammer der Standesherren in Württemberg, sein Sohn Hermann war Mitglied des deutschen Reichstages, Vizepräsident des Reichstages 1877 und war als Statthalter von Elsaß-Lothringen 1894 bis 1907 ein beliebter und geachteter Vertreter des deutschen Reiches. Fürst Ernst II. war im auswärtigen Dienst tätig und von 1900 bis 1905 Regent von Sachsen-Coburg-Gotha. Die Geschicke des Hauses von Langenburg liegen jetzt in den Händen S. D. des Fürsten Gottfried von Hohenlohe-Langenburg.

Die Stadt Langenburg hat eine parallele Entwicklung durchgemacht. Ihr Blühen und Gedeihen war eng mit dem Schicksal der Burg verknüpft. Die Stadt wurde erstmals in der Urkunde 1226 erwähnt. Aus der Urkunde geht hervor, daß der Ort, der wohl aus wenigen Handwerkerhäusern bestand, bereits das Stadtrecht besaß (castrum et oppidum). Nach den kriegerischen Ereignissen



des Jahres 1234 konnte sich die Stadt im 14. und 15. Jahrhundert in Ruhe und Frieden entwickeln und erweitern. Eine Pallisadenumwallung umzog den Ort und verwehrte allen unerwünschten Fremdlingen den Eintritt.

Die Verwaltung der Stadt lag in den Händen eines herrschaftlichen Schultheißens, der alle Angelegenheiten regelte. Ab 1455 waren sämtliche Rechte innerhalb der Stadtgrenze an die Hohenloher gefallen, außer einigen Zinsen und Gülten, die erst 1567 vom Rittergut Morstein eingetauscht werden konnten.

In den früheren Jahrhunderten gehörte Langenburg zur Pfarrei Bächlingen, bis um 1500 die Kapelle „Zum Heiligen Blut“ erbaut wurde. 1502 dotierte Kraft IV. die Kapelle zu Langenburg.

Erst mit der Wandlung der Burg zur Residenz, zum Wohnsitz eines Zweiges der Hohenloher Familie im 16. und 17. Jahrhundert gewann die Stadt ein größeres Gewicht. Die Hofhaltung zog Handwerker und Händler an, und allmählich erwuchs Langenburg zu einer blühenden, behäbigen Kleinstadt.

Unter Graf Philipp Ernst erwiesen sich die Verteidigungsanlagen der Stadt als unzulänglich, und Langenburg erhielt eine Stadtmauer mit befestigten Zugängen von Osten und Süden her. Wenige Jahre später, 1634, hatte die Stadtbefestigung ihre Feuerprobe zu bestehen, als die „Kaiserlichen“ die Stadt belagerten und später einnahmen. Die neuere Vorstadt außerhalb der Stadtmauer wurde gänzlich zerstört.

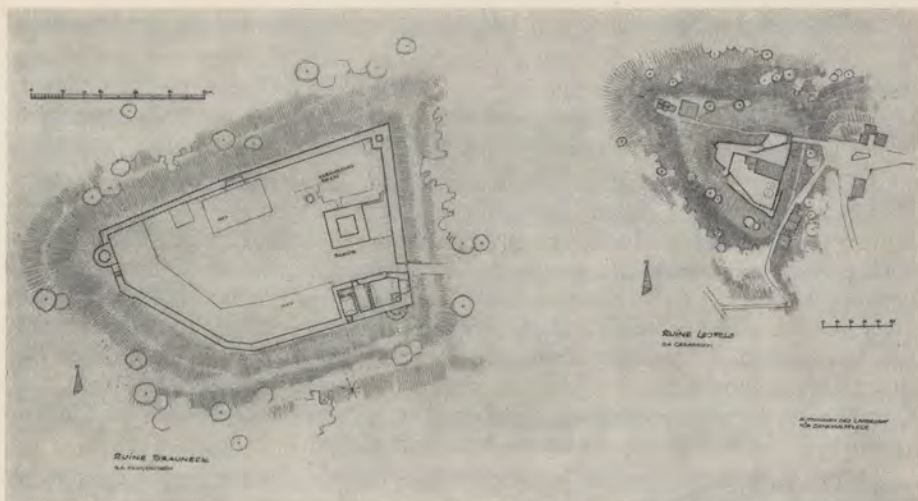
Nach dem Dreißigjährigen Krieg konnte sich die Stadt nur langsam erholen. Mit dem Aufblühen der Grafschaft zum Fürstentum Hohenlohe im 18. Jahrhundert hielt auch ein bürgerlicher Wohlstand Einzug in dem kleinen Residenzstädtchen Langenburg. Viele reizvolle Fachwerkhäuser zeugen von der hohen handwerklichen Kunst der damaligen Zeit. Die wichtigsten Bauten aus jenen Tagen, die noch heute der Stadt ein besonders malerisches Gepräge geben, sind: die Kirche (Erweiterung 1610—1680) mit Chor (1500), das Rathaus (1779), Gasthaus „Zum Ochsen“ (1552), Haus des Stadtpflegers Stein (1568), das Stein- oder Witwenhaus (1585), das Hofratshaus (1600), die Zehntscheuer, Gasthaus „Zur Krone“ (1623), Haus des Schuhmachermeisters Ziegler, Gasthaus „Zum Hirsch“ (1671), Haus Bauer (1763) und die Hofapotheke (1782).

Der Torturm im Nordosten mit dem kleinen Wachhaus gibt als wehrhafte Silhouette einen Abschluß des Stadtbildes.

### **Baugeschichte von Schloß Langenburg**

Mit der Darstellung der Baugeschichte des Schlosses Langenburg wird der Versuch unternommen, die einzelnen Bauperioden zu analysieren und die Entwicklung der Schloßanlage bis zum heutigen Bestand zu verfolgen. Die wenigen heute noch vorhandenen Bauakten greifen nur bis ins 16. Jahrhundert zurück. Die Zeit des Mittelalters ist in völliges Dunkel gehüllt.

Durch ein intensives Studium der einzelnen Bauteile in gestalterischer und konstruktiver Hinsicht lassen sich wichtige Rückschlüsse auf die Entstehungszeit ziehen. Ereignisse aus der hohenloheschen Geschichte und Archivmaterial bestätigen weitgehend die aufgestellten Hypothesen. Die Geschichte der hohenloheschen Besitzer darf deshalb als eine wichtige Ergänzung angesehen werden. Um der Gefahr von Trugschlüssen zu begegnen, wird die Vergleichung mit anderen Burgen und Schlössern auf ein Minimum beschränkt. Die örtliche Lage, geschichtliche Gegebenheiten und menschlicher Wille haben Langenburg ein individuelles Gepräge gegeben.



Plan 25. Ruine Brauneck und Ruine Leofels (rechts) nach Aufnahmen des Landesamtes für Denkmalpflege Stuttgart.

Folgende Hauptbauperioden können einwandfrei identifiziert werden:

1. Der Bau der ersten Burg im 12. Jahrhundert.
2. Der Wiederaufbau der großen Burganlage um 1235.
3. Die Erweiterungen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.
4. Der Umbau der Burg zu einem Residenzschloß am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts.
5. „Die Modernisierung“ innerhalb des Barocks.
6. Anbauten und Erweiterungen im 19. Jahrhundert.

### 1. Der Bau der ersten Burg im 12. Jahrhundert

Der genaue Zeitpunkt des Entstehens der ersten Burganlage läßt sich nicht bestimmen. Bereits im 12. Jahrhundert taucht ein edelfreies Geschlecht auf, das sich nach seinem Stammsitz „von Langenburg“ nennt (vgl. Besitzergeschichte von Langenburg). Die Urkunde von 1226 bestätigt diesen Sachverhalt (Langenburg — castrum et oppidum). Demnach muß Langenburg bereits um diese Zeit ein befestigter Platz gewesen sein. 1234 wurde diese erste Burganlage, wie an anderer Stelle bereits berichtet, zerstört, und an ihre Stelle wurde nach 1235 eine neue Burg errichtet. Es taucht die Frage nach der etwaigen Größe und dem Umfang dieser ersten Burganlage auf. Zur Beantwortung müssen benachbarte, bis heute noch erhaltene Burgen aus dieser Zeit herangezogen werden. Zum Vergleich eignen sich besonders die Burgen Stetten (erstmalig genannt 1218), Tierberg (erstmalig 1220—1230 genannt), Leofels, Hornberg und Waldenburg (Plan 25). Die genannten Anlagen weisen alle eine ähnliche fortifikatorisch begünstigte Höhenlage auf. Ihre Ausdehnung entspricht etwa einem Drittel der Gesamtgröße der heutigen Langenburger Anlage.

Der Westflügel des Langenburger Schlosses enthält die ältesten Teile.<sup>5</sup> An dieser Stelle dürfte auch der günstigste Platz für die erste Burganlage gewesen sein. Wie etwa bei Hornberg oder Tierberg fällt hier der nach Westen vorgeschobene Berggrücken steil zur Jagst ab. Die Ostseite bietet nur einen schmalen Zugang.



Die erste Langenburger Anlage dürfte nur aus einem einfachen befestigten Wohnhaus (Palas, Kemenate), einem Wirtschaftsgebäude und den damals üblichen Verteidigungsanlagen bestanden haben. Eine hohe Schildmauer mit davorliegendem Halsgraben wird Schutz gegen Osten geboten haben. Ob ein Berchfrit jemals vorhanden war, ist fraglich.<sup>6</sup>

1234 erfolgte die Zerstörung der Langenburg. Ein Vergleich mit den Kriegseinwirkungen späterer Zeiten, selbst mit den Zerstörungen des 20. Jahrhunderts, führt zu interessanten Hypothesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sich die Zerstörungen nur auf die Gebäude- und Mauerteile über dem Normalniveau bezogen haben. Auf die Zerstörung der tiefliegenden Fundamente und Kellermauern wird man aus Zeitersparnis verzichtet haben. — Ein Jahr später begann der Wiederaufbau der Burganlage von Langenburg. Es ist mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß ein Teil der alten Fundamente, Kellermauern und Gewölbe zur Wiederverwendung gekommen ist. Der Westflügel und der Lindenstamm werden noch Reste der ersten Anlage enthalten.

Die nach Westen vorgeschobene gewaltige Bastion des Lindenstammes weist je zwei tonnenüberwölbte Kellerräume übereinander auf (179, 180, 194, 195).<sup>7</sup> Die Gewölbe der erdgeschossigen Kellerräume verlaufen in der Längsrichtung, also von Ost nach West. Das darunterliegende Gewölbe verläuft quer dazu. Statisch-konstruktiv betrachtet ist dies ein völlig unverständliche Maßnahme. Die Hälfte der Gesamtlast wird durch die oberen Gewölbe auf den Scheitelpunkt des unteren Gewölbes geleitet. Aus Sicherheitsgründen mußte späterhin auch eine Unterstützung des unteren Gewölbes vorgenommen werden. Das Steinmaterial der Unterstützungswand unterscheidet sich deutlich vom übrigen Mauerwerk. Es entstanden die beiden Räume 194 und 195. Im Raum 195 befindet sich eine zylinderartige Vertiefung von etwa 3 m Tiefe, bei der es sich nur um eine alte Zisterne handeln kann.<sup>8</sup> Die eigenartige bauliche Ausführung und die Lage der Zisterne lassen die Vermutung aufkommen, daß es sich noch um Reste der ersten Burganlagen handeln kann. Wohl kaum wäre diese Art der Ausführung in einem Bauabschnitt durchgeführt worden.

Mauertechnik und Beschaffenheit der Steine lassen keine weiteren Rückschlüsse auf alte Reste der ersten Burganlage zu, da bis auf den heutigen Tag ständig Ausbesserungsarbeiten vonnöten sind und sämtliche Mauerflächen bereits mehrmals überarbeitet wurden. Nur die Mauerkerne werden noch Reste enthalten.

Die alte Burganlage dürfte etwa folgende Teile des heutigen Bestandes umfaßt haben: Lindenstamm, Verbindungsbau von Lindenstamm zum Westflügel, einen Teil des Westflügels und eventuell Teile des Archivturmareals. Ob der heutige Archivturm auf Fundamenten eines alten Berchfrits errichtet ist, muß fraglich erscheinen. Die abschließende Schildmauer dürfte etwa in Höhe der hofseitigen Fassade des Westflügels verlaufen sein.

## 2. Der Wiederaufbau der großen Burganlage um 1235

Nach den Streitigkeiten zwischen Friedrich II. und Heinrich VII., in deren Verlauf auch Langenburg zerstört wurde, erhielt Gottfried von Hohenlohe Langenburg endgültig zugesprochen. Die Sicherung und Erweiterung seines Gesamtbesitzes darf Gottfried dazu bewogen haben, Langenburg sofort wieder aufzubauen. Die persönliche Stellung Gottfrieds innerhalb der fränkischen Ritterschaft und die reichliche Entschädigungssumme seiner Gegenpartei haben ihn wohl zu dem Entschluß gebracht, die Burg „auf dem langen Berg“ nicht nur wieder auf-



zubauen, sondern auch wesentlich zu erweitern. Die Erweiterung erstreckte sich außer den östlichen Geschütztürmen und den südlichen Anbauten auf die ganze Fläche des jetzigen Schloßkomplexes.<sup>9</sup>

Die Burganlage nach 1235 bestand aus folgenden Bauteilen, die noch heute deutlich und einwandfrei ablesbar sind:

1. Auf der Westseite der Lindenstamm mit dem Verbindungsbau zum Westflügel (Erdgeschoß und erstes Obergeschoß).
2. Der gesamte Westflügel bis einschließlich erstes Obergeschoß.
3. Der gesamte erdgeschossige Unterbau des Nordflügels mit sämtlichen Kellerräumen.
4. Der erdgeschossige Unterbau des Ostflügels.
5. Die kräftige Ringmauer, die sich zwischen Ost- und Westflügel auf der Südseite entlangzieht.
6. Die beiden flankierenden Türme auf der Westseite (Archivturm und Hutzelturm).

Der Burgbereich wird nach Osten hin durch eine starke Schildmauer mit davorliegenden Halsgraben abgeschlossen gewesen sein. Die etwa 7,50 m starken Außenmauern im Keller (95) des Ostflügels berechtigen zu dieser Annahme.<sup>10</sup>

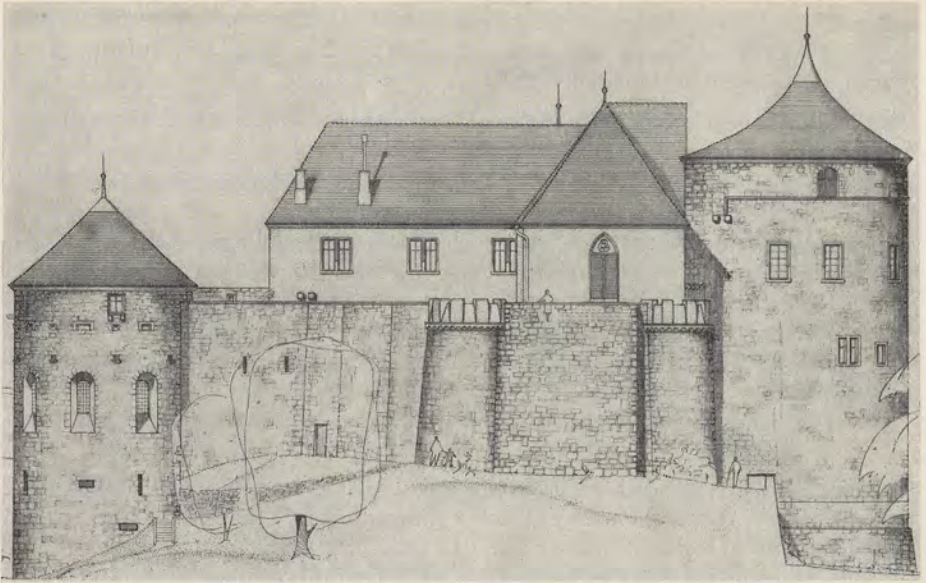
Der Eingang zur Burg erfolgte von Osten her, führte über Zugbrücken südlich an den Hauptverteidigungsanlagen des Ostflügels vorbei und mündete schließlich durch das Tor an der Ringmauer im großen Burghof, der noch heute in voller Größe und Schönheit vor uns liegt. Das alte erhaltene Tor aus Werkstein in der Ringmauer sowie Zeugnisse und Pläne aus der Renaissance (vgl. Stegle-Plan!) geben Zeugnis von der ehemaligen Einführung in die Burganlage. — Die Existenz einer Vorburg — bereits zu dieser Zeit — darf mit aller Wahrscheinlichkeit angenommen werden. (Vgl. die späteren, detaillierten Ausführungen der Baugeschichte.) Die Frage nach einem Torgraben sei dahingestellt. Der Verfasser möchte diese Fragen allerdings verneinen, da sich keine Anzeichen dafür ergeben haben.

Die beiden dargestellten groben Umriss der zweiten Burganlage fußen auf den folgenden Tatsachen und Beobachtungen:

Die Mauermaße des Lindenstammes unterscheidet sich klar und deutlich in Struktur und Technik von dem Mauerwerk der Renaissance oder einer späteren Zeit. Die Schießscharten, typisch für ihre Zeit, dürfen gleichzeitig als Entlüftungsöffnungen angesprochen werden. Die überwölbten Kellerräume 194 und 195 (Zisterne) werden durch die darüberliegenden Schießscharten belüftet. Der Raum 194 ist mit dem alten Burghof durch eine breite, geradläufige Treppe verbunden (heute rechtwinklig abgebogen). An der geschütztesten Stelle der Burganlage läßt ein direkter Zugang zur Zisterne die Vermutung aufkommen, daß sich die Wirtschafts- bzw. Küchenräume unmittelbar angeschlossen haben. Der erdgeschossige Kellerraum 180 muß wohl in Verbindung mit den danebenliegenden Räumen 181 und 182 gestanden haben. Der Zugang ist vermauert, jedoch noch sichtbar. So kann wohl kaum noch Zweifel bestehen, daß der nach Osten anschließende Bau die Küchenräume beherbergt haben dürfte. Eine schmale, innerhalb des Mauerwerks gewendelte Treppe schaffte die folgerichtige Verbindung zu den oberen Wohnräumen der Besitzer. Das alte Steingewände der Treppe zeigt eine Behandlungsart, wie sie in der Gotik allgemein üblich war.<sup>11</sup>

Die schmale Treppe mündet in den Raum 169 des ersten Obergeschosses. Über eine massive Differenzterrasse sind die Haupträume des Westflügels im ersten





Plan 11. Schloßwestansicht. Lindenstamm mit anschließenden Verteidigungsmauern; dahinterliegend der Westflügel. Im Süden der Archivturm; im Norden der Hutzelturm.

Obergeschoß erreichbar. Die Stärke der Wände und die Art der Deckenwölbung (Kreuzgewölbe) lassen keinen Zweifel über den frühzeitigen Ursprung aufkommen. Der Raum 169 hatte einen weiteren Zugang zu einem über 181 befindlichen Raum, dessen Boden durch Streichbalken auf Steinkonsolen getragen wurde. Auch hier finden sich die gleichen Merkmale wie bei Raum 169. Die gesamten Fenster sind Zeugen späterer Jahrhunderte.

Einen besonderen Abschnitt bilden die beiden Türme: Archivturm und Hutzelturm. Bisher wurden beide Türme meistens als Geschütztürme deklariert und der gleichen Entstehungszeit wie die östlichen, tatsächlichen Geschütztürme zugeordnet. Ein genaueres Studium der Einzelheiten widerlegt diese Annahme. Der Verfasser weist die Entstehungszeit der beiden Türme dem 13. Jahrhundert zu.<sup>12</sup>

Das Mauerwerk des Archivturmes greift in den unteren Geschossen ohne merklichen Absatz und ohne sichtbare Arbeitsfuge völlig in das alte Mauerwerk der südlichen Ringmauer und in die alten Teile des Westflügels ein. Der Hutzelturm zeigt dieselbe äußere Tendenz. Die alte nordwestliche Verteidigungsmauer vom Lindenstamm aus greift nahtlos in die Mauer des Hutzelturmes ein. Auch die gegenüberliegende Verbindungsmauer zeigt ähnliche Merkmale.

Beide Türme unterscheiden sich klar und deutlich im Grundriß und Aufbau von den Geschütztürmen der Ostseite. Beide Türme sind fünfgeschossig, im Gegensatz zu den östlichen Geschütztürmen mit nur drei Geschossen aus dem 15. Jahrhundert. Innen- und Außendurchmesser sind wesentlich geringer als bei den östlichen Türmen. Alle Geschosse sind etwa gleichmäßig durchgebildet.

Das unterste Geschoß des Archivturmes (189), das direkt auf den gewachsenen Fels aufgesetzt ist, zeigt jetzt zugemauerte Schießscharten. Wahrscheinlich wird dieser Raum später als eine Art Magazin gedient haben. Eine



alte, leicht gewendelte Treppe diente der Verbindung zu den Wirtschaftsräumen des Westflügels. Auch hier zeigt ein altes Steingewände eine Behandlungsart, wie sie im 13. Jahrhundert üblich war (im Gegensatz zu den glatten, scharrierten Steinflächen aus der Renaissance). In den nun folgenden Geschossen sind an der Außenseite noch heute zugemauerte Schießscharten sichtbar. Die noch jetzt sichtbaren Kragsteinpaare sind Reste von meist hölzernen Ausbauten, die der senkrechten Verteidigung galten. Sie treten ausschließlich nur an Stellen auf, die im sogenannten toten Winkel der horizontalen Verteidigung liegen. Im zweiten Obergeschoß (Raum 167) ist ein solcher Ausbau erhalten. (Abortanlagen kommen in diesem Falle nicht in Frage, da sich mehrere Ausbauten gleicher Art auf ein und demselben Geschoß befinden.) An der Westseite des Archivturmes ist ein alter Stein mit gotischem Vierblatt im Mauerwerk sichtbar. — Sämtliche Fenster, Einbauten in den Geschossen und ein Teil der Zwischendecken sind Attribute späterer Zeiten.

Die Frage nach dem oberen Abschluß des Turmes kann nur andeutungsweise aufgezeichnet werden. Der oberste Raum 159 zeigt einen alten Plattenbelag mit einem Gefälle von 2 bis 3<sup>0</sup>/<sub>0</sub>, einer nach außen verlaufenden, flach eingelassenen Rinne und einem Abflußstein. Nach den Gegebenheiten zu urteilen, darf angenommen werden, daß der Archivturm eine offene Plattform als Abschluß hatte, eventuell auch durch ein leichtes, kegelförmiges Dach auf Stützen abgedeckt war.

Ein ähnliches Bild ergibt sich beim Hutzelturm. Hier sind noch sämtliche Konsolsteinpaare der früheren senkrechten Verteidigung sichtbar. Die zweigeschossigen, übereinanderliegenden Pechnasen (Eingußbecken im obersten Geschoß des Hutzelturmes noch erhalten) unterstreichen den wehrhaften Charakter. Waagrechte, nach unten gerichtete Schießscharten im obersten Geschoß und die vielen senkrechten Schießscharten am unteren Teil des Turmes geben ein eindeutiges Bild von der wichtigen Eckposition des Hutzelturmes innerhalb der mittelalterlichen Verteidigungsanlage.

Die Grundrißgestaltung bringt weitere Unterscheidungsmerkmale. Wie beim Archivturm weisen die obersten Stockwerke des Hutzelturmes verhältnismäßig dünne Wände auf, während die Geschütztürme dickwandig, der Art der Belagerungsgeschütze entsprechend ummantelt sind. Der noch teilweise erhaltene, von einem unteren Geschoß des Hutzelturmes leicht ansteigende Gang führte nach Süden offenbar auf den alten Burghof und erlaubte somit eine rasche Besetzung sämtlicher Posten im Turm. Das eingezogene Gewölbe im zweiten Obergeschoß und die großen Fenster sind späteren Ursprungs.

Die Verteidigungsanlagen setzten sich nach dem Burghof fort. Die Schießscharten an den seitlichen Verbindungsmauern zum Hutzelturm und ein noch vorhandenes Widerlager eines alten Steinbogens, der wahrscheinlich den alles verbindenden Wehrgang trug, geben davon Zeugnis. Die Nordwestecke war eine der wichtigsten Verteidigungspositionen der gesamten Anlage.

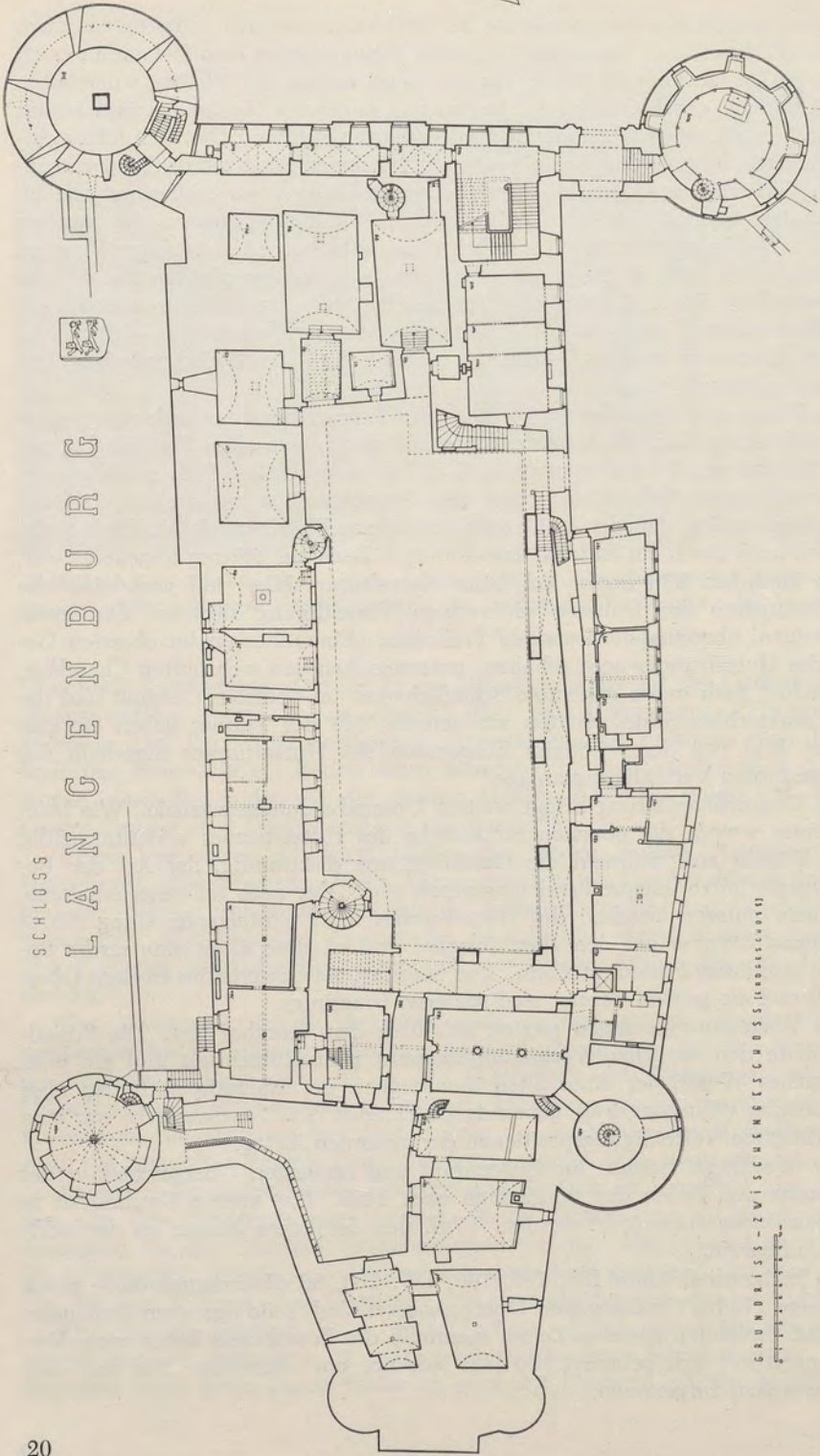
Der Westflügel besteht im Erdgeschoß und im ersten Obergeschoß in der Hauptsache aus Teilen der Burganlage nach 1235. Das zweite Geschoß ist in der Renaissance aufgestockt worden. (Vgl. den deutlichen Absatz an der westlichen Außenseite.)

Die Erdgeschoßräume 183, 185, 186, 187, 188, 36 (Zwischengeschoß) sowie die Räume 172 bis 178 des ersten Obergeschosses sind Teile des alten Bestandes. Aus- und Umbauten späterer Zeiten innerhalb des Westflügels haben viele Veränderungen mit sich gebracht. So läßt sich nur ein ungefähres Bild von dem damaligen Bau aufzeichnen.



SCHLOSS

L A N G E N B U R G



GRUNDRISS - ZWISCHENGESCHOß (ROTES GEWÖLBE)

Plan 13. Zwischengesch. Altes Torhaus im Süden (15. Jahrhundert) und Teile des Schloßwestflügels mit Zwischengesch. Die Türme im Westen aus dem 13. Jahrhundert, die beiden Türme im Osten aus dem 15. Jahrhundert.

Auch hier darf auf die eindeutige Einbindung des Mauerwerkes in die alte südliche Ringmauer hingewiesen werden. Mauerstärke und Beschaffenheit zeichnen sich deutlich vom Mauerwerk der Renaissance ab. Die Lage des Westflügels darf als der gesichertste Punkt des gesamten Burgbereiches genannt werden. Hier dürfte tatsächlich der beste Platz für den alten Palas und die Kemenate gewesen sein. Das allgemeingültige Prinzip der mittelalterlichen Burgen lautete: Wirtschaftsräume im Erdgeschoß, Wohnräume in den Obergeschossen. Dieser Grundsatz dürfte auch in Langenburg zur Anwendung gekommen sein. Die Räume des Obergeschosses standen zudem in günstiger Verbindung zu den unteren Wirtschaftsräumen (über die bereits erwähnte Treppe im Raum 169).

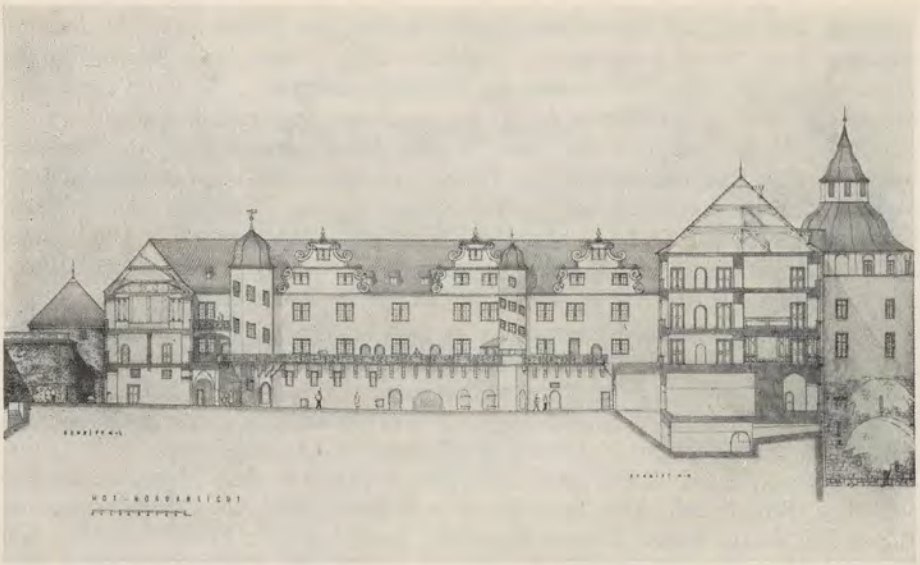
Von der eigentlichen Haupttreppe zu dem oberen Wohngeschoß fehlt jede Spur. Die oftmals willkürliche Achsialität späterer Jahrhunderte war im Mittelalter völlig unbekannt, reine Zweckmäßigkeit war Trumpf. Mit Recht darf vermutet werden, daß die Treppenanlage sich nicht in der Mitte des Hofes befand, sondern in einer Ecke des Hofes lag. Vielleicht mündete die Treppe in der Nähe des Raumes 172 und bildete gleichzeitig den Ausgang zu dem Wehrgang an der südlichen Ringmauer. Die noch heute erhaltene zweiläufige Holztreppe im Raum 186 dürfte wegen ihrer ungünstigen Lage kaum in Frage kommen. Im Erdgeschoß und im Obergeschoß zeichnen sich in der Deckenausbildung alte Konstruktionsprinzipien ab. Die Decke wird jeweils von einem hölzernen Unterzug auf Stützen und von Streichbalken auf Konsolen getragen.

Die Wirtschaftsräume des Erdgeschosses lassen sich nicht genauer identifizieren. Der Durchgang 185, der heute noch nach dem alten Burghof benützt wird, dürfte früher schon bestanden haben. Hier findet sich ein altes Steingewände mit den Öffnungen für den Torbalken. Der Raum 183 zeigt ein repräsentativeres Gepräge. Der stark profilierte Unterzug mit den korinthischen Säulen und Halbsäulen sind Attribute der Renaissance. Das Kellergewölbe 43 kann wohl auch mit zu den Wirtschaftsräumen gezählt werden. Der Kellerraum nahm die ganze Nordseite des Westflügels ein. Die Verlängerung des Raumes nach Osten hat später stattgefunden. Im Gewölbe ist ein starkes Absetzen im Mauerwerk sichtbar.

Im Obergeschoß tritt der Raum 173 besonders hervor. Nach Lage der Küchen- und Wirtschaftsräume dürfte sich hier der Speisesaal befunden haben. Ob sich der Speiseraum in Form eines Saales auf die ganze Länge des Westflügels bis zum Gang 176 hingezogen hat, sei dahingestellt. Allerdings sind die Zwischenwände auffallend dünnwandig, und die Frage nach einem kleinen Saal wäre berechtigt. Vielleicht haben sich im Nordflügel die eigentlichen Wohnräume angeschlossen. Mit Bestimmtheit läßt sich darüber nichts aussagen. — Eine mittelalterliche Burgkapelle ließ sich trotz sorgfältigem Studium nicht ermitteln. Vielleicht hat nur eine kleine Altarnische — jetzt zugemauert — dem internen Gottesdienst der Familie gedient. Der Westflügel insgesamt hat ein renaissancemäßiges Aussehen. Die schönen Renaissance-Zwillingsfenster haben die Verwandlung vollbracht.

Alle erdgeschossigen Kellerräume des Nordflügels sind gotischen Ursprungs, das heißt, sie stammen aus der Bauperiode nach 1235. Es handelt sich um die Räume 37 bis 42. Hier zeichnet sich, wie auch an der Südseite, ein deutlicher Höhenunterschied zum Hofniveau ab. Der Hof ist später um etwa 1 m höher gelegt worden. — Der Renaissancebau der Obergeschosse setzt sich klar und deutlich vom Unterbau ab. Die Öffnungen der Kellerräume stehen im krassen





Plan 2. Hofnordansicht. Mit den 2 Treppenschnecken; Schnitt durch den Ost- und Westflügel. Seitenansicht des Bettenturmes im Osten; im Westen Schnitt durch den Lindenstamm.

Gegensatz zu den Fensterachsen der Obergeschosse und sind völlig asymmetrisch angeordnet. Ebenfalls weisen die Mauerstärken einen deutlichen Unterschied auf. Die Grundrisse sind absolut nicht kongruent. Im Raum 37 sind später wesentliche Veränderungen vorgenommen worden.

Die Außenmauern des Nordflügels dürften einer ähnlichen Funktion wie die südliche Ringmauer gedient haben. Auch hier befindet sich wie am Archivturm ein gotisches Vierblatt in beträchtlicher Höhe über dem Zwingerniveau. Nimmt man die Höhe der alten Verbindungsmauer zum Hutzelturm als Realhöhe auch dieser nördlichen Außenmauer, so ergibt sich eine völlige Gleichheit mit der südlichen Ringmauer.<sup>13</sup> Mit Recht darf hier die Hypothese aufgestellt werden, daß sich an diese schützende Außenmauer innen weitere Wohngebäude, wahrscheinlich aus Holzfachwerk, auf massivem Unterbau angeschlossen haben. In einem Inventarium des 16. Jahrhunderts werden die Wohngebäude des Schlosses Langenburg als ziemlich baufällig bezeichnet.

Im Kellerraum 40 befindet sich der tiefe Brunnen des Schlosses. Seine Errichtung muß vor dem Umbau der Renaissance liegen, da der Brunnen bereits im 16. Jahrhundert erwähnt wird und Reparaturen am Schacht zu dieser Zeit ausgeführt wurden.

Die genaue Entstehungszeit läßt sich nicht erkennen. Jedoch ist zu vermuten, daß man sich in der ersten sowie in der zweiten Burganlage mit der Zisterne begnügte. Erst der festungsartige Umbau im 15. Jahrhundert dürfte die Dringlichkeit einer zusätzlichen Wasserversorgung mit sich gebracht haben. Damit würde die Errichtung des Brunnens in dieselbe Entstehungszeit wie bei anderen Burgen fallen.

Der östliche Teil des Nordflügels (41 und 42) zeigt bemerkenswert starkes Gemäuer. Hier kann nur die Begründung in einer stärkeren Belastung von oben



liegen. Wahrscheinlich dürfte es sich um einen schweren, massiven Aufbau gehandelt haben, vielleicht als eine Art Eckbastion der alten Anlage. Eine breite Strebemauer neueren Datums verstärkt die Außenmauer.

Der erdgeschossige Unterbau des Ostflügels, aus der gleichen Zeit stammend, zeigt im wesentlichen dieselben Merkmale wie der Nordflügel. Auch hier zeichnet sich das Erdgeschoß (Kellerräume) im Grundriß wie im Aufbau deutlich von den Obergeschossen der Renaissance ab. Selbst der große Treppenhaustum sitzt völlig irregulär auf dem Unterbau. Klar tritt die Barockerweiterung nach Osten vor (104—106, sowie ein Teil von 103). Die Barockerweiterung lehnt sich nach innen an eine überaus schwere und starke Mauer an, die im Erdgeschoß etwa 3,50 m und im unteren Kellerraum 4 m aufweist. Professor Bodo Ebbardt führt die mächtige Stärke der Wand auf die Anlage einer alten Schildmauer zurück. Die Situation (Breitseite nach Osten), die Art der Beschaffenheit und die Dimensionierung lassen tatsächlich keinen Zweifel aufkommen.

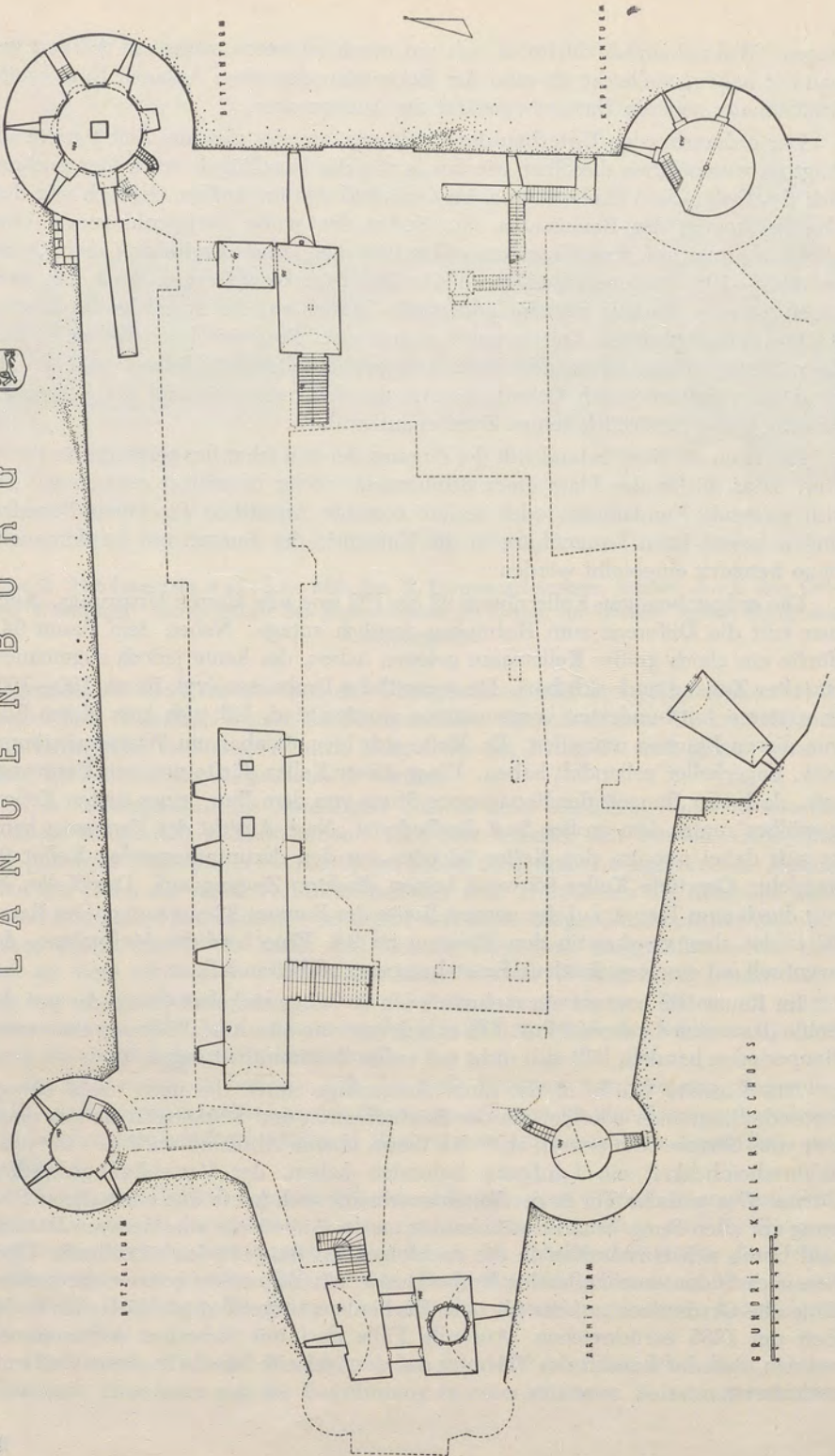
Im Osten der Burg befand sich der Zugang, der von jeher der gefährdetste Punkt war. Hier dürfte der Platz einer Schildmauer völlig berechtigt erscheinen. Da sich nirgends Fundamente oder andere sonstige Anzeichen für einen Berchfrit finden lassen, kann Langenburg in die Kategorie der Burgen mit Schildmauern ohne Berchfrit eingereiht werden.

Die erdgeschossigen Kellerräume 92 bis 102 sind alle älteren Ursprungs. Auch hier tritt die Differenz zum Hofniveau deutlich zutage. Neben dem Raum 94a dürfte ein gleich großer Kellerraum gelegen haben, der heute jedoch zugemauert ist (alter Zugang noch sichtbar). Da wesentliche Umbauten (vgl. Raum 100—102) in späteren Jahrhunderten vorgenommen worden sind, läßt sich kein klares Bild von diesen Räumen umreißen. Es dürfte sich hier offenbar um Wirtschaftsräume bzw. Lagerkeller gehandelt haben. Einer dieser Keller dürfte neueren Ursprungs sein, da in der Bauzeit der Renaissance öfters von dem Bau „eines tiefen Kellergewölbes“ unter dem großen Saal die Rede ist. Nach Ansicht des Verfassers kann es sich dabei nur um den Keller 94 oder um den darunterliegenden Keller 95 handeln. Der tiefe Keller 95 weist keinen direkten Zugang auf. Der Keller ist nur durch eine Treppe auf der ganzen Breite des Raumes 92 zugänglich. Der Raum 92 bildet aber gleichzeitig den Eingang zu 94. Eine bauliche Maßnahme, die eventuell auf eine verschiedene Entstehungszeit schließen läßt.

Im Raum 102 beginnt ein mehrmals um 90° abgewinkelter Gang, der auf die Sohle des ersten Grabens führt. Ob es sich um eine alte Ausfallöffnung der ersten Bauperioden handelt, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit sagen.<sup>14</sup>

Die Südseite wurde in der alten Burganlage durch die noch heute zutage tretende Ringmauer gebildet. In der Beschaffenheit und Stärke setzt sie sich deutlich vom übrigen Mauerwerk ab.<sup>15</sup> An ihrem oberen Abschluß wird sich mit aller Wahrscheinlichkeit ein Laufgang befunden haben, der Verteidigungszwecken diente. Das gotische Tor in der Ringmauer zeigt noch heute den ehemaligen Eingang zur alten Burg. Sämtliche Anbauten an der Außenseite sind neueren Datums und lassen sich einwandfrei in die nachfolgenden Bauperioden einordnen. Über den nach Süden anschließenden Vorhofbezirk läßt sich nichts genaues feststellen. Eine alte Gradmauer, auf der jetzt der Küchenbau aufgeführt ist, dürfte bis in die Zeit um 1235 zurückreichen. Auf alle Fälle darf mit Sicherheit angenommen werden, daß der Bereich des Vorhofes auf der Südseite bereits in dieser Zeit entstanden ist.

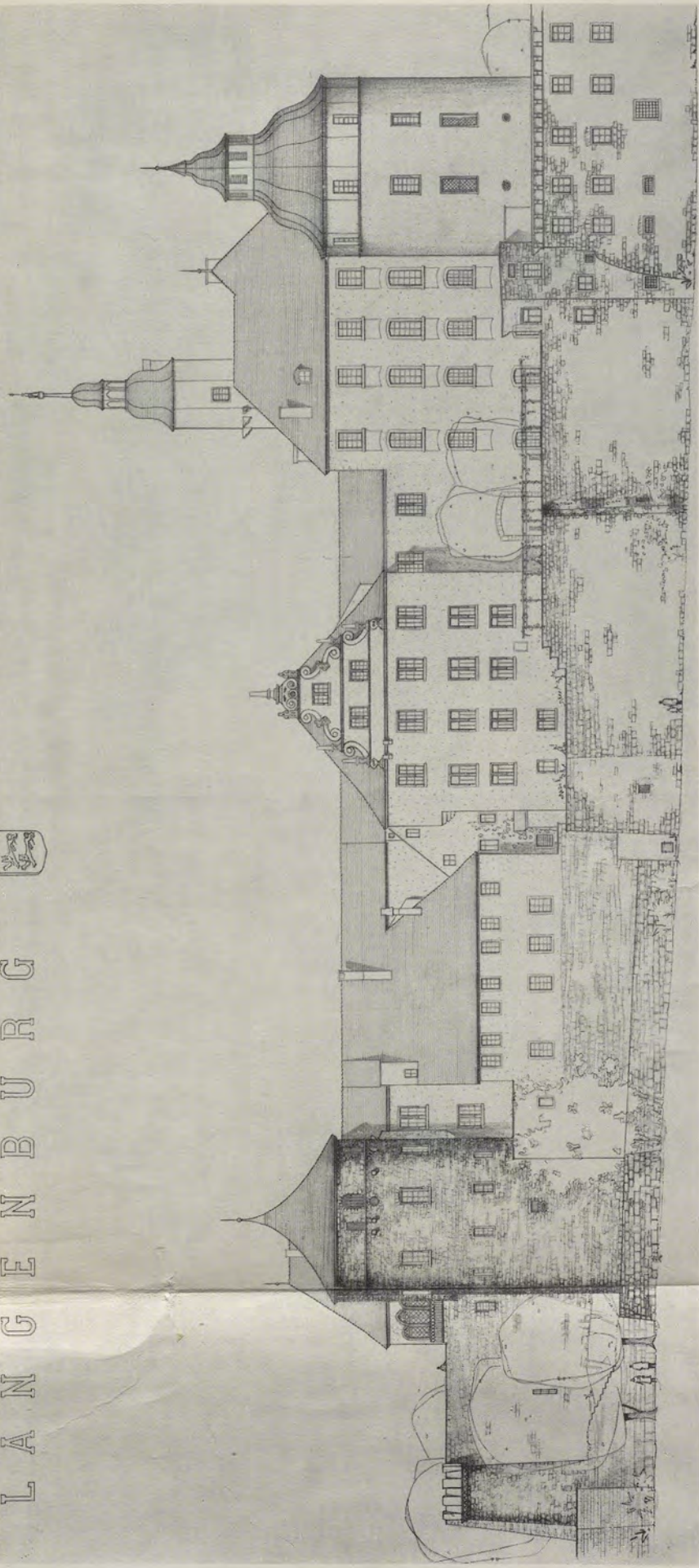
SCHLOSS  
LANGENBURG



Plan 17. Kellergesch. Sämtliche Kellerräume sind gotischen Ursprungs. Die beiden östlichen Türme 15. Jahrhundert.



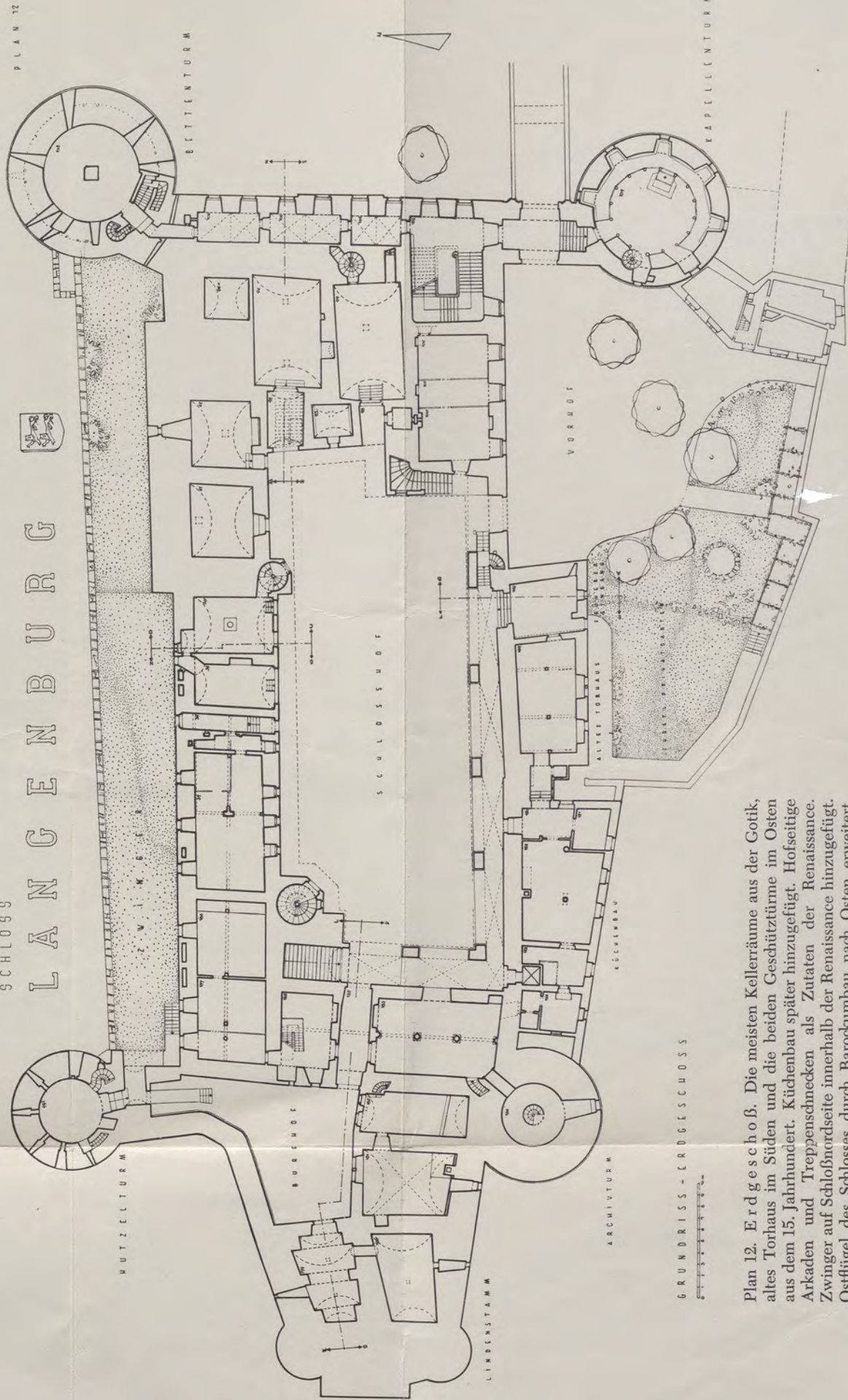
# L A N G E N B U R G



Plan 10. Schloßsüdsansicht. Verwaltungsbau mit Volutengiebel (ehemals Torhaus mit früherem Eingang). Nach Westen anschließend Küchenbau; im Osten Kapellenturm; im Westen Archivturm mit anschließender Ansicht des Lindenstammes.

## SCHLOSS

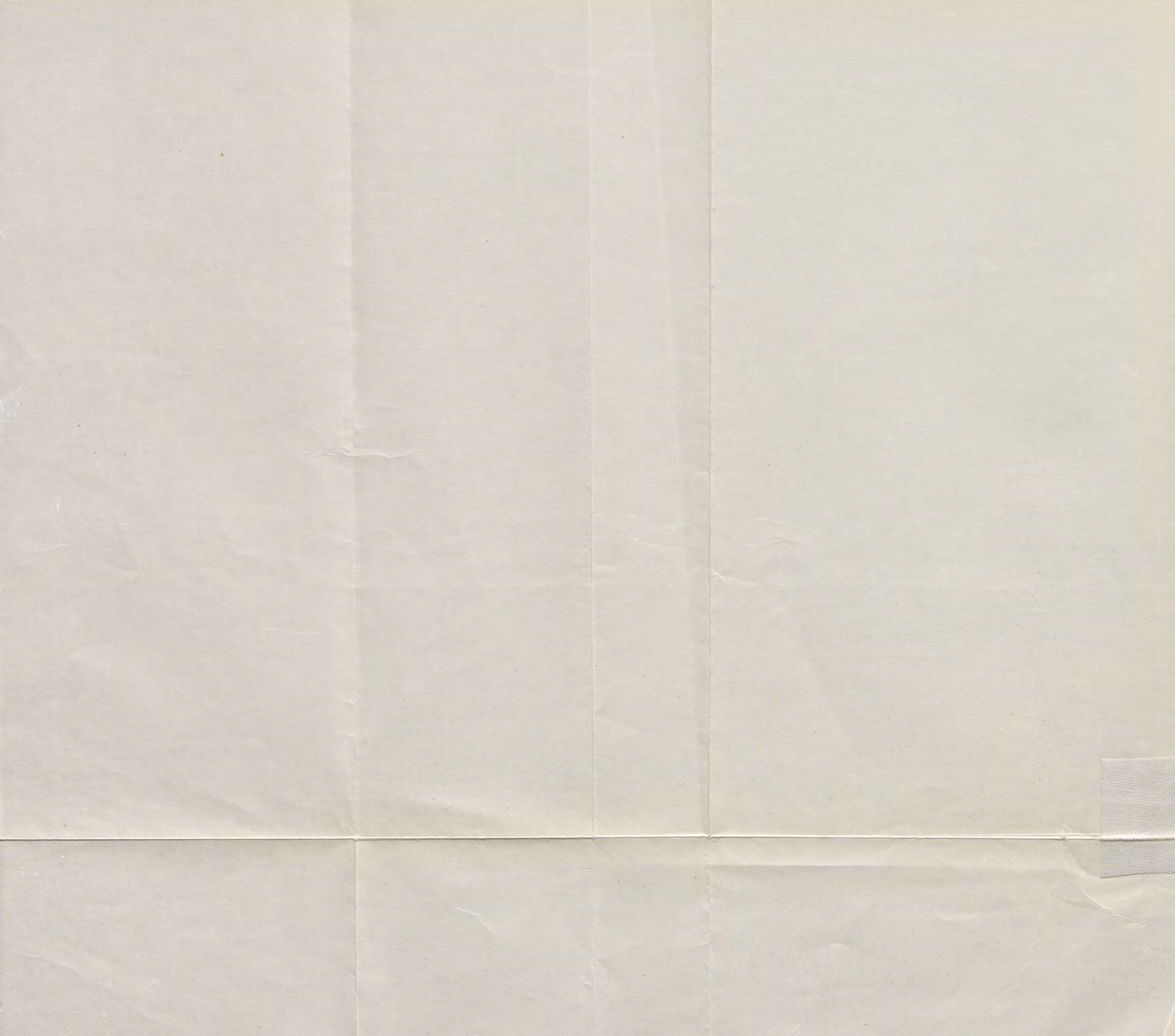
# L A N G E N B U R G



## GRUNDRISS - ERDGESCHOSS

Plan 12. Erdgesch. Die meisten Kellerräume aus der Gotik, altes Torhaus im Süden und die beiden Geschütztürme im Osten aus dem 15. Jahrhundert. Küchenbau später hinzugefügt. Hofseitige Arkaden und Treppenschnecken als Zutaten der Renaissance. Zwinger auf Schloßordseite innerhalb der Renaissance hinzugefügt. Ostflügel des Schlosses durch Barockbau nach Osten erweitert.







### 3. Die Erweiterung des Schlosses Langenburg in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde Langenburg wieder aufgebaut und den damaligen Bedürfnissen entsprechend auch erweitert. Aus der nachfolgenden Zeit lassen sich keine Umbauten feststellen. Von internen Veränderungen finden sich keine Anhaltspunkte. Über die Zeitspanne bis zum Ende des 15. Jahrhunderts gibt die Besitzergeschichte ein aufschlußreiches Bild. Kriegswirren, die unstete Reichspolitik und die zahlreichen Fehden der Ritter und Landesherren untereinander nahmen die Aufmerksamkeit der Hohenloher voll und ganz in Anspruch. Wohl wurde die Hausmacht selbst gefestigt, jedoch sind nirgends größere Investitionen von Geldern in Umbauten zu bemerken.

Um 1400 traten häufig finanzielle Schwierigkeiten auf, und Verpfändungen von Gütern und Burgen waren an der Tagesordnung. So wurde, wie bereits erwähnt, auch Langenburg mehrmals verpfändet. Erst dem Grafen Albrecht I. gelang es, diesem Treiben ein Ende zu setzen und einer geruhsamen und soliden Entwicklung den Boden zu bereiten.

Aus diesem Grunde kann man während dieser Periode ohnehin mit keinen Neubauten rechnen. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts traten die Burgen wieder in den Mittelpunkt der Interessen. Die Einführung von Feuerwaffen machte entsprechende Veränderungen der Verteidigungsanlagen notwendig. Mehrere Jahreszahlen am Schloß Langenburg, die heute noch erhalten sind, geben eindeutig Aufschluß über diese Bauperiode. Es sind dies die Jahreszahlen 1491 an einem Relief am unteren Teil des Bettenturmes sowie die beiden Jahreszahlen 1493 und 1516 an den Wappen über dem spätgotischen Tor an der Südseite des Schlosses.

Die Erweiterung in dieser Epoche kann heute genau rekonstruiert werden. Die beiden östlichen Geschütztürme, jetzt in der endgültigen Größe als Betten- und Kapellenturm bekannt, dienten der Verteidigung der gesamten Burganlage an der einzig zugängigen Stelle von Osten her. Der an der südlichen Ringmauer errichtete Torbau, später in der Renaissance als „Newhaus“ bezeichnet, verstärkte die unmittelbare Verteidigungsmöglichkeit des Eingangs zur inneren Burg.

Die drei unteren Geschosse des Betten- und Kapellenturmes setzen sich klar und deutlich im Grund- und Aufriß von den oberen Geschossen aus der Zeit der Renaissance ab. Mit den Mauerstärken von 3 bis 4 m und den Außendurchmessern von 14 bis 15 m stehen die beiden bastionsartigen Eckpfeiler im klaren Gegensatz zu den mehrgeschossigen Flankierungstürmen der Westseite.

Das dunkle Buckelquaderwerk zeichnet sich deutlich von dem übrigen Mauerwerk ab. Die größeren Öffnungen für Geschütze sind heute bis auf wenig Ausnahmen völlig zugemauert. Bei beiden Türmen bildete ein etwa 1,50 m breiter Umgang den oberen Abschluß. Im Bettenturm (Raum 108) ist dieser Umgang noch klar erkennbar. Die zu diesem Umgang führende Peripherietreppe ist typisch für diese Zeit und findet ihre Parallelität in den Türmen des Schlosses Vellberg bei Schwäbisch Hall.

Die ehemalige Bedachung der Geschütztürme ist nicht ohne weiteres erkennbar. Jedoch ist zu vermuten, daß ein kegelförmiges Dach die höheren Geschosdecken vor Witterungseinflüssen geschützt hat. Die Auflagefläche der Balkenköpfe ist heute noch sichtbar. Die nördlichen Schießscharten des Bettenturmes geben einen wichtigen Aufschluß über die Entstehung des Zwingers, der sich an der Nordseite des Schlosses entlangzieht. In den Kellergeschossen (108 und 196) des Bettenturmes sind mehrere Schießscharten zur direkten Flankenbestreichung des



Schloßnordflügels angeordnet. Durch die spätere Errichtung des Zwingers haben diese Schießscharten völlig ihre Bedeutung verloren und mußten sämtlich zugemauert werden. Der im Raum 196 noch teilweise 15 m lang erhaltene Gang unter dem Zwinger gehört ebenfalls als eine kasemattenartige Anlage einer späteren Zeit an.

Mit Recht darf angenommen werden, daß der Zwinger erst zu Beginn der Renaissancebauperiode entstanden ist, als die Nordseite des Schlosses völlig zu einem reinen Wohnflügel ausgebaut wurde und die Verteidigungslinie nach vorn verlegt werden mußte.

Die direkte unterirdische Verbindung des Bettenturmes mit der Schloßanlage (Raum 196) ist heute noch auf einer Länge von etwa 4 m erhalten. Sämtliche bisher aufgezeigten Merkmale des Bettenturmes finden sich in der gleichen Weise bei den unteren Geschossen des Kapellenturmes.

Die zweite wichtige Erweiterung innerhalb dieser Zeit bildet das südlich an der Ringmauer gelegene Torhaus (jetzt Kanzleibau) mit dem spätgotischen Tor. Die drei unteren Geschosse (Raum 139—141, 148—149, 156—158) sind dem Ende des 15. Jahrhunderts zuzuweisen. Das oberste Vollgeschoß gehört einer späteren Zeit an. Folgende Beweise können für die Richtigkeit der aufgestellten Behauptungen angeführt werden:

Über dem an der Südseite des Raumes 148 befindlichen spätgotischen Tor sind drei steinerne, reliefförmige Wappen mit den beiden Jahreszahlen 1493 und 1516 in das Mauerwerk eingelassen. Es sind dies die mehrfach zitierten drei Wappen Albrechts III. (1478—1551), Georgs I. (1488—1551) und das Wappen von Hohenlohe-Ziegenhain, das von 1450 bis 1495 geführt wurde. Es steht außer Zweifel, daß diese Wappen nicht wesentlich später an diesem Ort angebracht worden sind, da gerade an diesem Bauteil keine wesentlichen Veränderungen in den nachfolgenden Jahrhunderten vorgenommen worden sind.

Weiterhin dürfen als Beweise die starken Niveauunterschiede der drei Stockwerke (Erdgeschoß, Zwischengeschoß und erstes Obergeschoß) zu der hofseitigen Galerie der Renaissance angeführt werden. Bei gleicher Bauzeit wären bestimmt die vielen Differenztreppen in Wegfall gekommen. Außerdem stehen die Türöffnungen der Räume 139 bis 141 in keinem Verhältnis zu der gleichmäßigen Achsenstellung der hofseitigen Galerie.<sup>16</sup>

Neben dem alten, noch sichtbaren spätgotischen Tor der Südseite und einer früheren Schießscharte sind am Torhaus verschiedentlich Buckelquader von derselben Farbtonung und Beschaffenheit wie an den Geschütztürmen sichtbar. — Dies alles sind unverkennbare Zeichen für die gleiche Entstehungszeit des Torhauses mit den Geschütztürmen.

Aus dem heutigen Hauptgesims des Torbaues ragen zwei Steinkonsolen hervor. Es sind dies offenbar Überreste einer verstärkten Verteidigungsanlage zum Schutze des Einganges. Die Steinkonsolen dürften einen kleineren, herausragenden Aufbau getragen haben, der der senkrechten Verteidigung des Tores gedient haben wird.

Die Rekonstruktion eines Torgrabens und der ehemaligen Vorburg läßt sich nicht mit aller Exaktheit durchführen. Es ist lediglich zu vermuten, daß auch hier in Langenburg wie in vielen anderen Burgen ein Torgraben sich als letztes Hindernis vor dem eigentlichen Eingang zum Burginneren entlanggezogen hat. Der jetzige Privatgarten zwischen Kapellenturm, Kanzleibau (Torhaus) und Küchenbau überdeckt vielleicht noch vorhandene Reste der alten Anlage. Unter dem Privatgarten befindet sich ein mit einem alten Steingewölbe überdeckter Keller-



raum, der einen jetzt verfallenen Ein- oder Ausgang in Richtung Torhaus aufweist. Da aber das Torhaus nicht unterkellert ist, nimmt der Verfasser an, daß es sich hier um eine ehemalige Verbindung zur Sohle des vermutlichen Torgrabens handelt.

Den südlichen Abschluß des gesamten Burgbereichs bildet eine hohe Mauer, die sich weit über das stark abfallende Gelände emporstreckt. Reste von Schießscharten und die Stärke der Mauer deuten auf eine frühe Entstehungszeit. Das Gebiet zwischen Kapellenturm, der eben erwähnten Verteidigungsmauer und dem Torhaus dürfte etwa dem Areal der einstigen Vorburg aus dem 15. Jahrhundert entsprechen.

Als letzte Erweiterung und Ausbau aus dieser Epoche darf der Lindenstamm Erwähnung finden, der am Ende des 15. Jahrhunderts offenbar zu einer Bastion ausgebaut wurde. In der Renaissancebauperiode wird der Lindenstamm öfters als bereits vorhandene Bastion erwähnt. Später werden verschiedentliche Ausbesserungen sowie die Errichtung von zwei kleinen Ecktürmen vermerkt.

Die Bauperiode des 15. Jahrhunderts brachte keine neuen Wohn- oder Wirtschaftsgebäude, sondern glich die Verteidigungsanlagen den gegebenen Verhältnissen durch das Aufkommen der Feuerwaffen an.

#### **4. Der Umbau der Burg zu einem Residenzschloß im Stile der Renaissance am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts**

In die Mitte des 16. Jahrhunderts, dem Jahrhundert der gewaltigen historischen Wende, dem Anbruch der Neuzeit, fällt ein Ereignis in der hohenloheschen Geschichte, das richtungweisend bis in die heutige Zeit geblieben ist. Es ist dies der Erbteilungsvertrag von 1551 und 1553 und die damit verbundene Gründung der hohenlohesch-waldenburgischen und hohenlohesch-neuensteinischen Hauptlinie.

Fast schlagartig setzte eine rege Bautätigkeit ein, indem die einzelnen Mitglieder der hohenloheschen Familie die ihnen zugeteilten Wohnsitze und Burgen ausbauten, erweiterten und renovierten. Wie überall in Deutschland wurden die meisten mittelalterlichen Burgen mit ihren oft veralteten Wehranlagen in Residenzschlösser verwandelt. Die Wehranlagen wurden der modernen Kriegführung entsprechend erweitert und verbessert.

Nach dem Tode des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein (Sitz in Neuenstein) 1568 wurde seinem Sohn Graf Wolfgang unter anderem Langenburg zugeteilt. Langenburg trat in den Mittelpunkt des Interesses, als Graf Wolfgang 1574 daselbst seine Residenz aufschlug.

In dem Teilungsakt von 1555 wird das Schloß Langenburg als „ziemlich weitläufig und gut, aber baufällig“ bezeichnet. Es darf deshalb nicht verwundern, daß Graf Wolfgang, ein Landesherr mit einer bewundernswerten Aktivität auf allen Gebieten, sofort nach seiner Übersiedlung nach Langenburg mit Eifer die Renovierung seiner neuen Residenz in Angriff nahm. Das Jahr 1574 darf als Beginn der ersten Bauperiode innerhalb der Renaissance gelten. — Insgesamt drei Bauperioden müssen zwischen 1574 und 1620 unterschieden werden, wie aus baulichen Gegebenheiten und nunmehr auch aus Schriftstücken und Bauplänen eindeutig bewiesen werden kann.

Als interessantester Beweis für die ab 1574 beginnenden Planungen und späteren Ausführungen eines Umbaus des Schlosses Langenburg darf der vorhandene Schriftwechsel des Grafen Wolfgang von Hohenlohe mit dem aus Ypern stammenden, damals in Mainz tätigen Baumeister Robin gelten.<sup>17</sup>



Der erste Briefwechsel des Grafen Wolfgang mit dem Meister Robin, datiert vom 13. Juni 1575, in dem Wolfgang Robin nach Langenburg bat, um dort die notwendigen Bausachen zu besichtigen. (Aus dem Brief geht hervor, daß Graf Wolfgang den Meister offenbar durch seinen Verwandten Albrecht von Schwarzbürg in Rudolstadt kannte.) — Robin antwortete und bat um 6 Wochen Verschiebung für seinen Langenburger Besuch. Am 24. Juni 1575 mahnte Graf Wolfgang nochmals an.

Freeden nimmt an, daß Robin noch im Sommer 1575 zu einer Besichtigung und Besprechung in Langenburg war, denn bereits im November 1575 verhandelte Graf Wolfgang mit dem Bischof von Würzburg wegen 1000 Stämmen Bauholz „für seinen Bau in Langenburg“.

Im Januar 1576 schickte Graf Wolfgang den „ganzen Abriß der Burg“ zu Robin nach Mainz. Hier scheint Max von Freedен zu irren, wenn er annimmt, daß der damals viel beschäftigte Meister Robin bei seinem Aufenthalt in Langenburg die Aufnahme der alten Langenburger Anlage selbst vorgenommen hat. Die Zuständigkeit dürfte bei einem örtlichen Baumeister gelegen haben. — Graf Wolfgang bat in einem Brief den Mainzer Meister um eine „uffrechte Visierung“ und die Herstellung eines Modells für den Umbau und übersandte ihm gleichzeitig eine Bauaufnahme des alten Bestandes.

Um einen geschulten Mann stets bei der Hand zu haben, schickte Graf Wolfgang seinen Schreiner Thomas Fendrich in die Lehre zu Robin nach Mainz.

Zur gleichen Zeit wurde ein Baumeister namens Ulrich Unsinnig von Wallerstein, der gerade die Bauarbeiten an Burg Tierberg leitete, zur Ausarbeitung von konstruktiven Vorschlägen für den Umbau von Langenburg herangezogen. Unter anderem schlug Meister Ulrich vor, „die Fenster aller Geschosse einschließlich Keller gerade übereinander anzulegen“ (im Sinne einer Gliederung). Offenbar hatte Robin bisher seine Vorschläge nur in großen Umrissen dargelegt.

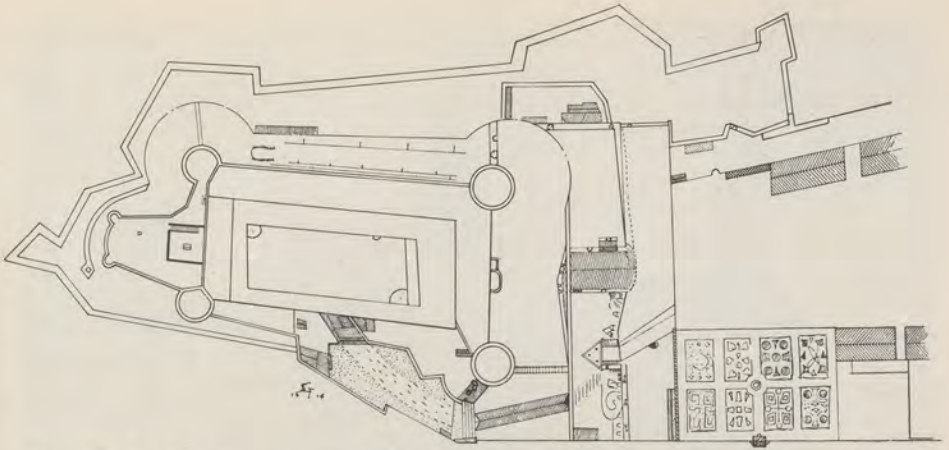
Am 1. Februar 1576 meldete sich der Schreiner Thomas Fendrich bei Robin in Mainz. In der folgenden Korrespondenz gibt Fendrich Rechenschaft über seine Tätigkeit in Mainz. Der Graf bittet Robin und Fendrich um eine sorgfältige Bearbeitung des Modells für den Neubau in Langenburg. In dem Brief vom 16. März 1576 wandte sich Graf Wolfgang an Robin wegen eines Entwurfes für den Saal und für ein Viehhaus. „Der Graf wünscht, daß, soweit es möglich, gar kein Giebel in das Dach komme, weil das Regenwasser dort bald Schaden anrichten werde. Diese Ablehnung des hauptsächlichsten, oft einzigen Zierstückes an den Bauten der Zeit ist, trotz des sachlichen Hinweises, befremdlich. Hohenlohe hat auch nicht darauf bestanden, wie der Augenschein lehrt“ (Freedен).

Die kürzlich gefundenen Originalentwürfe von Georg Kern im Zentralarchiv in Neuenstein für die Giebelbauten des Langenburger Schlosses (Plan 21) widerlegen die letzte Behauptung von Freedен. Tatsächlich haben die Neubauten der ersten Bauperiode nach 1574 keine Giebelaufbauten erhalten. Sämtliche Volutengiebel entstammen der dritten Bauperiode nach 1612.<sup>18</sup>

Erst um die Mitte des Jahres 1576 wurde das Modell des Langenburger Schlosses in Mainz fertiggestellt und von Robin und Fendrich selbst nach Langenburg gebracht. Robin erhielt einstweilen als Belohnung 34 fl., der Schreiner Fendrich, „der die Visierung zu Schloß Langenburg gemacht“, 6 fl. Graf Wolfgang bekundete in seinem letzten Brief seine volle Anerkennung für das erstellte Modell. Dann brach die Verbindung ab.

Max H. von Freedен schreibt der ersten Bauperiode nur die Erneuerung der Bastion Lindenstamm, eine Geschützplattform mit zwei Rondellen und die Er-





Plan 22. Befestigungsanlage des Schlosses Langenburg nach einem Originalplan von G. Stegle um 1614 im Fürstlich Hohenloheschen Archiv Neuenstein.

richtung des an der Außenseite der südlichen Ringmauer befindlichen Torhauses zu. — Nach den noch vorhandenen alten Plänen und den baulichen Gegebenheiten müssen diese Behauptungen an dieser Stelle völlig zurückgewiesen werden.

Wie durch zahlreiche Beweise erbracht werden kann, ist in der ersten Bauperiode nach 1576 die Hauptbaumasse des heutigen Schlosses Langenburg errichtet worden. Die folgende Bemerkung von Freedon erscheint für die erste Bauperiode von besonderer Wichtigkeit: „... Hohenlohe war auf seinen Meister (Robin) durchaus nicht eingeschworen, sondern nahm die besten Pläne, wo sie sich boten, und hielt Robin als ersten Bauberater.“

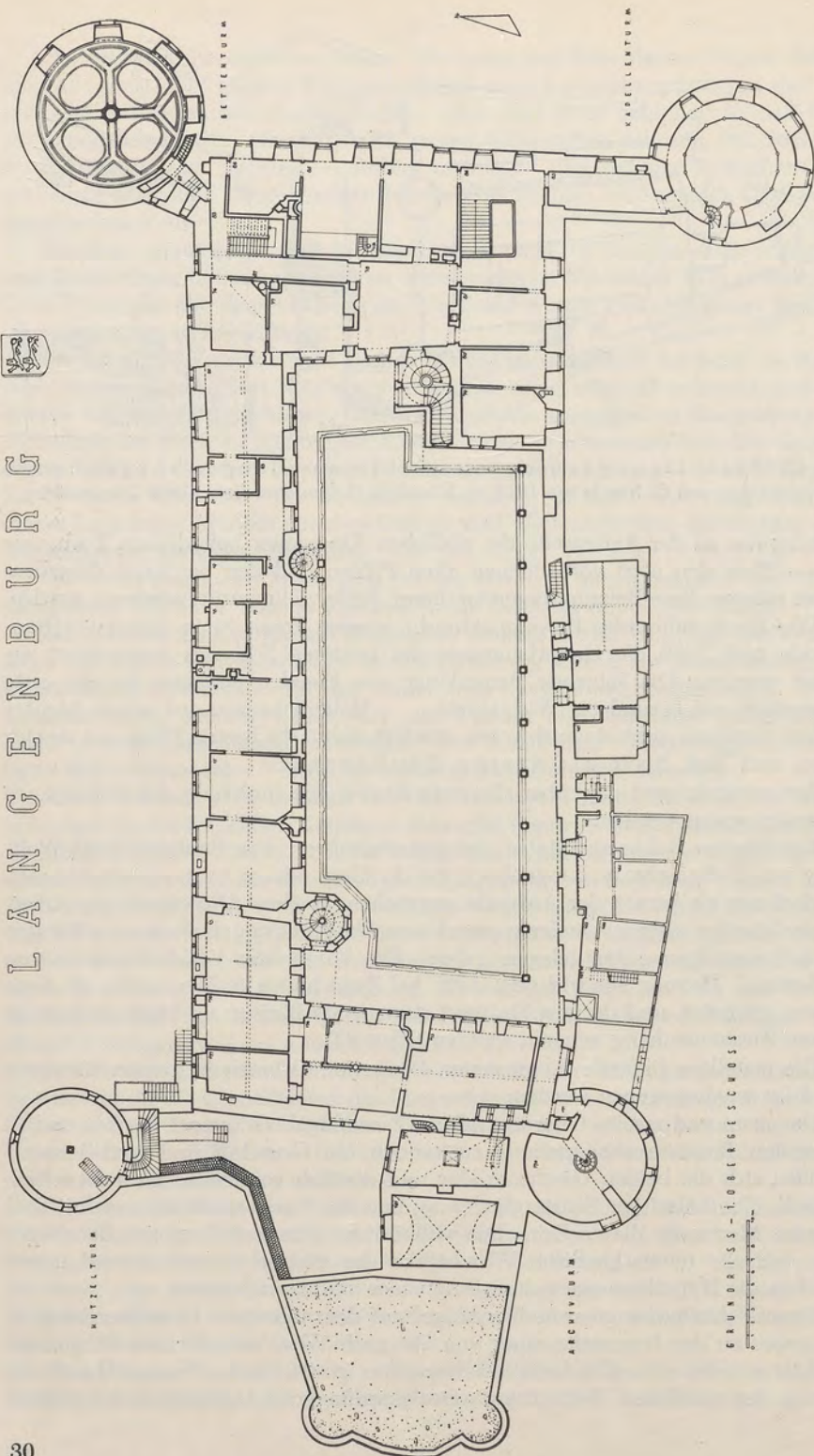
Zusammenfassend darf über die erste Bauperiode innerhalb der Renaissance folgendes gesagt werden:

Der Meister Robin aus Mainz, der nur einmal mit dem Bauherrn Graf Wolfgang von Hohenlohe in Langenburg zwecks Besprechung zusammengekommen ist, darf nur als beratender Architekt angesehen werden. Die eigentliche Arbeit bei der künstlerischen sowie der konstruktiven Durchbildung dürfte in den Händen der örtlichen Baumeister gelegen haben. Die Baumeister Ulrich Unsinnig von Wallerstein, Thomas Fendrich, der 1585 bei Bauarbeiten in Neuenstein als Baumeister erscheint, und der aus Stuttgart stammende Meister G. Stegle müssen in diesem Zusammenhang genannt werden (Plan 22).

Die erstellten Bauteile dieser ersten Bauperiode können in groben Umrissen wie folgt wiedergegeben werden:

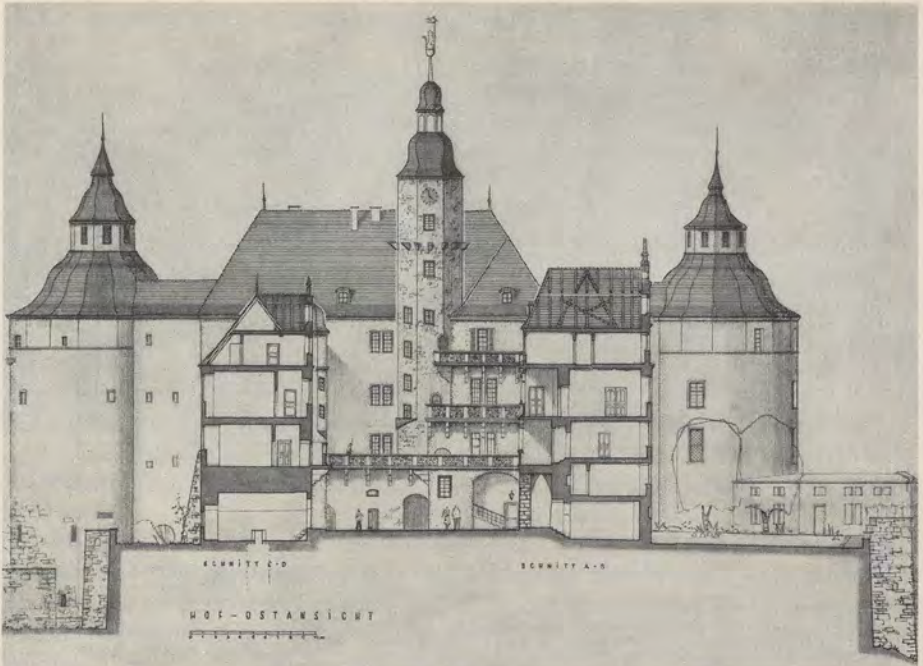
Das erste und zweite Obergeschoß des Nordflügels (Räume 1 bis 24) sind in der ersten Renaissancebauperiode entstanden. In Grundriß und Aufriß unterscheiden sich die beiden Geschoße klar und deutlich vom mittelalterlichen Erdgeschoß. Die hofseitige Fenstergliederung und die Fensterausbildung selbst sind typische Merkmale dieser Zeit. Die willkürliche Fensterteilung auf der Nordseite und die unterschiedliche Wandstärke der nördlichen Außenwand unterstreichen die Hypothese einer alten Ringmauer an der Außenseite.

Danach dürfte der gesamte Nordflügel auf dem massiven Unterbau des Erdgeschosses an der Innenseite einer von Ost nach West verlaufenden Ringmauer errichtet worden sein. Die beiden polygonalen, gotisierenden Treppenhäustürme dienten der vertikalen Verbindung. Der ursprüngliche Dachausbau kann nicht



Plan 14. 1. Obergeschoß. Ost- und Nordflügel Renaissance, Aufstockung der beiden östlichen Türme innerhalb der Renaissance, berühmte Renaissancececke (Frühling, Sommer, Herbst und Winter) im Bettenturm, Ostflügel durch Barockumbau nach Osten erweitert! Schloßsüdseite mit alter gotischer Ringmauer, Torhaus (15. Jahrhundert), Westflügel gotisch mit Renaissancefassade. Lindenstamm und westliche Türme gotisch.





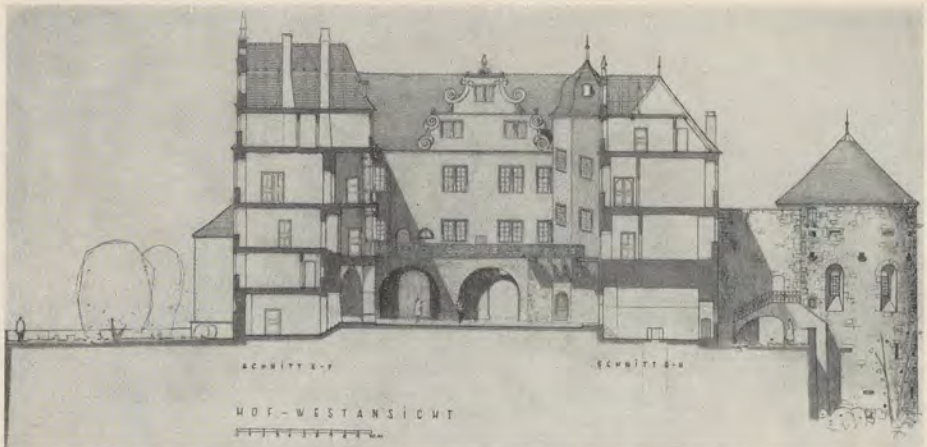
Plan 3. Hofostansicht. Mit dem großen Treppenturm; Schnitt durch Nord- und Südflügel. Im Süden Seitenansicht des Kapellenturmes; im Norden Seitenansicht des Bettenturmes.

genau identifiziert werden. — Auf alle Fälle sind die Volutengiebel und der offene Laufgang mit der steinernen Beschlagwerkbrüstung erst später entstanden, wie aus folgenden Erläuterungen hervorgehen wird.

Die Baumasse des Ostflügels hat ihren Ursprung in der ersten Bauperiode.<sup>19</sup> An der Innenseite der alten Schildmauer und über den mittelalterlichen Keller- gewölben des Erdgeschosses wurde der Ostflügel samt hofseitigem Anbau er- richtet, der auf der ganzen Breite den zweigeschossigen großen Saal enthielt.<sup>20</sup> Die hofseitige Fassade zeigt noch heute dasselbe Gepräge wie die hofseitige Fassade des Nordflügels. Alle anderen Bauteile sind durch den Barockumbau in ihrer Gestaltung wesentlich verändert worden. Der große Treppenturm, der ebenfalls ziemlich willkürlich auf die starke Mauer- masse des Erdgeschosses auf- gesetzt ist, entstammt ebenfalls dieser Zeit. Vollendet wurde dieser Turm offen- bar erst unter Philipp Ernst zwischen 1612 und 1616.<sup>21</sup> Ein Inventarium von 1606 erwähnt das neue Gewölbe unter dem neuen Saal. Wahrscheinlich ist in der ersten Bauperiode ein weiterer Kellerraum im Ostflügel hinzugekommen.

Auf der Südseite der Schloßanlage sind keine Neubauten der ersten Bauperiode erkenntlich. Die mittelalterlichen Bauten des Westflügels wurden innerhalb der ersten Bauperiode im Stile der Renaissance renoviert und ausgebaut. Das zweite Obergeschoß (jetzt den Theatersaal enthaltend) wurde neu errichtet. Die Mauer- stärken und die konstruktiven Details unterscheiden sich deutlich von den unteren Geschossen. Das zweite Geschoß enthielt damals offenbar Wohnräume und wurde erst später, mit einer einfachen barocken Dekoration versehen, in einen Saal ver- wandelt. Die ungleiche innere Wand- und Fensteraufteilung lassen auf einen anderen ursprünglichen Verwendungszweck schließen.





Plan 5. Hofwestansicht. Schnitt durch Nord- und Südfügel; im Norden Seitenansicht des Hutzelturnes.

Die zweite Renaissancebauperiode läßt sich zeitlich nicht mit Genauigkeit bestimmen, ist jedoch an den Bauten selbst einwandfrei ablesbar. Die zweite Bauperiode bezieht sich weniger auf Neubauten, sondern mehr auf die Errichtung von Verkehrsgängen und auf Ausschmückung der bereits bestehenden Gebäude. Der hofseitige, rundum führende offene Laufgang mit steinerner Beschlagwerkbrüstung, der teils auf Arkaden, teils auf weitausladenden Kragsteinen ruht, entstammt dieser Zeit. Die zeitlich spätere Errichtung dieses Laufganges läßt sich durch folgende Tatsachen beweisen: Die an den Laufgang im ersten Obergeschoß angrenzenden Wohnräume sind durch größtenteils rundbogige Türöffnungen mit dem Gang verbunden. Die Türöffnungen sind willkürlich und völlig asymmetrisch zur Gesamtfassade angeordnet und stehen im krassen Gegensatz zur rhythmischen Gliederung der Hoffassade des Nord-, West- und Ostflügels. Die Eintrittsöffnung von dem nordwestlichen Treppenturm zu den Wohnräumen des ersten Obergeschoßes hat sich durch den alles verbindenden Laufgang erübrigt; sie ist heute noch sichtbar, jedoch zugemauert. — Die Treppenschnecke des kleinen Treppenturmes an der nördlichen Hoffassade ist durch den Laufgang völlig unterbrochen. Eine vertikale Verbindung besteht nur noch vom Laufgang nach den oberen Geschossen. — Sämtliche aufgeführten Besonderheiten wären bei gleicher Entstehungszeit von Gebäuden und Laufgang wohl kaum entstanden, zumindest auf andere Art gelöst worden.

Die zwei übereinander befindlichen Laufgänge mit steinerner Beschlagwerkbrüstung an der Südostecke des Hofes dürfen ebenfalls der zweiten Bauperiode zugeschrieben werden. Beide Laufgänge zeigen dieselben stilistischen Detailausbildungen wie der Gang des ersten Obergeschoßes. Auch hier tritt eine bauliche Unstimmigkeit mit der Verbindung zum großen Treppenturm des Ostflügels auf. Die Gänge sind vom Treppenturm nur über unmäßig steile Differenztreppen erreichbar. Die Durchgangshöhe beträgt weniger als 1,55 m. — Der etwas unschöne Anschluß darf auch hier in der zeitlichen Folge der Bauteile begründet liegen.



Die dreigeschossigen Laufgänge der Südostecke sollten offenbar auch an der Südseite weitergeführt werden, wie noch aus heute sichtbaren Ansätzen hervorgeht.<sup>22</sup>

Gleichlaufend mit der äußeren Verzierung des Schlosses dürfte auch eine Ausschmückung der Innenräume vorgenommen worden sein. In einem Bestand vom 6. Juni 1601 werden die Gipser und Kalkschneider Christoph Limmerich von Neuenstein, Schuhmacher von Atzenrod und Gerhardt Schmidt aus Rothenburg in Verbindung mit der Errichtung der Renaissancedecke im großen Saal genannt.

Der Zeitpunkt dieser zweiten Bauperiode kann nur annähernd bestimmt werden. Nach der endgültigen Erbteilung von 1585 (Langenburg an Graf Friedrich) und der Übersiedlung des Grafen Wolfgang nach Weikersheim dürfte eine Pause in der Bautätigkeit eingetreten sein. Nach dem Tode des Grafen Friedrich (1590) kam Langenburg unter gemeinschaftliche Verwaltung. Angeregt durch das große Bauprojekt seiner neuen Residenz in Weikersheim dürfte Graf Wolfgang dazu bewegt worden sein, den sehr einfachen Baulichkeiten seiner früheren Residenz einige künstlerische und dabei zweckmäßige Attribute zu verleihen. Tatsächlich wiederholt sich auch die Idee der Arkadenausbildung im Schloß Weikersheim. Die Baupläne von Georg Kern (1610) zeigen bereits die vorhandenen Arkaden und Laufgänge (Plan 20). Somit muß mit größter Wahrscheinlichkeit der Zeitpunkt der zweiten Renaissancebauperiode von Schloß Langenburg um 1600 nach Vollendung der ersten Bauperiode liegen!

Interessant ist aus dieser Zeit ein Bericht des Burgvogtes von Langenburg vom 17. Juli 1593, der ein aufschlußreiches Bild von der damaligen Ausdehnung der Schloßanlage gibt. In dem Bericht sind folgende Räume erwähnt:

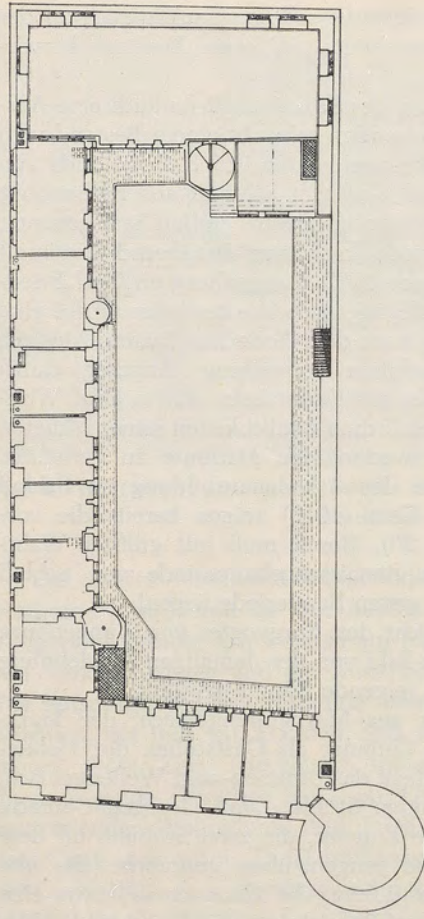
„Das Markgrafengemach, die Cammer ans Markgrafengemach, der Markgräfin Gemach (Wohnung mit Stube und Cammer als Gaststuben der Hohenzollerschen Verwandten), die alten Kindstuben, das Bronnen- und Wellengemach, die Cammer zum Bronnengemach, das gülden Stüble, Graff Georgen Gemach, meines gnedigen Herrn Gemach, das Fraue Zimmer, die zwei Stüblein uff dem Schaftrieb so bishero zur Schneiderey und jungenstuben geprauht, die alte Canzley, die new Canzley, das Schneckenstüblein, die Cammer so zuvor eine Rüstcammer, die Gesindecammer, Hoff- oder Taffelstuben mit Orgelstübli. Der Saal, die alte Hofstube, das Newhaus, hat solches zwo Stuben und zwo cammern, darbey auch ein Gesindt Cammer.“ 1593 konnte Langenburg 88 „bedtstatt“ aufweisen. 80 Pferde konnten in den Stallungen untergebracht werden.

In dem bereits öfters erwähnten Inventarium von 1606 werden neben vielen anderen Räumen im Schloß der neue Saal (darin die große Visierung über das Schloß Langenburg), das neue Gewölbe unter dem neuen Saal, der Ascheturm (jetzt Bettenturm) und ein Zeughaus neben Rüstkammer, Plattner- und Schlosserwerkstatt genannt. Es werden bei diesem Verzeichnis etwa 80 Räume des Schlosses aufgezählt, ein Beweis für die große Ausdehnung der damaligen Schloßanlage.

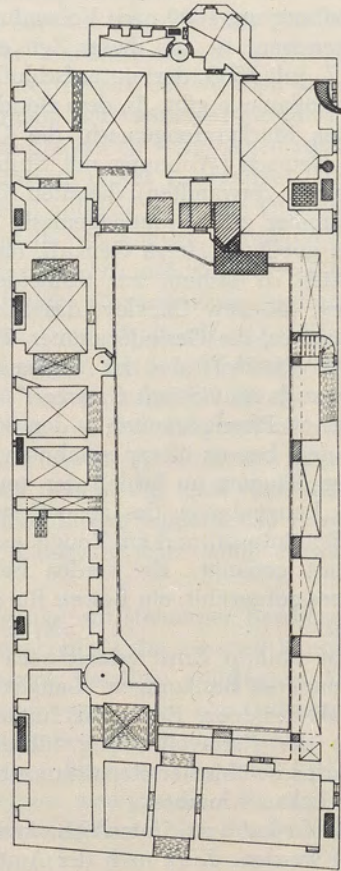
Graf Philipp Ernst erhielt nach dem Tode seines Vaters 1610 Langenburg nebst anderen Besitzungen. Langenburg diente von nun ab dem Grafen Philipp Ernst als Residenz. Er darf als Initiator der dritten Renaissancebauperiode gelten, die zu der Formvollendung führen sollte, die Langenburg als Kleinod der fränkisch-schwäbischen Renaissance bis in unsere Zeit weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt machte.

Auf Grund von Unterlagen kann die dritte Bauperiode zeitlich genau bestimmt werden. Kurz nach der Amtsübernahme von Graf Philipp Ernst dürften





1. OBERGESCHOSS



ERDGESCHOSS

Plan 20. Erdgeschoß (links) und 1. Ober-  
geschoß des Schlosses Langenburg  
nach einem Originalplan um 1610 von Georg Kern  
im Fürstlich Hohenloheschen Archiv Neuenstein.



die Planungen und schließlich auch die Ausführungen begonnen haben. Eine Inschrift am Nordflügel des Schlosses nennt die Jahreszahlen 1612 und 1616. Die Jahreszahl 1612 ist ebenfalls an einer jonischen Säule der hofseitigen Galerie erhalten. Die Langenburger Amts- und Burgvogteyrechnungen geben von einer starken Bautätigkeit zwischen 1612 und 1618 Kunde. 1627 wurde die Schloßkirche im Kapellenturm eingeweiht. Die Erweiterungen und Ausbauten von vorhandenen Räumen im Schloß Langenburg innerhalb der dritten Renaissancebauperiode dürften sich über den Zeitraum von 1612 bis zum Jahre 1618 erstreckt haben. Der Einbau der herrschaftlichen Schloßkirche in den Kapellenturm war der würdevolle Abschluß dieser glanzvollen Bauperiode. Der Dreißigjährige Krieg setzte allem Streben ein Ende.

Bei der Übernahme von Langenburg war Graf Philipp Ernst bereits ein erfahrener Heerführer. Das Kriegshandwerk in den Niederlanden hatte ihn mit den neuen Verteidigungsanlagen der modernen Kriegsführung in Berührung gebracht. So war es verständlich, daß Graf Philipp Ernst seine gesammelten Erfahrungen in seiner Heimat zu nutzen wußte.

Neben der baulichen Veränderung des Schlosses Langenburg wurden die Verteidigungsanlagen ausgebaut und erweitert. Die Schloßverteidigung wurde in die Stadtbefestigung einbezogen. Eine Stadtmauer ersetzte den alten Pallisadenzaun. Ein noch erhaltener Befestigungsplan von 1614 (Plan 22) und die Langenburger Amtsrechnungen geben Zeugnis von der eifrigen Bautätigkeit auch auf diesem Gebiete innerhalb der dritten Renaissancebauperiode.<sup>23</sup>

Dem Beschauer drängt sich nun die Frage nach den Bauteilen auf, die in der dritten Renaissancebauperiode entstanden sind. Bei genauem Studium der stilistischen Gegebenheiten und konstruktiven Details lassen sich die Neubauten klar herauschälen. Die vorhandenen schriftlichen Unterlagen bestätigen größtenteils die Beobachtungen am Bau.

Folgende Gebäudeteile sind innerhalb der dritten Renaissancebauperiode errichtet worden: Die hofseitige, zweigeschossige Galerie des Südflügels samt der architektonischen Gestaltung der alten südlichen Ringmauer, die Neugestaltung des alten Torhauses einschließlich der Aufstockung des zweiten Obergeschosses, die Errichtung des Bettenturmes und des Kapellenturmes auf den Mauern der alten Geschütztürme, die Fertigstellung und Bekrönung des großen Treppenhausturmes am Ostflügel des Schlosses und die Ausschmückung der gesamten Schloßanlage durch das Aufsetzen von Ziergiebeln (Volutengiebel) an fast allen Gebäudeflügeln des Schlosses Langenburg. Die dabei vorgenommenen internen Ausbauten und Veränderungen lassen sich heute nur schwer erkennen. Der Barockumbau des 18. Jahrhunderts hat fast sämtliche Spuren verwischt.

Der anschließende Ausbau des südöstlichen Turmes zu einer Schloßkirche und die Verteidigungsbauten dürfen hier besondere Erwähnung finden.

Die aufgestellten Hypothesen finden durch interessante Beobachtungen am Bau und wichtige, noch erhaltene Unterlagen ihre Bestätigung.

Die Jahreszahl 1612 an der westlichen, jonischen Säule der Galerie weist zurück auf die dritte Bauperiode und die damit verbundene Errichtung der hofseitigen Galerie. Die steinernen, jonischen Säulen wurden auf die Brüstung des bereits bestehenden, offenen Laufganges aufgesetzt, der von massiven Arkadenbögen im Erdgeschoß getragen wurde. Die Ausführung des zweiten Galeriegeschosses in Holz ist eine rein statisch-konstruktive Maßnahme. Die Fundamente der Arkaden im Erdgeschoß waren offenbar nicht für eine starke, zusätzliche Last geeignet. Die Gestaltung der hölzernen Galerie zeigt bereits leicht barocke Tendenzen in



der Bewegtheit der Linienführung, den stark profilierten Gesimsen und in den Vorkröpfungen der Friese und Gesimse über den Säulen.

Um 1610 wurden in verschiedenen hohenloheschen Schlössern Bestandsaufnahmen in Form von Plänen und damit verbundene Verbesserungsvorschläge gemacht. Die gesamte Aktion wurde durchgeführt von dem berühmten Renaissancebaumeister Heinrich Schickhardt, dem hohenloheschen Baumeister Georg Kern und einem gewissen Bernhard Cantzler. So finden sich noch 2 Pläne über Schloß Langenburg von dem hohenloheschen Baumeister Georg Kern im Hohenloheschen Zentralarchiv Neuenstein (Plan 20). Die Pläne stellen in der Beweisführung der verschiedenen Bauperioden eine wichtige Position dar und sollen später noch eingehender behandelt werden. In den Langenburger Plänen des Georg Kern ist keine Andeutung einer Galerie auf der Südseite erkenntlich. Lediglich der offene Laufgang ist eingezeichnet. Also darf auch darin eine Bestätigung der späteren Errichtung der Galerie gesehen werden.

An der Südostecke des Hofes erstrecken sich auch in den oberen Geschossen die bereits besprochenen offenen Laufgänge und stoßen gegen die Galerien der Hof-südseite. Bei den Berührungspunkten der beiden Bauteile treten beträchtliche Differenzen in der Höhe und Form der Gesimse auf, die bei gleichzeitiger Errichtung bestimmt vermieden worden wären.

Die Rückseite der Galerien bildet die mittelalterliche Ringmauer. Im Erdgeschoß sowie im ersten Obergeschoß nehmen weder die Wandöffnungen, noch die Wandpfeiler irgendeine Beziehung zu den davorliegenden Arkaden und Galerien auf. Im zweiten Obergeschoß zeigt die Rückwand der Galerie eine ziemlich symmetrische Wandgliederung, achsial zu den davorstehenden korinthischen Säulen. Eine Beziehung von Rückwand und Galerie ist also ohne weiteres ablesbar. Tatsächlich tritt im Dachgeschoß des Küchenbaues eine auffallende horizontale Arbeitsfuge an der alten Ringmauer zutage. Auf die Mauerkrone der Ringmauer wurde die rückwärtige Abschlußwand des zweiten Galeriegeschosses gesetzt. Die nun bis ins zweite Obergeschoß reichende Ringmauer wurde nach Süden hin mit Renaissancezwillingsfenstern versehen und damit in die architektonische Gestaltung der Südfassade einbezogen. Die mittelalterlichen Verteidigungsanlagen wurden der Architektur einer Residenz der Renaissance untergeordnet.

Mit der Erbauung der hofseitigen Galerie wurde auch die gesamte Südfassade des Schlosses neu ausgestaltet. Das rein zweckdienliche Torhaus wurde im Stil der Renaissance umgebaut. Auf den noch spätmittelalterlichen Mauern des dreigeschossigen Torhauses wurde das zweite Obergeschoß aufgeführt. Zusammen mit dem etwa in der gleichen Zeit erstellten Volutengiebel bildete die Fassade über dem Tor einen feinen Akzent bei der Einführung in das Schloß Langenburg.

Die Aufstockung des Torhauses läßt sich klar beweisen. Die Mauerstärke des zweiten Obergeschosses unterscheidet sich wesentlich von denen der darunterliegenden Geschosse. — An der Ostseite ist nach außen hin ein deutlicher Absatz sichtbar. Nach Westen hin ragt das zweite Obergeschoß auf der ganzen Breite um etwa 1,50 m über und wird von steinernen Konsolen getragen. Diese recht merkwürdige Maßnahme muß als eine Art Provisorium angesehen werden. Wahrscheinlich war ein weiterer Bauteil (Treppenhaus?) geplant und ist nicht mehr zur Ausführung gekommen. Auf der Breitseite ragen aus dem Dachgesims, das gleichzeitig den aufwärtsstrebenden Volutengiebel von der unteren Fassade trennt, zwei Steinkonsolen heraus. Die Konsolen müssen Überreste einer alten Verteidigungsanlage über dem Torhaus sein, die folgerichtig schräg über dem Eingangstor sitzen und wahrscheinlich der senkrechten Verteidigung dienten.



Die Gesamtfassade des aufgestockten Torhauses wurde mit Renaissancezwillingfenstern fast völlig symmetrisch aufgeteilt. Das Zwischengeschoß wurde als Vollgeschoß behandelt und ebenfalls mit Zwillingfenstern versehen. Im Erdgeschoß sind die Fenster nur teilweise zur Ausführung gekommen. Wahrscheinlich waren Sicherheitsgründe dafür maßgebend (Plan 10).

Das zweite Obergeschoß wurde mit einer schönen, großen Renaissancecedeeke verziert. Der Stil entspricht völlig der Zeit. Die Umrahmung der ovalen Deckenbilder ist provinziell einfach gehalten. Trophäen in halbplastischer Form sind die einzigen Verzierungen der Umrahmung. Die kriegerischen Trophäen als Deckenschmuck sind nicht bloß typische Zeiterscheinungen, sondern geben auch einen Hinweis auf die militärische Stellung des Hausherrn.

Die allegorischen Darstellungen der sechs ovalen Bilder in halbplastischer Form sind noch sehr zurückhaltend behandelt. Die Bewegungen und die Ausführung des Gewandes bilden noch ein geschlossenes Ganzes, ohne das Überquellende, die Lebendigkeit des nachfolgenden Barocks anzudeuten. Der rein erzählende Charakter ist überall gewahrt.

Offenbar nahm die Renaissancecedeeke die gesamte Breite (einschließlich Raum 131) des zweiten Obergeschosses ein. (Vgl. die einschneidenden Trennwände aus späterer Zeit!)

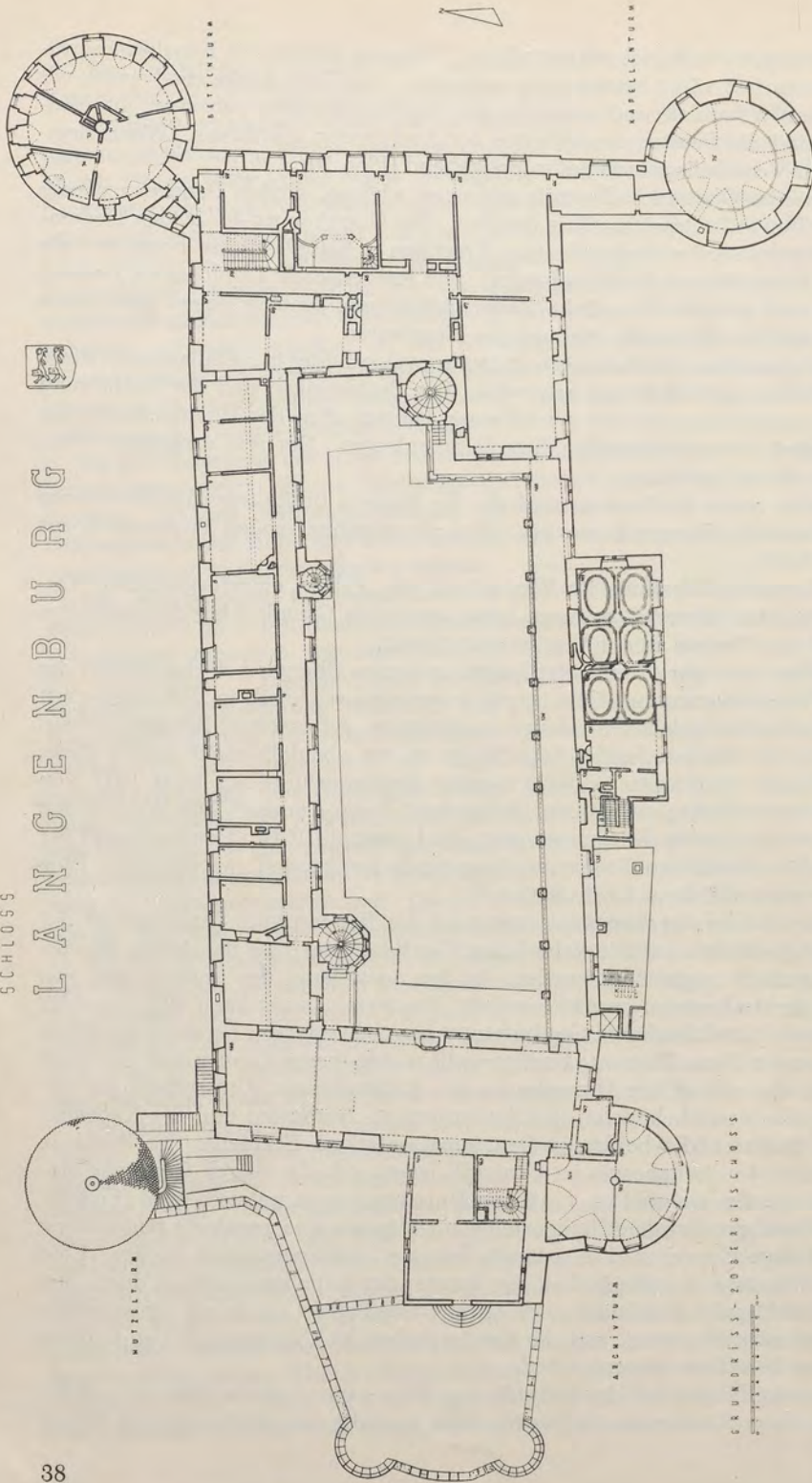
Die kleineren Vorräume im Westen und das Fehlen einer organischen Verbindung zu den unteren Geschossen lassen auch vom Grundriß her die ehemalige Planung einer Treppe an der Westseite vermuten.

Der Plan von Georg Kern zeigt bereits im ersten Obergeschoß den Beginn des großen Treppenhausturmes. Die bereits besprochenen Details in Verbindung mit den übereinander gelegenen offenen Laufgängen der zweiten Renaissancebauperiode an der Südostecke des Schloßhofes weisen ebenfalls die Existenz dieses Turmes nach. Die Amts- und Burgvogtey-Rechnungen geben nach 1612 von weiteren Baulichkeiten am großen „Schnecken“-Turm Kunde.<sup>24</sup> Die Wetterfahne an der höchsten Spitze des Turmes zeigt die Jahreszahl 1616. Demnach muß der Turm erst in der dritten Renaissancebauperiode fertiggestellt worden sein. Eine Arbeitsfuge ist allerdings nicht sichtbar.<sup>25</sup>

Die Errichtung des Kapellenturmes und des Bettenturmes (Aschenturm) auf den Untergeschossen der mittelalterlichen Geschütztürme darf der dritten Renaissancebauperiode zugeordnet werden. In der Aufstellung des Inventariums von 1606 ist der Aschenturm bereits erwähnt. Die Bezeichnung kann sich entweder auf den noch mittelalterlichen Geschützturm beziehen oder auf bereits aufgeführte Aufstockungen dieses Turmes. Fertiggestellt wurde dieser Turm jedoch erst nach 1612, wie die zahlreichen Hinweise in den Langenburger Amtsrechnungen bestätigen. Von nun ab bildeten der Bettenturm im Nordosten und der Kapellenturm im Südosten die beiden großen, repräsentativen Eckpfeiler der Residenz Langenburg. Im Aufbau wie im Grundriß lassen sich die oberen Geschosse einwandfrei von den wehrhaften, massiven Untergeschossen unterscheiden (Plan 9). Die gleichmäßigen Fensterachsen lassen von außen her eine geordnete Bauplanung spüren. Einige Fenster sind in späteren Zeiten wieder zugemauert worden. Eine gewisse äußerliche Verschiedenheit der Fenster des Kapellenturmes ist durch den Einbau der Kapelle begründet. Das oberste Geschoß ist durch ein umlaufendes Brüstungsgesims abgesetzt, und die Fenster haben im Gegensatz zu den unteren Geschossen kein Renaissancegewände.

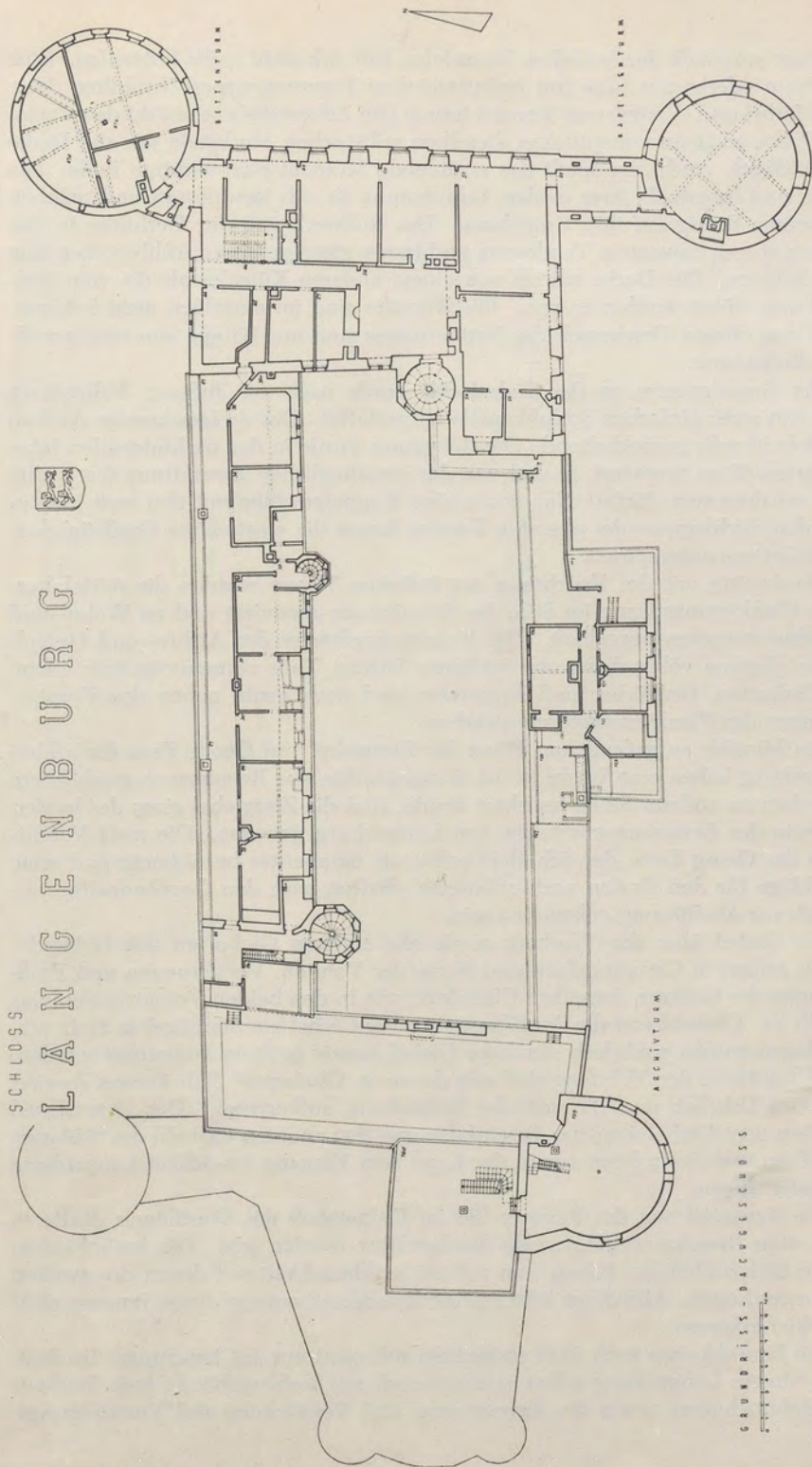
Das erste Obergeschoß des Bettenturmes bildete eine logische Erweiterung der repräsentativen Räume des Ostflügels. Der spezielle Verwendungszweck dieses





Plan 15. 2. Obergeschloß. Ost- und Nordflügel Renaissance, Ostflügel durch Barockbau nach Osten erweitert! Aufstockung der beiden östlichen Türme innerhalb der Renaissance. Im Süden alte gotische Ringmauer, an Ringmauer südlich anschließend altes Torhaus (innerhalb der Renaissance aufgestockt) mit einer repräsentativen Renaissancedecke. Die mythologischen Szenen stellen dar: Ceres und Vulkan, Apollo und Flora, Neptun und Diana, Merkur und Athene, Mars und Venus, Bacchus und Ceres. Im Westflügel Theatersaal (Renaissance), daran anschließend Archivturm (gotisch) und kleiner neugotischer Anbau nach dem Lindenstamm: Lindenstamm als Terrasse ausgebildet.





Plan 16. Dachgesch. Nord-, Ost- und Südflügel, ausgebauter Dachstuhl (Renaissance); Ostflügel durch Barockbau nach Osten erweitert! Die beiden östlichen Türme Renaissance. Westflügel mit Dachraum und anschließend oberstem Geschoss des Archivturmes (gotisch).



Zimmers innerhalb der festlichen Raumfolge läßt sich nicht mehr feststellen. Eine Renaissancedecke aus Gips mit halbplastischen Figurengruppen (Frühling, Sommer, Herbst und Winter) und Sternbildern in den Eckzwickeln schmückt den Raum. Die Decke zeigt im wesentlichen dieselben stilistischen Merkmale wie die Decke im Südflügel. Auch hier spielt das erzählende Moment eine wichtige Rolle. Die Bilder sind innerhalb ihrer ovalen Umrahmung in sich geschlossen und nehmen fast keinen Bezug auf ihre Umgebung. Das Rollwerk und die Tierbilder in den Nischen zeigen bewegtere Tendenzen und lassen einen gewissen frühbarocken Zug nicht leugnen. Die Decke scheint von einem anderen Künstler als die vom Südflügel ausgeführt worden zu sein. Die Künstler sind im einzelnen nicht bekannt.

In den oberen Geschossen des Bettenturmes sind nur Räume von untergeordneter Bedeutung.

Der Kapellenturm an der Südostecke wurde nach der äußeren Vollendung innen mit einer einfachen Schloßkapelle ausgestattet. Der dreigeschossige Ausbau aus Holz ist sehr zurückhaltend. Die Bemalung wurde in den nachfolgenden Jahrhunderten öfters renoviert, so daß von der ursprünglichen Ausstattung fast nichts mehr erhalten sein dürfte. Nur das schöne Kuppelgewölbe mit den weit hereinragenden Stiechkappen der obersten Fenster lassen die einstmalige Großzügigkeit dieses Gotteshauses spüren.

Gleichzeitig mit der Errichtung der östlichen Türme wurden die mittelalterlichen Flankierungstürme im Stile der Renaissance renoviert und zu Wohn- und Wirtschaftszwecken ausgebaut. Die Renaissancefenster des Archiv- und Hutzelturmes gleichen völlig denen der östlichen Türme. Teils vermauerte, teils offene Schießscharten, Gußlöcher und Kragsteine sind noch heute neben den Fensteröffnungen der Flankierungstürme sichtbar.

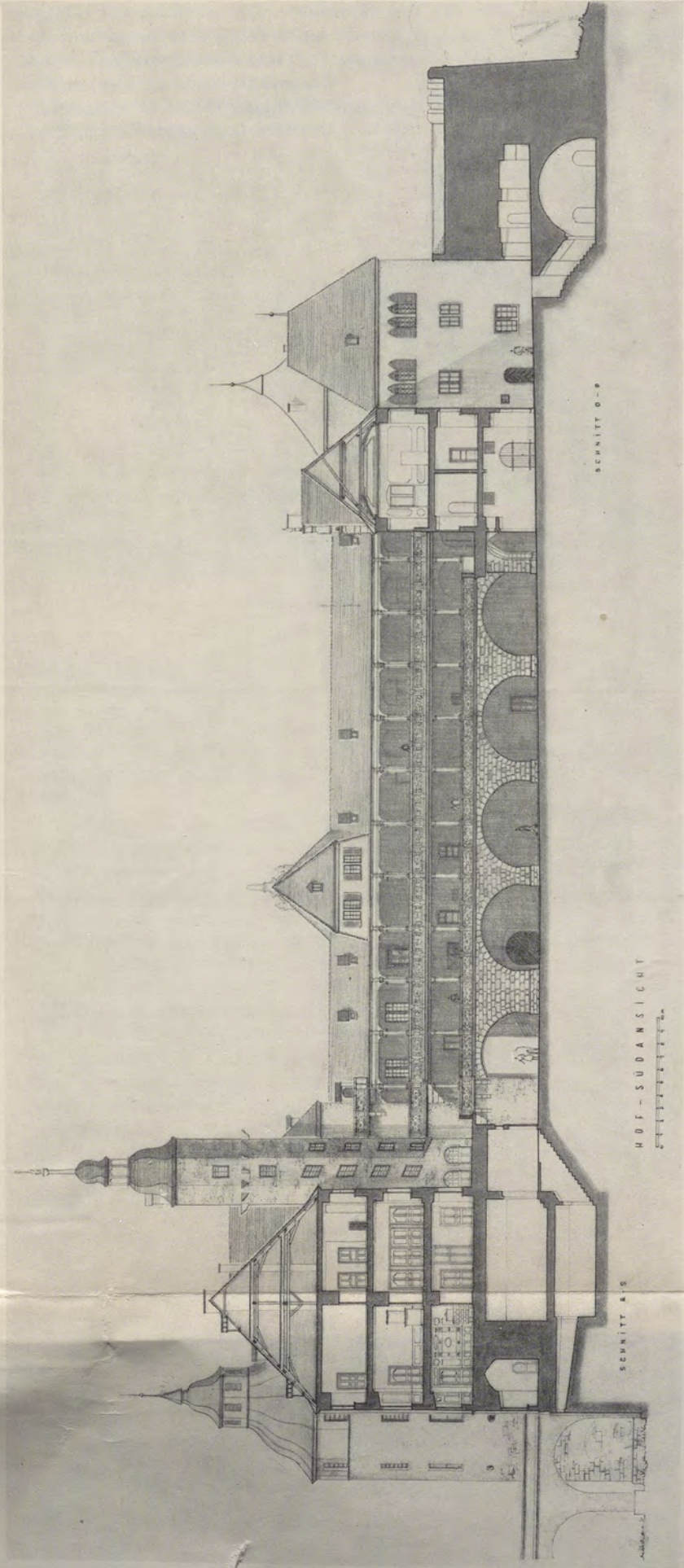
Die kürzlich aufgefundenen Pläne der Ziergiebel von Georg Kern für Schloß Langenburg haben eine Lücke in der Baugeschichte der Renaissance geschlossen. Wie schon an anderer Stelle berichtet wurde, sind die Ziergiebel eines der letzten Attribute des Renaissanceumbaues von Langenburg gewesen. Die zwei Vorentwürfe des Georg Kern, der sich 1616 selbst als Baumeister bezeichnete und seine Vorschläge für den Grafen noch erläuterte, dürften nach den Gegebenheiten tatsächlich zur Ausführung gekommen sein.

Die Giebel über dem Torhaus sowie alle anderen Giebel an den Gebäudeflügeln zeigen in Gesamtaufbau und Form der Voluten, Verzierungen und Profilierungen der Gesimse denselben Charakter, wie in den beiden Vorentwürfen dargestellt ist. Obwohl erst die Ausführung für die Giebel am Südflügel in Holz vorgeschlagen wurde, sind doch sämtliche Giebel massiv in Stein ausgeführt worden. Die Ähnlichkeit der Volutengiebel mit denen in Öhringen<sup>26</sup> läßt keinen Zweifel über den Urheber und die zeitliche Entstehung aufkommen. Der Unterschied zwischen dem Giebel über der Toreinfahrt und den anderen Giebeln des Schlosses in Aufbau und Form kann nur in der Lage zum Eingang ins Schloß Langenburg begründet liegen.

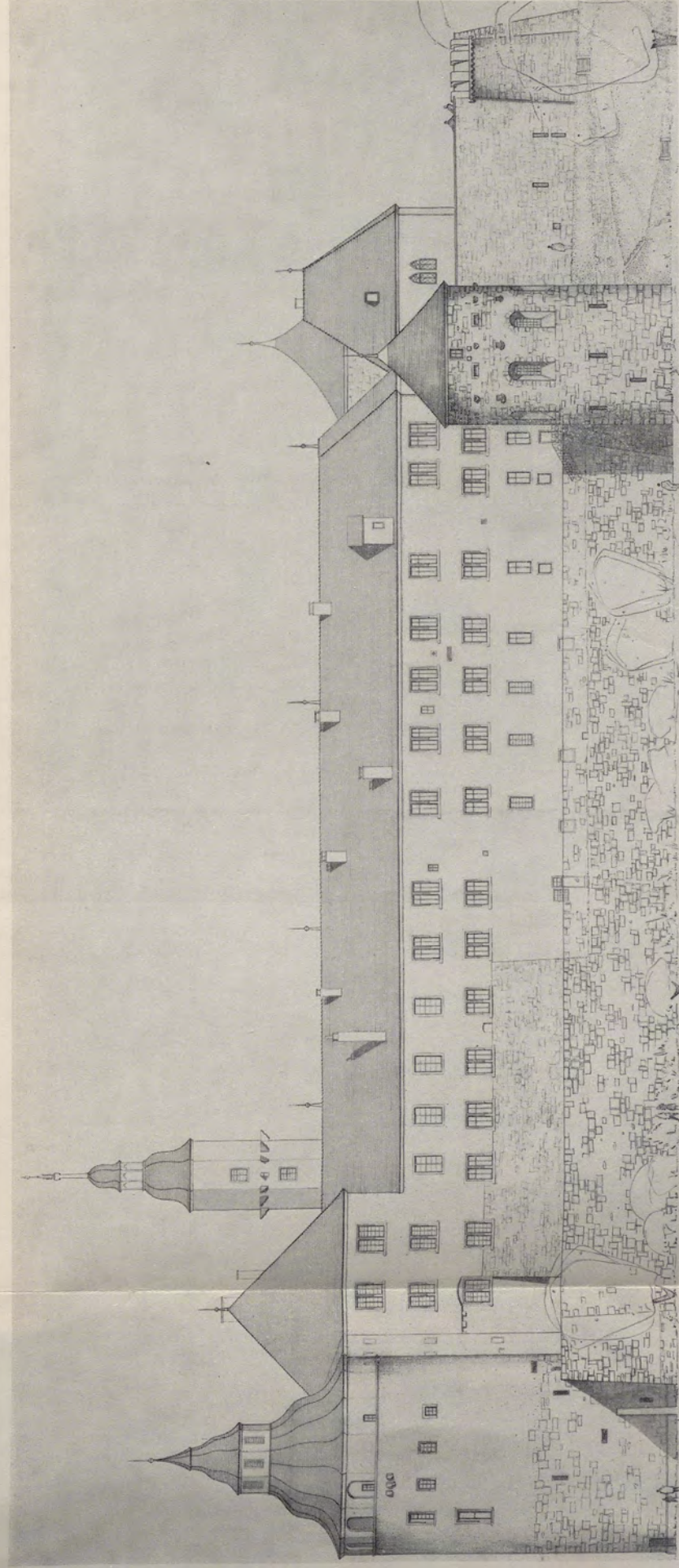
Die Ausgestaltung des Raumes 183 im Erdgeschoß des Westflügels dürfte in der dritten Renaissancebauperiode durchgeführt worden sein. Die korinthischen Säulen und Halbsäulen haben eine stilistische Ähnlichkeit mit denen des zweiten Galeriegeschosses. Allerdings läßt sich die Zweckbestimmung dieses Raumes nicht mehr klar erkennen.

Die Baulichkeiten nach 1612 erstreckten sich nicht nur auf Errichtung des Residenzschlosses Langenburg selbst, sondern auch auf Nebengebäude (wie Reithaus und Zehntscheuer) sowie die Erweiterung und Verstärkung der Verteidigungs-



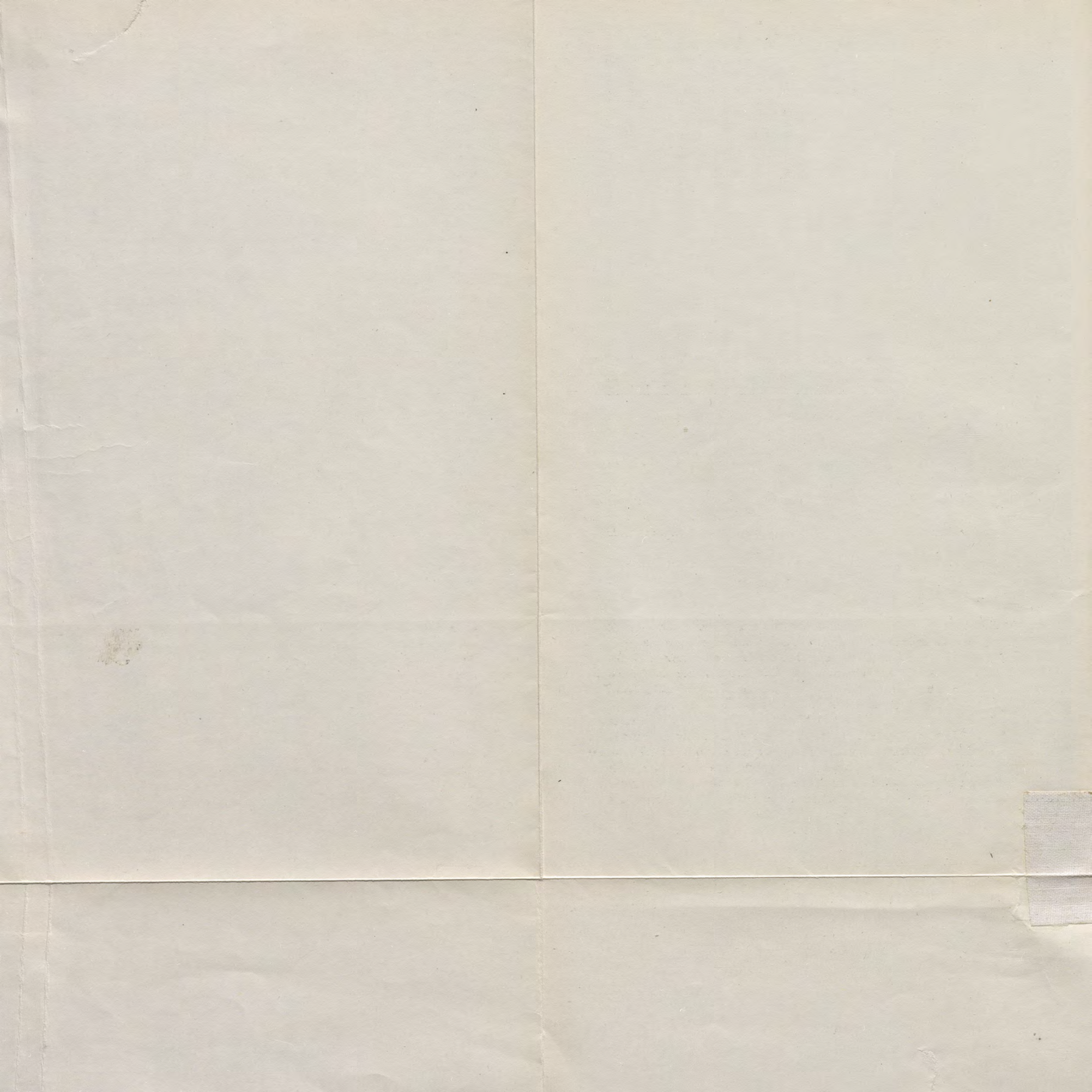


Plan 4. Hof-südansicht. Mit Arkaden und Galerien. Schnitt durch Ost- und Westflügel; im Osten Schnitt durch Halsgraben und Seitenansicht des Kapellenturmes; im Westen Schnitt durch Lindenstamm.



Plan 8. Schloßnordansicht. Im Osten Bettenturm; im Westen Hutzelturm. Zwischen beiden Türmen Zwinger mit dahinterliegendem Nordflügel. Nach Westen streckt sich der Lindenstamm vor.

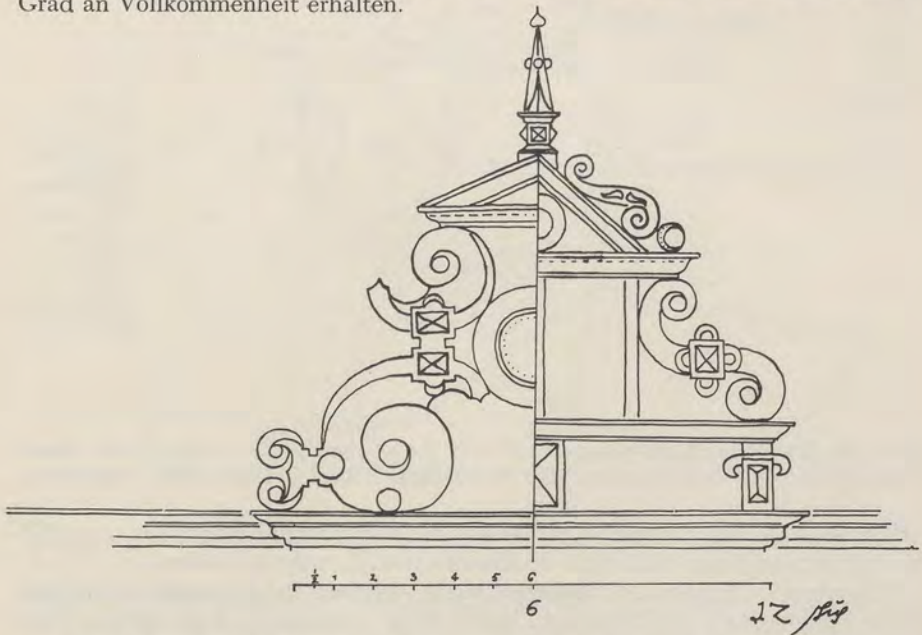






anlagen. Wie bereits erwähnt, wurde der alte, teils verfallene Pallisadenzaun durch eine Stadtmauer ersetzt, die in die Verteidigungsanlagen des Schlosses einbezogen wurde. Die Schloßbrücke und die Halsgräben an der Ostseite des Schlosses wurden teils neu erstellt, teils ausgebessert.

Bei dem Tode des Grafen Philipp Ernst 1628 hatte das Schloß einen hohen Grad an Vollkommenheit erhalten.



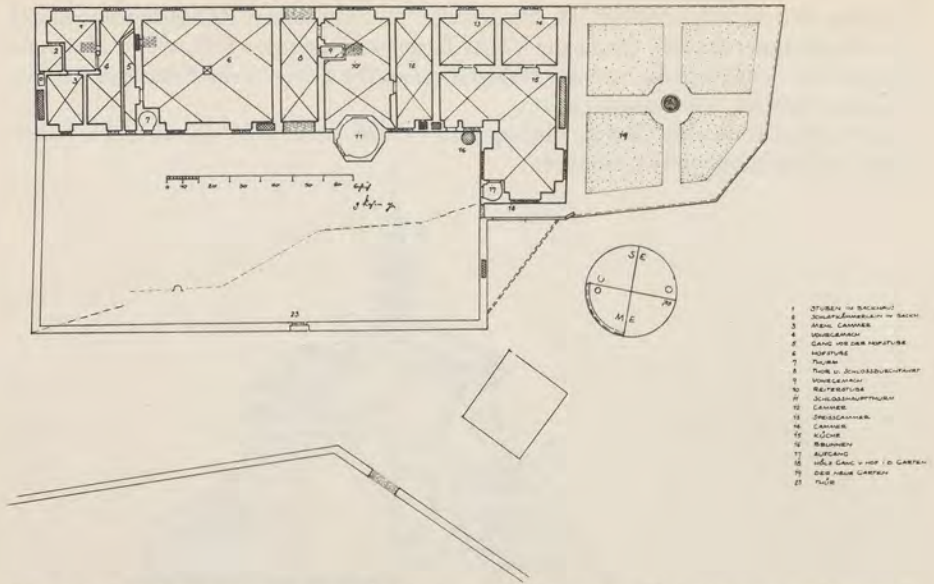
Plan 21. Ziergiebel des Schlosses Langenburg nach Handskizzen von Georg Kern. Originalplan im Fürstlich Hohenloheschen Archiv Neuenstein.

In Anbetracht der ausgedehnten Veränderungen des Schlosses Langenburg durch Neu- und Umbauten innerhalb der dritten Renaissancebauperiode muß die Frage nach dem schöpferischen Gestalter dieser Baulichkeiten besonders dringend erscheinen.

Bisher wurde der Thüringer Jacob Kauffmann als der Baumeister dieses umfangreichen Bauvorhabens genannt. In sämtlichen alten Amts- und Burgvogtey-Rechnungen wird jedoch Jacob Kauffmann *n i e m a l s* als Baumeister aufgeführt. Die zahlreichen noch vorhandenen Abrechnungen führen den genannten Jacob Kauffmann nur als Maurer auf. Demzufolge liegt absolut kein Grund vor, Jacob Kauffmann mit dem Baumeister der Langenburger Residenz zu identifizieren.

In den bisher veröffentlichten Abhandlungen über die Baugeschichte des Schlosses Langenburg wurde der berühmte und in seiner Zeit bereits anerkannte Baumeister Heinrich Schickhardt (1558—1634) in engen Zusammenhang mit dem Umbau des Schlosses nach 1612 gebracht. Der Verfasser glaubt aber, daß es sich hier um einen Trugschluß handelt. In einem eigenhändig verfaßten Verzeichnis aller Werke des Heinrich Schickhardt ist auch Schloß Langenburg aufgeführt. Demgegenüber steht die Tatsache, daß aus dieser Zeit im Zusammenhang mit dem Schloßumbau von Langenburg Schickhardts Name weder in einer Urkunde, in irgendeiner Korrespondenz, noch in einem Plan oder einer Abrechnung verzeichnet ist, gerade in einer Zeit, aus der bis auf den heutigen Tag viele Unterlagen er-





Plan 23. Erdgeschoßgrundriß des Schlosses Öhringen nach einem Originalplan von Georg Kern um 1610 im Fürstlich Hohenloheschen Archiv Neuenstein.

halten sind. In den Langenburger Amts- und Burgvogtey-Rechnungen von 1612 bis 1618 ist der Name Heinrich Schickhardt ebenfalls nicht verzeichnet.

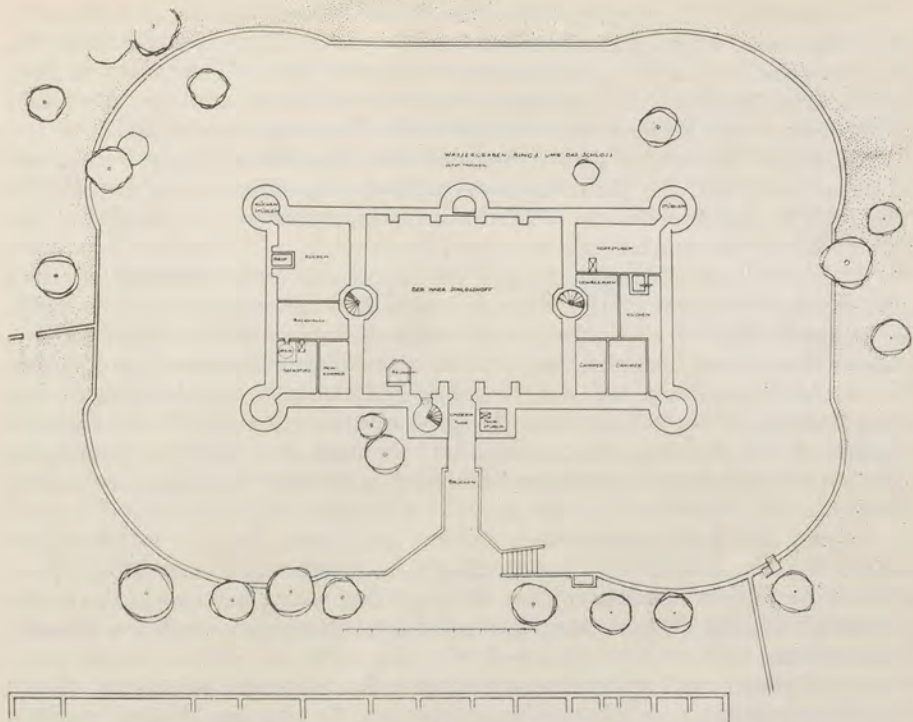
Die genaue Überprüfung des eigenhändig verfaßten Verzeichnisses von Schickhardt bringt selbst die Erklärung. Neben einer ungeheuren Zahl anderer Bauwerke führt Schickhardt allein 12 Schlösser auf, die er von Grund auf neu gebaut hat. Bei 60 weiteren Schlössern ist er wegen baulichen Veränderungen herangezogen worden. Unter dieser letzten Rubrik ist auch Langenburg aufgezeichnet. — Auf Grund dieser Betrachtung kann und muß der Schluß gezogen werden, daß Schickhardt nicht als Baumeister, sondern ähnlich wie Meister Robin nur als beratender Architekt mit dem Langenburger Schloßumbau in Verbindung gebracht werden darf, sei es in gestalterischer oder konstruktiver Hinsicht.<sup>27</sup>

Als einen Beweis für die beratende Tätigkeit Schickhardts in Hohenlohe dürfen die zahlreichen Bauaufnahmen von Hohenloheschen Schlössern (um 1610) gelten, die er zusammen mit dem Hohenloheschen Baumeister Georg Kern verfertigt hat. Neben den Plänen und Bemerkungen über den derzeitigen Zustand der Baulichkeiten sind verschiedene Verbesserungsvorschläge niedergelegt. Die Unterlagen und Aufzeichnungen befinden sich im Hohenloheschen Zentralarchiv Neuenstein.

Auf Grund von Archivmaterial sowie durch stilkritische Untersuchungen und Vergleiche mit anderen hohenloheschen Schlössern glaubt der Verfasser mit Bestimmtheit, **Georg Kern** als den tatsächlichen Baumeister der eindrucksvollsten Bauepoche innerhalb der Renaissance von Schloß Langenburg vorstellen zu können.

Georg Kern stammte aus der weit über Hohenlohe hinaus bekannten Bildhauerfamilie Kern aus Forchtenberg. Georg war der Bruder des berühmten Bildhauers Michael (III) Kern, der unter anderem auch das schöne Grabmal des Grafen Philipp Ernst und seiner Gemahlin Anna Maria geb. Gräfin von Solms in Langenburg anfertigte. Georg Kern wurde 1583 in Forchtenberg geboren und arbeitete





Plan 24. Erdgeschoßgrundriß des Schlosses Pfedelbach nach einem Originalplan von Georg Kern um 1610 im Fürstlich Hohenloheschen Archiv Neuenstein.

bis 1607 in der Werkstatt seines Vaters. Die Hohenloher waren die größten Auftraggeber dieser Bildhauerfamilie. Georg wird als Jüngling seinen Vater öfters nach den hohenloheschen Schlössern begleitet haben und dabei auch öfters in Langenburg gewilt haben. (An einem hofseitigen Fenster in Langenburg ist noch ein altes Werkzeichen von Georgs Vater, Michael (II) Kern von Forchtenberg, sichtbar!)

Später wurde Georg Kerns Name durch die bereits erwähnten, umfangreichen Bauaufnahmen und Gutachten über die verschiedenen hohenloheschen Schlösser in enger Zusammenarbeit mit Heinrich Schickhardt bekannt. In dem Verzeichnis des Heinrich Schickhardt ist Georg Kern als Baumeister erwähnt.

Von 1610 bis 1616 entstand in Öhringen ein Schloß (als Sitz für die Witwe des verstorbenen Grafen Wolfgang von Hohenlohe!), das nach den Plänen des Baumeisters Georg Kern erbaut wurde (Plan 23). Um die gleiche Zeit entstanden die hofseitigen Galerien im benachbarten Schloß Pfedelbach. Allen Anzeichen nach ist auch diese stilvolle Ausschmückung des Innenhofes dem Georg Kern zuzuweisen. Auch hier dürfte Heinrich Schickhardt nur als beratender Architekt hervorgetreten sein (Plan 24).

Die von 1616 stammenden Handskizzen von Georg Kern für die Volutengiebel am Langenburger Schloß (Plan 21) geben einen klaren Beweis für die planerische Tätigkeit dieses Mannes. Bei den Randbemerkungen zu diesen Skizzen bezeichnet sich Georg Kern selbst als Baumeister.



Ein aus Sandstein gefertigtes Portal am Schloß Neuenstein, das etwa im Jahre 1613 entstanden ist, trägt die Initialen G. K. B., die als Georg Kern, Baumeister, zu deuten sind. In den Neuensteinischen Kirchenbüchern ist Georg Kern als Baumeister und Burgvogt von Neuenstein erwähnt. Also war auch um diese Zeit Georg Kern an der Residenz von Neuenstein als Baumeister beschäftigt.

Als letztes Werk, das dem hohenloheschen Baumeister Georg Kern zugeschrieben wird, darf die Kanzel in der Stadtkirche von Künzelsau gelten (1617). Von 1612 bis 1622 wurden die Wiederherstellungsarbeiten an der Stadtkirche von Künzelsau von Georg Kern geleitet.

Was dürfte demzufolge näher liegen, als den hohenloheschen Baumeister Georg Kern in enge Verbindung mit den Langenburger Erweiterungen von 1612 bis 1618 zu bringen? Der Vergleich der Langenburger Volutengiebel in Form, Aufbau, äußerer Kontur und Linienführung mit denen von Öhringen sowie die große Ähnlichkeit der Langenburger mit den Pfedelbacher Galerien bestätigen weitgehendst diese Annahme. Die Tätigkeit des Georg Kern als „rechte Hand“ von Heinrich Schickhardt bei den Bauaufnahmen vieler hohenlohescher Schlösser spricht eindeutig für die offenbar damals schon bekannten baumeisterlichen Qualitäten dieses Hohenlohers.

So darf mit Recht angenommen werden, daß Georg Kern als örtlicher Baumeister bei dem dritten Renaissanceumbau von Langenburg verantwortlich zeichnete. Neben seiner baumeisterlichen Tätigkeit darf Georg Kern auch als der gestaltende Architekt dieses letzten, formvollendeten Renaissanceumbaues Langenburs gelten.

Abschließend zur Renaissancebaugeschichte des Schlosses Langenburg müssen drei Pläne aus dieser Zeit kurz erläutert werden. Es sind dies die beiden Pläne von Georg Kern (um 1610), der Befestigungsplan von G. Stegle (um 1614) und die Rekonstruktion von Bodo Ebhardt.

Bei dem Erdgeschoßplan und dem Plan des ersten Obergeschosses von Georg Kern (Plan 20) kann es sich nur um eine Bauaufnahme handeln. Die Zeichnungen geben nur die systematische Raumfolge wieder. Die maßstäbliche Größenordnung entspricht nur ungefähr den tatsächlichen Raumabmessungen. Offenbar wurde bei diesen Plänen Wert auf die den Innenhof umschließenden Raumgruppen gelegt. Alle Bauteile, die sich aus der Hauptbaumasse herausstrecken, sind nicht mit eingezeichnet.

Die Bestandsaufnahme bestätigt weitgehendst den erfolgten Ausbau der Langenburg nach der zweiten Renaissancebauperiode. Im Ostflügel sind in einem Raum (jetzt Raum 100—102) ein gemauerter Herd, ein Ofen und ein Abflußstein eingezeichnet. Demnach muß es sich um die große Schloßküche gehandelt haben, die in folgerichtiger Verbindung zum Saal im ersten Obergeschoß stand. Die beiden nach Osten vorgestreckten Räume, die von je einem Kreuzgewölbe überspannt sind, lassen sich in ihrem Verwendungszweck nur schwer deuten. Die zwischen den beiden Räumen liegende Schneckenreppe ist heute noch im starken Gemäuer teilweise erhalten. Die Art des Grundrisses und die Lage dieser beiden Räume zum gesamten Schloßkomplex lassen zunächst die Vermutung auf eine kleine Schloßkapelle zu. Die direkte Verbindung zur Schloßküche und zu einem Kellerraum des Ostflügels widerspricht dieser Annahme. Demzufolge kann es sich nur um Zwischenglieder (vielleicht Tafelstube?) von der Küche im Erdgeschoß zum Saal im ersten Obergeschoß handeln. Warum diese Räume an so exponierter Stelle gelegen haben und welchem eigentlichen Verwendungszweck sie gedient haben, kann nicht weiter gedeutet werden.



Aus dem Plan von G. Stegle (1614) läßt sich nur wenig entnehmen (Plan 22). Die Gebäude sind mehr oder weniger symbolisch dargestellt. (Der eben besprochene östliche Anbau ist auch hier angedeutet.) Das Augenmerk ist bei diesem Plan auf die Verteidigungsanlagen gerichtet. Die Einführung zum Schloß auf der Südseite über zwei wahrscheinlich feststehende Brücken tritt klar hervor. Die sich weit in das Gelände erstreckenden Bollwerke und weitere kasemattenartigen Verteidigungsanlagen entsprechen dem Befestigungsbau des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts. Die Halsgräben im Osten und der damals doch offenbar bestehende Torgraben an der Südseite vor dem Torhaus sind einwandfrei ablesbar. Der Plan von G. Stegle war ein Vorschlag zur Befestigung des Schlosses Langenburg. Zur Ausführung ist davon nichts wesentliches gekommen.

Die Rekonstruktion von Bodo Ehardt, die wohl den Zustand des Schlosses um 1600 darstellen soll, entspricht absolut nicht den Tatsachen. Richtig ist die Darstellung der beiden Halsgräben mit den beiden festen Brücken. Die dargestellte Art einer Vorburg zwischen den beiden Halsgräben erscheint sehr fraglich. Die Größe und Form der Schloßflügel, der östlichen Türme und des südlichen Torhauses sind völlig falsch rekonstruiert. Die Rekonstruktion von Bodo Ehardt ergibt ein unrichtiges Bild von dem Langenburger Schloßkomplex um 1600.

Noch vor dem Tode des Grafen Philipp Ernst war der Langenburger Schloßbau beendet worden. Der Dreißigjährige Krieg, der mit Not und Elend die deutschen Lande überschattete, setzte allem weiteren Streben und Planen ein jähes Ende. — Der um 1636 genannte Baumeister Georg Wex dürfte nur in bezug auf Ausbesserungsarbeiten nach der Belagerung von 1634 Bedeutung haben. — Die Jahreszahl 1691 an der Nordwestecke des Schloßhofes hat nur untergeordnete Bedeutung. Die Jahreszahl bezieht sich ebenfalls auf Ausbesserungsarbeiten. In den Langenburger Amtsrechnungen um 1690 fehlen jede Anzeichen für Neubauten im Schloß. 1709 wurde der tiefe Brunnen, der schon lange unbenutzbar war, zugemauert. Eine kleinere Zisterne, die offenbar bei der Errichtung der Küche im Ostflügel während des Renaissanceumbaus im Raum 93 eingebaut worden war, diente bis zum Barockumbau der Wasserversorgung des Schlosses.

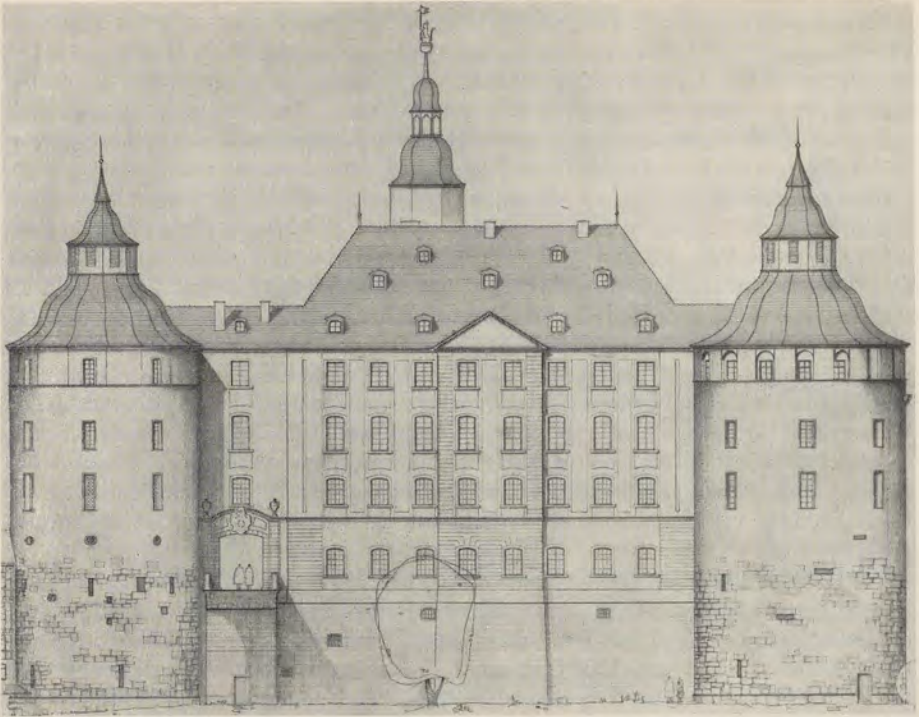
### 5. „Die Modernisierung“ innerhalb des Barocks

Nach der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges war es die vornehmste Aufgabe der Landesherrn, in ihren Besitzungen wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Das Land war zumeist total ausgesaugt und völlig verarmt. Nur allmählich konnten die Wunden heilen. An einen weiteren Ausbau der herrschaftlichen Besitzungen war vorerst nicht zu denken.

Um 1700 hielt der wohl hauptsächlich in Frankreich entwickelte Gedanke des Absolutismus mit all seinen Nebenerscheinungen auch Einzug hier in Deutschland. Die Machtfülle und der wachsende Wohlstand fanden, wie zu jeder Zeit, auch in der Kunst ihren Niederschlag. Die absolute Selbstherrlichkeit der Landesfürsten kam bei den neu erbauten Residenzschlössern voll und ganz zum Ausdruck. Der Barock war die geeignete Formsprache für die Fülle an Lebensbejahung und Daseinsfreude.

Erscheint deshalb um so verständlicher, daß die Hohenloher sich dieser Zeitströmung anschlossen und ihre größeren Residenzen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausbauten und im Stile des Barocks renovierten (vgl. auch Bartenstein, Kirchberg, Öhringen, Schillingsfürst u. a. m.).





Plan 9. Schloss Ostlangenburg. Barockfassade mit barockem Haupteingang; im Norden der Bettenturm; im Süden der Kapellenturm.

Graf Ludwig, der noch kurz vor seinem Tode die Fürstenwürde erhielt, residierte in Langenburg. Er schien sich schon längere Zeit mit Umbauplänen seines Residenzschlosses zu befassen, denn bereits 1720/21 machte der bekannte Baumeister Joh. Wolfgang Feichtmeier aus Mergentheim von sich aus Vorschläge für einen Umbau des Langenburger Ostflügels. Die im Stile des Barocks umgestaltete Fassade zeigte neben den ebenfalls umgestalteten Ecktürmen eine Kolossalordnung mit korinthischen Pilastern, ähnlich der Barockfassade von Schillingsfürst. Die Pläne kamen allerdings nicht zur Ausführung.

Erst 1754 wurden die Pläne für einen Umbau des Langenburger Schlosses wieder aufgegriffen. Der Fürst Friedrich Karl von Schillingsfürst empfahl den Baumeister Wöfling nach Langenburg, der zwei elegante Entwürfe für den Umbau des Langenburger Ostflügels anfertigte. Auch dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Der Hofzimmermann Koch aus Ansbach verfertigte einen weiteren Entwurf, der sich an den Entwurf von Wöfling anlehnte.

Ein weiterer Entwurf stammte von dem Hofzimmermeister Gebele. Die endgültige Planung und Ausführung wurde 1756 dem „Ballier“ Christoph Schwarzwimmer übertragen. Sein Entwurf lehnte sich stark an den Vorschlag von Hofzimmermann Koch an. Das Wappen des Grafen Ludwig und die Jahreszahl 1756 über dem barocken Eingangstor geben Zeugnis von der Umgestaltung des Ostflügels von Langenburg. Die Gestaltung der Ostfassade zeigt einen ziemlich provinziellen Charakter. Eine leichte klassizistische Tendenz ist spürbar.

Den einzigen nennenswerten Schmuck der gesamten Fassade bildet das barocke Eingangstor.



Die Baumasse des Schlosses wurde durch den Barockumbau nicht wesentlich verändert. Die Ostfassade wurde um etwa 3,50 m nach Osten vorverlegt; die mächtigen Ecktürme behielten ihr Renaissancegepräge. Der Kapellenturm wurde durch einen schmalen Zwischenbau mit dem Ostflügel verbunden.

Die kleine Höhendifferenz zwischen den Dachgesimsen der beiden Türme und dem alles verbindenden Dachgesims des Ostflügels liegt in der verschiedenen Entstehungszeit dieser Gebäudeteile begründet.

Der neue Schloßeingang wurde durch den eben erwähnten Verbindungsbau zwischen Ostflügel und Kapellenturm hindurchgeführt und mündet an der Südostecke des Innenhofes. Die neue Einführung in den Innenhof muß als eine schlechte Lösung bezeichnet werden. Während sich früher dem Besucher etwa am Zweidrittelpunkt der überaus schöne Schloßhof öffnete, wurde der neue Eingang direkt in die Südostecke des Hofes verlegt, was zu gewissen baulichen und organisatorischen Komplikationen führte.

Die Grundrisse des Ostflügels wurden wesentlich verändert. Der Saal im Ostflügel wurde durch den Einbau von repräsentativen Zimmerfluchten beseitigt. Die einzelnen Geschosse wurden von dem großen Treppenhausturm zugänglich gemacht. Die Barocktreppe, die im Raum 103 das Erdgeschoß mit dem ersten Obergeschoß verbindet, muß als eine primitive Lösung im Vergleich zu anderen Ausführungen dieser Zeit angesehen werden. — Als Ersatz für den in Wegfall gekommenen Saal wurde das zweite Obergeschoß des Westflügels auf der gesamten Breite in einen Saal verwandelt und mit einer einfachen Barockdekoration versehen.

Durch die Neugestaltung des Ostflügels kam die dortige Hofküche in Wegfall und wurde in den Küchenbau des Südflügels verlegt. Dieser Bau südlich der Ringmauer war wohl schon früher auf einer alten Gradmauer errichtet worden. Das Gebäude wurde um ein Geschoß erhöht, und das gegen die alte Ringmauer laufende Dach verdeckte die Renaissancezwillingfenster des zweiten Galeriegeschosses in der Ringmauer.<sup>28</sup>

Die Verbreiterung des Ostflügels brachte auch eine Erhöhung (bei gleicher Dachneigung!) des Daches mit sich. Die Ziergiebel kamen in Wegfall. Die Sichtmöglichkeiten von dem offenen Umgang (Wachturm) des großen Treppenhausturmes waren durch die Erhöhung des Daches beseitigt worden. Der offene Umgang über den Steinkonsolen wurde demgemäß abgetragen und der Turm geschlossen.

Neben den Umbauten des Schlosses selbst wurden im Schloßareal verschiedene kleinere Gebäude errichtet. Die Cavaliershäuschen und die Wachhäuschen, die auf dem Plateau zwischen den beiden Halsgräben erbaut wurden, sind im 19. Jahrhundert wieder abgebrochen worden. Die hübsche, kleine, barocke Orangerie an der Einfahrt zum Schloßbezirk ist heute noch erhalten. — 1763 wurden steinerne Brücken über die Gräben geschlagen.

Außerhalb Langenburgs wurde zur selben Zeit das kleine Lustschloßchen Ludwigsruhe (früher Lindenbronn) erbaut. Der Entwurf stammte von dem herzoglichen Hofbaumeister Leopold Retti aus Ludwigsburg.

Die weniger bedeutende Baupoeche innerhalb des Barocks bildete den letzten Abschnitt in der Baugeschichte des Schlosses Langenburg. Trotz der vielen Bauabschnitte und der verschiedenen Stilepochen, die in diesem Schloß vereinigt sind, ruht über der gesamten architektonischen Gestaltung eine seltene Harmonie. Langenburg nimmt eine glanzvolle Stellung innerhalb der hohenloheschen Schlösser und Burgen ein.



## 6. Umbauten und Erweiterungen im 19. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert wurden einige wenige Anbauten dem Schloßkomplex hinzugefügt. Es handelte sich dabei um die Errichtung des zweiten Obergeschosses über dem zum Westflügel rechtwinklig verlaufenden Anbau. Die Aufstockung im neugotischen Stil paßte wenig zu dem vorherrschenden Renaissancestil des Westflügels. An der Ostseite des Schlosses wurde ein Gebäude zur Unterbringung der ehemaligen Brauerei erbaut. Dieser Gebäudeflügel schließt heute den zweiten Halsgraben nach Süden hin ab.

### Zusammenfassung der wichtigsten baugeschichtlichen Forschungsergebnisse

Die Lage und Größe der ersten Burganlage auf dem „Langen Berg“ vor 1234 kann nur hypothetisch umrissen werden. Die einstige kleine Burganlage dürfte sich auf dem Platz des heutigen Lindenstammes befunden haben. Die Größe der ersten Anlage wird etwa im Vergleich zu benachbarten noch erhaltenen Burgen aus der gleichen Zeit einem Drittel der Flächenausdehnung der heutigen Anlage entsprochen haben. Mauerreste in den Kellern des Lindenstammes sind offensichtlich beim Wiederaufbau um 1235 zur Wiederverwendung gekommen.

Bei dem Wiederaufbau um 1235 wurde die Langenburg flächenmäßig auf das Maß ausgedehnt, wie sich heute noch die Gesamtanlage dem Besucher präsentiert. Die Burganlage nach 1235 erstreckte sich auf folgende Bauteile, die noch heute deutlich ablesbar sind:

1. Im Westen der gesamte Lindenstamm mit dem Verbindungsbau zum Westflügel und der Westflügel (Erdgeschoß und erstes Obergeschoß).
2. Der gesamte erdgeschossige Nordflügel.
3. Der erdgeschossige Unterbau des Ostflügels.
4. Die Ringmauer auf der Südseite zwischen Ost- und Westflügel.
5. Die beiden Türme auf der Westseite.

Das Vorhandensein einer kräftigen Schildmauer nach Osten mit davorliegenden Halsgräben darf mit Sicherheit angenommen werden. (Im Kellergeschoß des Ostflügels noch nachweisbar!) Die Anlage eines Berchfrites konnte nicht nachgewiesen werden. Auf den massiven Erdgeschoßräumen des Nord- und Ostflügels dürften sich Aufbauten in Holzfachwerk befunden haben. Der tiefe Brunnen stammt ebenfalls aus dieser Zeit. Der Eingang erfolgte von Osten her durch die Ringmauer auf der Südseite.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde die Langenburg aus fortifikatorischen Gründen erweitert. Es entstanden die beiden östlichen Geschütztürme (Bettenturm und Kapellenturm) in den unteren Geschossen und das Torhaus einschließlich des ersten Obergeschosses.

Bei dem Renaissanceumbau der Burganlage zu einer Residenz zwischen 1575 bis 1620 müssen drei Bauperioden unterschieden werden.

In der ersten Bauperiode nach 1575 wurden folgende Raumgruppen und Bauteile erstellt:

1. Der Nordflügel in den beiden Obergeschossen mit den beiden Treppentürmen, jedoch ohne Volutengiebel und offenem Laufgang.
2. Der Ostflügel mit sämtlichen Obergeschossen und dem großen Treppenhausturm, jedoch ohne offene Laufgänge.



### 3. Das 2. Obergeschoß des Westflügels ohne Volutengiebel.

Sämtliche schon bestehende Fassaden wurden im Sinne der Renaissance renoviert. Als Architekten der ersten Bauperiode müssen die Meister Unsinnig von Wallerstein, Thomas Fendrich und G. Stegle genannt werden. Der aus Ypern stammende Meister Robin war nur beratend tätig.

Die zweite Bauperiode (etwa um 1600) bezog sich hauptsächlich auf die Ausschmückung der einzelnen Gebäudeflügel innen und außen. Es wurden die offenen Laufgänge im Innenhof errichtet sowie die Innenräume durch Stuckdecken (Bettenturm) bereichert.

Die dritte Bauperiode zwischen 1612 und 1618 hat zur letzten baulichen Bekrönung von Schloß Langenburg beigetragen. Innerhalb dieser Zeit sind die folgenden Gebäudeteile entstanden:

1. Zweigeschossige Galerie des Südflügels.
2. Architektonische Gestaltung der südlichen Ringmauer.
3. Aufstockung des alten Torhauses auf der Südseite.
4. Fertigstellung des großen Treppenhausturmes.
5. Errichtung der beiden östlichen Türme auf den Sockelgeschossen der alten Geschütztürme.
6. Ausschmückung der gesamten Schloßanlage durch das Aufsetzen von Ziergiebeln.
7. Ausbau des südöstlichen Turmes zu einer Kapelle.
8. Fortifikatorische Maßnahmen wie Errichtung des Zwingers auf der Nordseite.

Als der maßgebliche gestaltende Architekt darf hier der Hohenloher Baumeister Georg Kern genannt werden. Heinrich Schickhardt war ebenfalls wie Robin nur als Berater unmaßgeblich beteiligt.

Die letzte bauliche Veränderung fand um 1756 durch den Barockumbau des Ostflügels statt.

Christoph Schwarzwimmer gab der stadtwärtigen Fassade des Ostflügels ein barockes Gepräge. Der große Saal im Ostflügel fiel repräsentativen Einbauten zum Opfer. Ersatzweise wurde dafür der Theatersaal im 2. Obergeschoß des Westflügels errichtet.

#### Literaturnachweis

1. Karl Weller, „Geschichte des Hauses Hohenlohe“, 1904. Teil I — bis zum Untergang der Hohenstaufen; Teil II — vom Untergang der Hohenstaufen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts.
2. Karl Weller, „Hohenlohisches Urkundenbuch“, Stuttgart 1899. Band I bis Band II.
3. Karl Weller, „Zur Kriegsgeschichte der Empörung des Königs Heinrich gegen Kaiser Friedrich II.“. Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, Stuttgart 1895, Jahrgang IV, S. 176.
4. Adolf Fischer, „Geschichte des Hauses Hohenlohe“. 1866, Teil I bis Teil II.
5. „Württembergisches Urkundenbuch“. Band I, 1849, Nr. 221; Band III, 1871, Nr. 851.
6. Walther-Gerd Fleck, „Schloß Weikersheim und die Hohenlohischen Schlösser der Renaissance“. Tübinger Forschungen zur Kunstgeschichte, Tübingen 1954, Heft 8.
7. Rudolf Schlauch, „Langenburg in Hohenlohe“. Bächlingen 1951.
8. Bodo Ebhardt, „Deutsche Burgen“ von Bodo Ebhardt. Erster Halbband, Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin 1898.
9. Wibel, „Hohenlohische Kirchen und Reformations Historie“. Onalzbach 1752, Band I bis IV.
10. Otto Piper, „Abriß der Burgenkunde“. München (Goeschenverlag).
11. Eduard von Paulus und Eugen Gradmann, „Die Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg“. Paul Neff Verlag, Eßlingen 1907.



12. Eugen Gradmann, „Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern“. Stuttgart 1914.
13. Thieme-Becker, „Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler“. Leipzig 1934, Band 20, 28 und 30.
14. Alfred Klemm, „Württembergische Baumeister und Bildhauer“ bis ums Jahr 1750. Aus Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, 1882.
15. Hermann Heuß, „Hohenlohischer Barock und Zopf“. Öhringen 1937.
16. Heinrich Schickhardt, „Das Inventarium seines Besitzes mit dem Verzeichnis seiner Werke von 1630 bis 1632“. Cod. hist. F 562, A 148, Landesbibliothek Stuttgart.
17. Gertrud Gradmann, „Die Monumentalwerke der Bildhauerfamilie Kern“. Straßburg 1917.
18. Max H. von Freeden, „Zum Leben und Werk des Baumeisters Georg Robin“. Zeitschrift für Kunstgeschichte, Deutscher Kunstverlag, Berlin 1943/44, Heft 1.
19. Wilhelm Freiherr König von und zu Warthausen, „Burgen, Schlösser und Herrenhäuser in Württemberg“. Königsberg 1940 (Kanter-Verlag).
20. Karl Friedrich, „Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis zum 18. Jahrhundert“. Dr. Benno Filser Verlag, Augsburg 1932.
21. „Der Landkreis Crailsheim.“ Kreisbeschreibung des Statistischen Landesamtes Baden-Württemberg, 1953.
22. Auszüge aus dem Frankenspiegel 1951 bis 1953.
23. Langenburger Amts- und Burgvogtey-Rechnungen von 1595 bis 1620. Archiv Langenburg.
24. Aufzeichnungen aus „Archiv für Hohenlohische Geschichte“, 1860, VII, 2. Heft.
25. Sämtliche Pläne, Urkunden und Originalaufzeichnungen von Schloß Langenburg im Hohenlohischen Zentralarchiv Neuenstein, XIII G., XXXIII 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub>, XXXIII 1, XXXIII 5, XV B 7, XV B 5, XXXV 1, XIII D.

#### Anmerkungen

Der baugeschichtlichen Abhandlung über Schloß Langenburg lag eine umfassende Dissertation über das gleiche Thema bei der Technischen Hochschule Stuttgart zugrunde. Die Baubeschreibung ist in Wegfall gekommen, die Besitzergeschichte und die Baugeschichte sind bis auf wenige Kürzungen vollständig wiedergegeben. Bei dieser Abhandlung sind nur die wichtigsten Anmerkungen und wissenschaftlichen Belege abgedruckt worden. Die Dissertation enthielt neben dem schriftlichen Text 26 Zeichnungen und 65 Bilder. Dem Hohenlohischen Zentralarchiv Neuenstein danke ich für zahlreiche Hinweise und Auskünfte.

<sup>1</sup> Wohl identisch mit dem in einer Schenkungsurkunde vom 14. September 1201 genannten Waltherus de Langenberc. Vgl. Monumenta Boica XXIX, S. 504.

<sup>2</sup> Vgl. Karl Weller, „Geschichte des Hauses Hohenlohe“ I, S. 68 f., und Hohenlohisches Urkundenbuch Nr. 247.

<sup>3</sup> Siehe Karl Weller, II, S. 187, und Wibel, Bd. I, § 3, S. 15 ff.

<sup>4</sup> Siehe Adolf Fischer, I, S. 130 f.

<sup>5</sup> Vgl. die Kreisbeschreibung des Statistischen Landesamtes Baden-Württemberg (1953), S. 289, und „Deutsche Burgen“ von Bodo Ebhardt, Teil IV, S. 40—54.

<sup>6</sup> Vgl. Definition des Berchfrits in „Abriß zur Burgenkunde“ von Dr. Otto Piper, Kap. I, S. 7.

<sup>7</sup> Die Gurtbögen im Raum 179 sind später zur Verstärkung des Gewölbes hineingezogen worden.

<sup>8</sup> Zisterne 1619 in der Burgvogtey-Rechnung wegen Ausbesserung erwähnt.

<sup>9</sup> Als Vergleich zu dieser starken Ausdehnung von Langenburg bereits im Mittelalter darf die Burg Brauneck aus derselben Zeit Erwähnung finden, die mindestens das gleiche Flächenareal umschloß. Heute noch gibt die Ruine Brauneck einen imposanten Eindruck von der damaligen Ausdehnung und Stärke. Brauneck gehörte Konrad, dem Bruder Gottfrieds von Hohenlohe.

<sup>10</sup> Allerdings ist die vorgeblendete Barockfassade von diesem Maße abzuziehen.

<sup>11</sup> Im Gegensatz zur Scharrierung der Steinoberfläche innerhalb der Renaissance ist das Steingewände hier teilweise mit einer Zahnstichung versehen, eine typische Behandlungsart des 13. Jahrhunderts.

<sup>12</sup> Fälschlicherweise bezeichnet W.-G. Fleck in seiner Dissertation alle vier Türme als Geschütztürme. Ebenfalls findet diese Behauptung ihren Niederschlag in der Kreis-



beschreibung des Statistischen Landesamtes Baden-Württemberg (1953), S. 289: „... die Ecktürme wurden im späten 15. Jahrhundert als Geschütztürme erbaut!“ Vgl. dazu Piper, „Abriß zur Burgenkunde“, Kap. 8, S. 50 f.: „Flankierungstürme um 1200.“

<sup>13</sup> Vgl. Ruine Brauneck mit den ausgedehnten, hohen und mächtigen Außenmauern, an die sich nach innen Wohnbauten anschlossen (Plan 25).

<sup>14</sup> Allerdings muß ein „heimlicher Ausfall“ bereits 1610 bestanden haben, da in einer Korrespondenz zwischen den gräflichen Brüdern betreffs Fortifikation des Hauses Langenburg die Notwendigkeit der Erneuerung „des Ausfalls sampt anderen verborgenen Orten“ erwähnt wird.

<sup>15</sup> Die von W.-G. Fleck aus den fürstlich-hohenloheschen Akten (A X 2, 2, 1575 ff.) aufgeführten Laufgänge von 1575 dürfen nicht mit den Laufgängen der Renaissance verwechselt werden, da diese Laufgänge erst später entstanden sind, wie aus den nachfolgenden Untersuchungen hervorgeht. Vgl. dazu die Ausführungen in „Deutsche Burgen“ von Bodo Ebbardt, Teil IV, S. 40—54, und ferner den Originalplan von Georg Kern (Fürstlich Hohenlohesches Archiv Neuenstein).

<sup>16</sup> In einem Bericht des Grafen Wolfgang über die Tauffeierlichkeiten für seinen Sohn Ludwig Casimir im Jahre 1578 werden u. a. Räume über dem Tor aufgezählt. Also waren diese Räume bereits vorhanden. In dieser Zeit der ersten Renaissancebauperiode dürfte 1578 von der Planung noch nichts wesentliches verwirklicht worden sein.

<sup>17</sup> Aufgezeichnet und kommentiert von Max H. von Freeden in der Zeitschrift für Kunstgeschichte „Zum Leben und Werk des Baumeisters Georg Robin“. — Deutscher Kunstverlag Berlin 1943/44, Heft 1, S. 30 ff.

<sup>18</sup> Vgl. z. B. die ungleiche Stellung der Giebel zur Gesamtfassade auf der Hofseite sowie das „Einschneiden“ einer Volute des Mittelgiebels in die welsche Haube des kleinen Treppenhausturmes an der Hofnordseite. Bei einer gleichen Entstehungszeit wären diese Unstimmigkeiten wohl kaum aufgetreten.

<sup>19</sup> Laut einem Inventarium von 1606 wird das Modell des Schlosses bereits zu dieser Zeit „in dem großen Saal“ aufbewahrt.

<sup>20</sup> Vgl. Grundrisse von Georg Kern um 1612.

<sup>21</sup> Vgl. die Jahreszahl 1616 an der Wetterfahne des großen Treppenhausturmes und die Langenburger Amtsrechnungen von 1612 bis 1616.

<sup>22</sup> Die Skizze 49 in „Schloß Weikersheim und die Hohenloheschen Schlösser der Renaissance“ von W.-G. Fleck, Tübingen 1954, in der die mutmaßliche Weiterführung der dreigeschossigen Laufgänge an der Südseite des Hofes dargestellt ist, dürfte jedoch keinesfalls der ehemaligen Planung entsprechen.

<sup>23</sup> Vgl. dazu Wibel, „Hohenlohische Kirchen und Reformations Historie“, Onalzbach 1752, Bd. I, § 3, S. 15 ff.

<sup>24</sup> Der große Treppenhausturm war innerhalb der Renaissance im oberen Teil als Wachstum ausgebildet. Die Konsolen des offenen Umganges für den Turmwächter sind noch heute sichtbar. Am 4. Juli 1618 werden noch abschließende Baulichkeiten am Turm erwähnt.

<sup>25</sup> In „Die Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg“ von Paulus und Gradmann, Eßlingen 1907, Jagstkreis — OA. Gerabronn, S. 271 ff., wird der Turm als bereits vorhandener Luginsland mit dem Jahre 1568 datiert. Hier liegt ein Trugschluß vor, da es sich bei der zugrundeliegenden Burgordnung von Ludwig Casimir (1568) um eine allgemeine verwaltungsmäßige Vorschrift handelte, die für viele Besitzungen in Betracht kam und absolut nichts Spezielles für Langenburg enthielt.

<sup>26</sup> Zur gleichen Zeit war Georg Kern in Öhringen am Schloß als Architekt und Baumeister tätig.

<sup>27</sup> In einer Korrespondenz von Philipp Ernst, Georg Friedrich und Kraft „Betreffs Fortifikation des Hauses Langenburg“ vom 24. August 1610 wird der Vorschlag gemacht, nach einem Ingenieur oder Baumeister Umschau zu halten, der sich auf Fortifikation versteht. Vielleicht ist Heinrich Schickhardt in dieser Hinsicht zu Beratungen herangezogen worden.

<sup>28</sup> Die Renaissancezwillingfenster sind heute noch im Dachraum des Küchenbaues und außen auf der Galerie sichtbar.



# Burg Krautheim und die Architektur des 13. Jahrhunderts in Mainfranken

Von Dankwart Leistikow

## IV. Grundsätzliches zur Errichtung von Burgen

### I. Gründe für den Burgenbau

Wenn sich auch der genaue Zeitpunkt des Burgbaues zu Krautheim nicht angeben läßt, so ist doch mit Gewißheit zu sagen, daß die Edelherrn von Krautheim zunächst in der Ursiedlung, im Dorfe Krautheim links der Jagst, saßen und erst im frühen 13. Jahrhundert auf den Berg jenseits des Flusses zogen, um dort eine Burg zu errichten. Vorher bewohnten sie vermutlich einen befestigten Hof, ein Steinhaus oder eine kleine Burg in Altkrautheim. Welches besondere Moment in diesem und in zahllosen ähnlichen Fällen den Anlaß für den Bau einer größeren Burg und den damit verbundenen Umzug auf die Höhe des Berges gab, ist schwer zu ergründen.

K. Schumm<sup>1</sup> meint, „die Erfahrungen der Kreuzzüge, die Vervollkommnung der Angriffswaffen bewogen dazu, die verhältnismäßig ungeschützten Talburgen auf eine sichere Höhe zu verlegen“. Zweifellos hat die zunehmende Verwendung kleinerer, beweglicher und schneller Kampfeinheiten der Reiterei an Stelle großer Heeresverbände die Entstehung der Burgen als Warten und als Stützpunkte zur Beherrschung begrenzter Landschaftsräume entscheidend gefördert. Als sichere Ausgangsbasis der eigenen Streitkräfte und als Rückzugsort in Fällen der Gefahr bot die Burg dem Verteidiger große Vorteile, denn ihrem Wesen nach ist sie zunächst ein festes Bollwerk innerhalb eines engeren Herrschaftsgebietes. Doch liegt hierin allein nicht der Grund für den Bau der überraschend großen Zahl von Neuanlagen im 12. und 13. Jahrhundert.

Gerade in dieser Periode nämlich, der Entstehungszeit der meisten Ritterburgen, sind in den Methoden von Angriff und Verteidigung keine umwälzenden Fortschritte zu erkennen. Besonders deutlich wird dies aus der Tatsache, daß die Verteidigungseinrichtungen der deutschen Burgen vom 11. bis weit ins 13. Jahrhundert hinein nahezu gleichartig blieben. Auch die Kreuzzüge brachten in dieser Hinsicht weniger neue Errungenschaften als man oft annimmt. Wohl wurde neben der Verbreitung der Armbrust die Abwehr durch Gußerker (Maschikuli) für den Burgenbau seit dem 12. Jahrhundert bedeutsam, aber auch die Gußerker sind aus dem alten Verteidigungsprinzip der Überhöhung des Gegners entwickelt, das den Kampfwert einer mittelalterlichen Burg bestimmt und im Burgenbau bis zur Einführung der Feuerwaffen herrschend blieb. Das Prinzip der Seitenbestreichung der Mauern dagegen, das an den Kreuzfahrerbauten in Syrien bereits zu hoher Vollkommenheit entwickelt war, fehlt bis zum Ende der Stauferzeit auf deutschen Burgen fast völlig. Einzelne Verteidigungswerke, wie etwa der Bergfried, die Schildmauer oder die Toranlage, wurden im Laufe der Zeit gewiß verbessert, vor der Erfindung der Feuerwaffen aber hat sich das Verhältnis der Angriffswaffen zur Verteidigungskraft einer mittelalterlichen Burg nicht wesentlich verändert.



Im Fortschritt der Kriegstechnik allein kann daher der plötzliche Wandel, der sich im Bau einer Höhenburg — mit allen damit verbundenen Unbequemlichkeiten! — äußert, nicht erklärt werden. Gradmann<sup>2</sup> hatte die Burg als „eigenartigste und bezeichnendste Siedlungsform des Mittelalters“ erkannt und damit im Gegensatz zu der militärisch-strategischen Betrachtungsweise des 19. Jahrhunderts erstmals auch soziologische und siedlungsgeschichtliche Gesichtspunkte für den Burgenbau geltend gemacht. Man kann vielleicht noch weiter gehen und die mittelalterliche Burg als die Wohnform, die repräsentative und befestigte Wohnform des Adels ansprechen.



Abb. 1. Altkrautheim und Krautheim.

In den frühesten Zeiten ist der Burgenbau von den siedlungsgeschichtlichen Vorgängen gar nicht zu trennen, kann überhaupt nur von dort her verstanden werden. Später gewinnen soziologische und rechtliche Gesichtspunkte und Fragen der Repräsentation stark an Gewicht. Bezeichnend ist schon, daß der Schritt von der Talsiedlung zur Burg auf der Höhe bei den einzelnen Geschlechtern zu ganz verschiedenen Zeiten vollzogen wurde. Die alten Grafengeschlechter hatten meist schon im 11. Jahrhundert oder noch früher ihren Sitz auf Höhenburgen, während die Edelfreien erst im Laufe des 12. und frühen 13. Jahrhunderts, die Ministerialen und niederen Ritter oft noch später nachfolgten. In diesem Vorgang deutet sich eine soziologische Differenzierung an, die seit der Stauferzeit ganz besonders deutlich hervortritt, in ihrem Ursprung jedoch weit älter ist: Der Adlige entwuchs der bäuerlichen Umgebung seines angestammten Dorfsitzes und verlangte schließlich nach einer selbständigen, repräsentativen Wohnung auf einer eigenen Burg.

Mit dem Bau der Burg ging erstmals eine wirkliche Trennung zwischen dem landwirtschaftlichen Betrieb des befestigten Gutshofes und der repräsentativen Wohnung in der Burg vor sich. In der älteren Wohnform dagegen, im Bereich des Dorfes, waren diese Funktionen noch untrennbar verbunden; innerhalb der Höhenburg gab es aber gewöhnlich keine landwirtschaftlichen Gebäude, vielmehr lagen diese in einer eigenen Vorburg oder verblieben in der Talsiedlung.<sup>3</sup>



So wird die Höhenburg als ein Zeichen von Macht und Ansehen, als Ort des Rechtes und der Sicherheit, zum berechneten Ausdruck der Stellung des Burgherrn in der ständischen Ordnung der mittelalterlichen Welt. Der Burgherr hob sich als Angehöriger des Ritterstandes aus dem Volk, als Graf oder Edelherr auch aus der niederen Ritterschaft heraus, er hatte größere Rechte als diese, aber auch höhere Pflichten, er trug ein größeres persönliches Risiko und bedurfte daher auch eines besonderen Schutzes.

Auch die politischen Ereignisse der Zeit trugen entscheidend zu dieser Entwicklung bei. Im Laufe des 12. und frühen 13. Jahrhunderts waren auf den zahlreichen Feldzügen in Italien und im Orient immer mehr Adelsgeschlechter im Dienst für den Kaiser zu Ansehen und wirtschaftlichem Wohlstand gelangt. Auch sie strebten schließlich nach größerer Sicherheit und Macht, nach einem sichtbaren Ausdruck dieser Erfolge im Bau von Burgen, nach einer Repräsentation im Stil ihrer Zeit. Es drängt sich daher der Gedanke auf, daß der Bau einer Burg nicht nur den militärischen Absichten einer Stärkung der eigenen Verteidigungskraft entsprang, sondern in gleichem Maße zu einer Forderung standesgemäßer Repräsentation wurde. Dieser „Drang zur Höhe“<sup>4</sup> ist namentlich in der späten Stauferzeit besonders groß geworden, als die Zahl der im Dienste des Kaisers stehenden Edelherren und Ministerialen ebenso zunahm wie ihre Aussichten, für treue Gefolgschaft reich belohnt zu werden. Als der Kaiser schließlich in immer stärkerem Maße auf die Hilfe dieser Familien angewiesen war und sich ihre Gefolgschaft oft genug nur durch die Hergabe wichtiger Rechte sichern konnte, waren dem Aufstieg auch niederer Geschlechter kaum noch Grenzen gesetzt.

Die neue, starke Bewertung der auf einer Höhe errichteten Burg kommt auch in der Namengebung zum Ausdruck. Während die älteren Burgnamen meist schlicht auf -burg oder -berg endigen, treten im 12. und 13. Jahrhundert Wortbildungen auf, die ausdrücklich auf die Art des Bauplatzes Bezug nehmen, nämlich Endungen auf -stein, -fels und -eck. Dies gilt besonders für die Burganlagen, die nicht im Anschluß an eine ältere Siedlung entstanden sind.<sup>5</sup> Auch die Unterscheidung von Burg- und Familiennamen durch Vorsetzen der Silbe „hoh“ oder „hohen“ unterstreicht sinnfällig die Wertschätzung, die der Wohnsitz auf dem Berge im Bewußtsein der Zeitgenossen erfuhr.

Die entscheidende Rolle der Repräsentation im Burgenbau der Stauferzeit zeigt sich schließlich in der Übertragung höfischer Vorbilder auf kleinere Burgsitze. Richtungweisend waren dabei stets die Hofhaltungen des Kaisers, die Pfalzen mit ihren großen Saalbauten, ihren oft zweigeschossigen Kapellen und ihrem reichen bildnerischen Schmuck. Etwas von diesem Glanz auch auf der eigenen Burg zu verwirklichen, war das Ziel aller Gefolgsleute aus der Umgebung des Kaisers, aber auch seiner Gegner, die darin mit dem kaiserlichen Herrn zu wetteifern strebten. So wurde nicht nur der Grundrißtyp der Kaiserpfalzen Hagenau und Gelnhausen in verschiedenen Abwandlungen nachgebildet, auch die schmuckreichen Einzelformen von Palas und Kapelle der Kaiserpfalzen fanden auf kleineren Burgsitzen Nachfolge. Die Nüchternheit militärischen Zweckbauens trat hinter den Ansprüchen höfischer Repräsentation zurück, die Burganlage wurde zu einer bevorzugten Stätte ritterlicher Kunst und Kultur.

Diese weniger militärisch-strategische als soziologische Betrachtung des Burgenbaues wird noch durch folgende Beobachtungen gestützt: Entgegen der weitverbreiteten Annahme der Militärschriftsteller des 19. Jahrhunderts lagen die Burgen vielfach nicht an „strategisch wichtigen Punkten“, etwa an einer Straßenkreuzung,



einem Flußübergang, einem Paß oder einem beherrschenden Punkt der Landschaft, auch nicht im Zentrum des Territoriums des Burgherrn — etwa um eine rasche militärische Einwirkung auf das umliegende Land zu ermöglichen —, sondern ganz einfach am ursprünglichen Wohnort eines mächtig gewordenen adligen Geschlechtes. In Krautheim ist zum Beispiel keine der oben genannten Bedingungen wirklich erfüllt; eine wichtige Straße führte im Mittelalter nicht durch diesen Teil des Jagsttales,<sup>6</sup> ebensowenig war ein bedeutender Flußübergang oder ein Paß zu sperren, der Bauplatz ist überdies für die Verteidigung — wie fast alle Bergnasen dieser Gegend — gar nicht besonders günstig, da er von dem rückwärtigen Berggelände stark überhöht wird. Die Burg liegt außerdem ziemlich am Rande der weit verstreuten Besitzungen der Herren von Krautheim, konnte also keinesfalls zum Schutz all dieser Güter dienen. Ähnliches gilt für viele Burgen im fränkischen Raum.

Der Burgenbau der Stauferzeit ist daher in seinem Aufstieg wie in seinem plötzlichen Niedergang an die soziologischen und politischen, wirtschaftlichen und repräsentativen Voraussetzungen stärker gebunden, als man bisher annahm: Der Zuwachs an Besitztum und weltlicher Macht ließen das Bedürfnis nach einem wehrhaften Burgsitz aufkommen, der Verlust dieser Güter führte zum Abstieg von der Höhe, zurück in die dörfliche (später städtische) Umgebung der Gemeinwesen, den Ausgangspunkt der glanzvollen Entwicklung. Die Burg Krautheim bietet hierfür ein lehrreiches Beispiel.

## **2. Einordnung der Burg Krautheim in den staufischen Burgenbau**

Im Zusammenhang seiner Untersuchungen über die staufischen Burgen hat W. Hotz<sup>7</sup> die Burg Krautheim als „Reichsburg“ dem „Flußviereck zwischen Main, Neckar, Jagst und Tauber“ zugeordnet und damit einem der von ihm herausgestellten staufischen Burgensysteme eingefügt.

Die geopolitische und strategische Bedeutung der Burgen, vor allem der Burgen der Stauferzeit, ist erst in neuerer Zeit untersucht worden und hat — etwa im Hinblick auf die Institution der Reichsministerialität — zu wertvollen Erkenntnissen geführt. Die planmäßige Anlage von Burgen zur Sicherung bestimmter Landstriche kann gerade für die Stauferzeit nicht bezweifelt werden, dennoch ist nicht jede Burg im staufischen Einflußgebiet als „Reichsburg“ anzusprechen oder einem zentral gelenkten Verteidigungssystem zuzuweisen. Die Annahme von Burgenlinien, -ketten und -ringen, überhaupt die Zusammenordnung zu weitgespannten Systemen, ist meist nicht ohne Zwang möglich und zeigt sich zudem oft von modernen strategischen oder festungstechnischen Gedanken beeinflusst. Die Probleme sind jedoch vielschichtiger und dürfen nicht losgelöst von den Rechtsverhältnissen der in staufischer Zeit bereits zu großer Machtfülle herangewachsenen Territorialherren betrachtet werden. Überhaupt sind die rechtlichen Fragen des Burgenbaues, die wirtschaftlichen Voraussetzungen und auch die Stellung der Burgherren in der Gesellschaftsordnung ihrer Zeit noch keineswegs völlig geklärt, hier hätte vielmehr eine neue Betrachtung des Burgenbaues anzusetzen.

In der Frage der staufischen Reichsburgen ist zunächst eine Klärung der Begriffe notwendig. G. Schlag<sup>8</sup> hat erstmals Kaiserpfalzen und Reichsburgen von der großen Zahl sonstiger Burganlagen begrifflich zu trennen versucht. Nach seiner Definition hebt sich die Reichsburg „eigentumsrechtlich und durch die Einordnung in einen höheren politisch-strategischen Zusammenhang“ aus den übrigen Burgen



heraus. Sie wird zum Schutz des Reichsbesitzes erbaut und gehört dem Reich. Schlag betrachtet sie daher mit gewissem Recht als „Glied eines strategischen Systems, das vom Kaiser aufgebaut wird“.

Im Bereich des Hohenloher Landes hat sich um diese Fragen besonders K. Schumm verdient gemacht.<sup>9</sup> In seiner Arbeit über die Burg Leofels an der Jagst hat er die soziale und rechtliche Stellung der Inhaber von Reichsburg, der Ministerialen, näher bezeichnet und einerseits gegen die Edelfreien und Grafen, andererseits gegen den sogenannten Dienstadel abgegrenzt: Die Ministerialen waren im Dienst des Reiches oder des Kaisers zu Ansehen und Wohlstand gelangt und genossen das besondere Vertrauen der Staufer. Sie wurden als Beamte des Reiches auf den vom Kaiser oder in dessen Auftrag errichteten Burgen eingesetzt und entstammten zum Teil alten Adelsgeschlechtern, waren oft aber auch im Dienst für den Kaiser aus dem Ritterstand zum Grundadel aufgestiegen.

Die Kennzeichen der „Reichsburg“ sind also in erster Linie rechtlicher Art, sie charakterisieren die Burg als Gegenstand der mittelalterlichen Rechtsauffassung ebenso wie die Stellung ihrer Burgherren in der ständischen Ordnung der Zeit.

Mit diesen Rechtsverhältnissen stimmt eine weitere Beobachtung von Schumm überein: Die Reichsburg steht oft ohne eine dazugehörende Talsiedlung in der Landschaft, die Ministerialen nennen sich nicht mit dem Namen dieser Burg, nehmen ihn vielmehr gelegentlich erst später an.

Alle diese für Reichsburg gültigen Voraussetzungen treffen in Krautheim nicht zu. Die Herren von Krautheim waren Edelfreie und trugen ihren Namen von der Ursiedlung, dem Dorf Krautheim. Sie errichteten auf eigenem Grund und vermutlich auch aus eigenen Mitteln eine Höhenburg. In ihrer Stellung waren sie — ebenso wie die Grafen — durchaus unabhängig und auch dem Bischof von Würzburg, der seit 1168 die Herzogswürde in Franken trug, nicht lehenspflichtig. Ihre Burg wurde von keinem Reichsbeamten verwaltet, kann daher auch nicht als „Reichsburg“ bezeichnet werden.

Zur Frage, ob die Herren von Krautheim ohne Mitwirkung des Kaisers überhaupt eine Burg bauen durften, muß schließlich die Entwicklung der Rechtsgrundlagen des „ius munitionis“, des Befestigungsrechtes, herangezogen werden.

Ursprünglich war der Burgenbau ausschließlich Recht des Königs, später ein durch den Grafen ausgeübtes Königsrecht. Schon seit dem 11. Jahrhundert verwischten sich jedoch diese Rechtsgrundsätze, und im 12. Jahrhundert hat im allgemeinen bereits der hohe Adel das Befestigungsrecht ausgeübt oder doch für sich in Anspruch genommen. E. Schrader<sup>10</sup> meint sogar, daß jeder Graf, gleichgültig ob er seine Grafschaft direkt vom Reich oder von einem Fürsten als Lehen innehatte, seit dem Ende des 12. Jahrhunderts in anerkanntem Besitz dieses Rechtes war. Offenbar übten im 13. Jahrhundert auch die Edelfreien das Recht des Burgenbaues uneingeschränkt aus und übertrugen es sogar später dem Dienstadel. Keinesfalls wurde diese Entwicklung der Rechtsverhältnisse erst durch die Fürstenprivilegien Kaiser Friedrichs II. von 1220 rechtlich anerkannt oder gar heraufgeführt, vielmehr brachte dieses Gesetz, ebenso wie später das „statutum in favorem principum“ von 1231/32, lediglich die reichsgesetzliche Festlegung bestimmter „von den Territorialherren zum großen Teil usurpierter Gewohnheitsrechte“.<sup>11</sup>

Auch die Edelherren von Krautheim müssen im Besitz des Befestigungsrechtes gewesen sein; Kraft von Krautheim erbaute zum Beispiel um 1250 die Burg Lichteck bei Ingelfingen. Überdies durften sie auf die Förderung ihrer Inter-



essen durch den Kaiser rechnen, denn die Familie stand dem staufischen Kaiserhaus und anderen der staufischen Sache verbundenen Geschlechtern sehr nahe. Der Kaiser wußte sich durch Zuwendungen aller Art und durch die Vergabe von Rechten der Hilfe dieser mächtigen Familien zu versichern und konnte daher im Ernstfall auch auf die Verteidigungskraft ihrer Burgen zählen. Die Staufer förderten den Burgenbau durch die Verleihung von Königsgut, traten aber keineswegs in allen Fällen selbst als Bauherren auf.

Unter diesem Gesichtspunkt verliert der Gedanke der teils nach strategischen, teils nach geographischen Begriffen geordneten staufischen Burgensysteme des Mittelrheingebietes an Überzeugungskraft. Bemühten sich die staufischen Herrscher auch um die planmäßige Sicherung ganzer Landschaftsräume, so standen diesem Vorgehen doch so viele territoriale Gewalten und Rechte gegenüber, daß der Kaiser keineswegs überall selbständig handeln konnte, sondern die ansässigen Territorialherren fördern mußte, um seine politischen Ziele durchzusetzen. Es entstanden so die zahlreichen Burgen, die in bunter Folge die Talränder von Neckar, Main, Jagst, Kocher und ihrer Nebenflüsse beherrschten und die oft genug so dicht beieinander liegen, daß sie militärisch nur hätten wirksam werden können, wenn ein einheitlicher Wille ihre Verteidigung gelenkt hätte. Dies war aber fast unmöglich. Dem großräumigen imperialen Denken und Planen des Kaisers standen auf der anderen Seite immer mehr räumlich eng umgrenzte Sonderinteressen gegenüber, die das Entstehen zahlreicher „privater“ Burgen förderten. Ein einheitliches, nach Gesichtspunkten der Beherrschung größerer Landesteile geplantes Burgensystem konnte daher in der spätstaufigen Zeit nicht mehr geschaffen werden.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: Die Burg Krautheim ist keine „Reichsburg“ und ist nicht als Glied eines größeren Burgensystems entstanden.

## V. Baubeschreibung der Burg

### I. Die Gesamtanlage

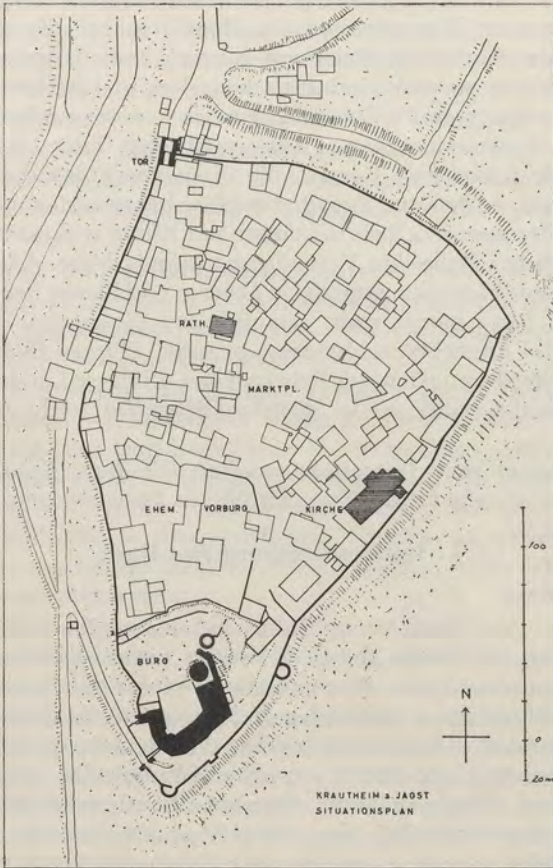
Der Bergsporn des Krautheimer Höhenrückens wird im Osten und Süden durch das Jagsttal, im Westen durch den tiefen Einschnitt eines Seitentälchens begrenzt. Die äußerste Spitze dieses Geländes wurde durch einen etwa 20 m breiten, heute größtenteils verschütteten Halsgraben als Bauplatz der Burg vom Bergmassiv abgetrennt. Der alte Bering hat die Form eines Quadrates mit abgestumpften Ecken und eine Größe von etwa 1750 qm. Der Zugang zum Burgbezirk ist auf zwei Wegen möglich: über den Krautheimer Höhenrücken oder über einen schmalen und steilen Weg, der sich an der Westseite des Burgberges vom Tal emporzieht.

Die Burganlage besteht in ihrem heutigen Zustand aus zwei deutlich voneinander geschiedenen Bauteilen: aus der Ruine der staufischen Burg des 13. Jahrhunderts mit rundem Bergfried, Rest der Schildmauer, Palas und Burgkapelle und aus dem westlich an die Kapelle anschließenden, noch heute bewohnten Schloßgebäude des 17. und 18. Jahrhunderts mit achteckigem Treppenturm und westlich vorspringendem Risalit.

Der Bergfried steht frei hinter der Schildmauer am höchsten Punkt des Burggeländes, mit dem Palas durch eine Brücke verbunden. Palas und Kapelle liegen in stumpfem Winkel zueinander an der Ost- und Südseite. Das Schloßgebäude folgt dem Zug der alten Umfassungsmauer, indem es sich an der Süd- und Westseite mehrfach geknickt um den in spitzem Winkel eingeschlossenen Treppenturm



herumzieht. Der ehemalige Burggraben ist in seinem nördlichen und westlichen Teil aufgefüllt und als Schloßgarten hergerichtet. Endlich gehören die mit den Mauerzügen der Stadt Krautheim verbundenen Außenanlagen mit den beiden Turmbauten an der Südseite und dem westlichen Torbogen sowie der in den Graben vorgeschobene Rundturm zum Bereich der Burganlage. Das alte Vorburggelände, das an der Stelle des heutigen Kreisaltersheimes gesucht werden muß, lag bereits jenseits des Halsgrabens auf dem Krautheimer Höhenrücken, ebenso das sogenannte „Lindenhaus“ mit dem alten Zehntkeller.



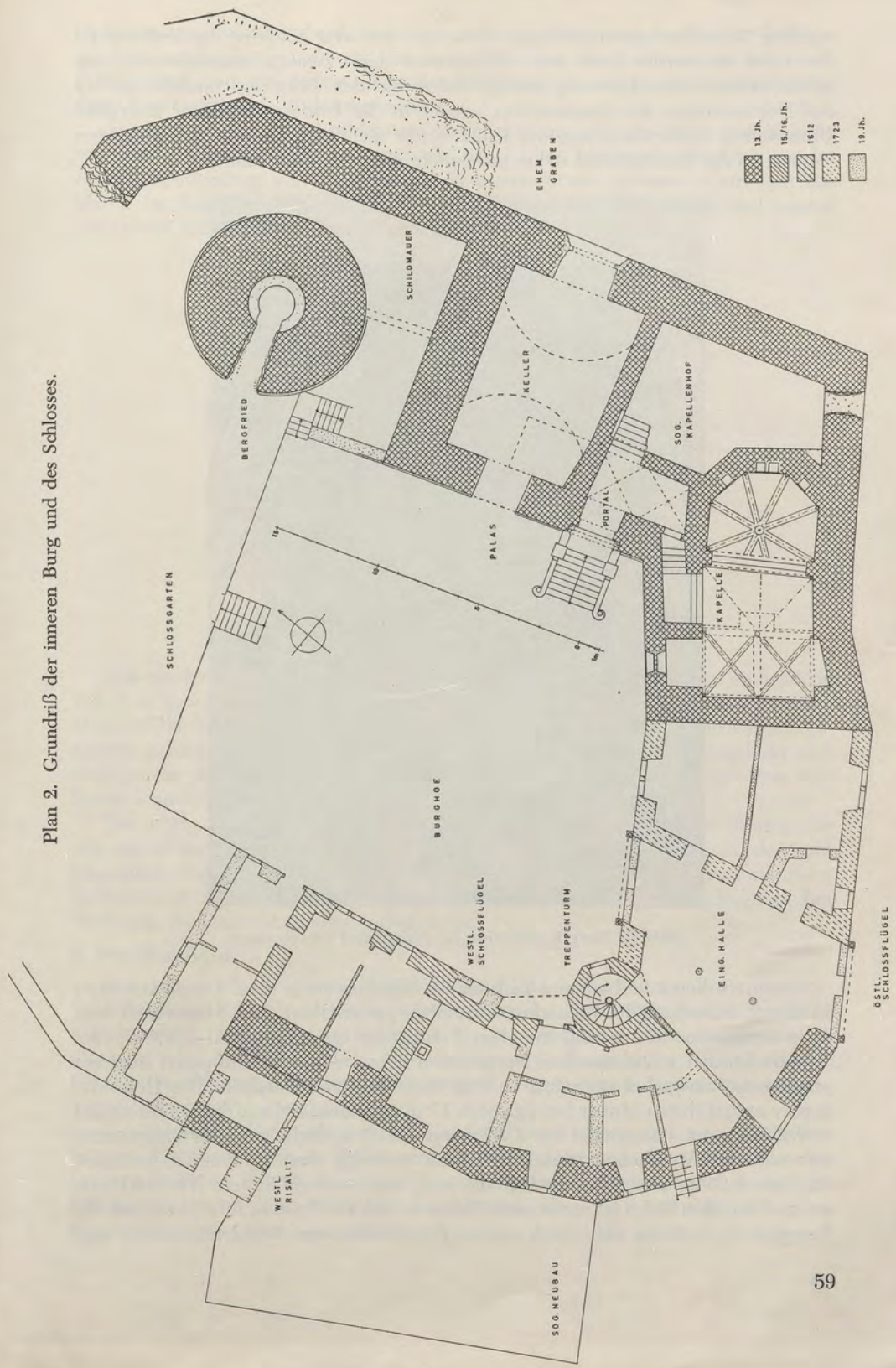
Plan 1. Lageplan von Burg und Stadt Krautheim.

## 2. Die Schildmauer

Eine starke und hohe Umfassungsmauer schloß ursprünglich die gesamte innere Burg ein. Sie war in annähernd gleicher Höhe und Stärke als „Mantelmauer“ ausgebildet und diente allen Burggebäuden zur Außenwand und als Schutz gegen Angriffe. Ihr Verlauf ist noch heute in der Außenmauer von Palas und Kapelle, teilweise auch im Schloßgebäude zu verfolgen; vor allem aber hat sich an der Nordostseite ein Teil der eigentlichen „Schildmauer“ erhalten. Dort wurde die Mauer an ihrer Innenseite nicht von Burggebäuden in Anspruch genommen, sondern war als Schild gegen die Angriffsseite freistehend aufgemauert und mit



Plan 2. Grundriß der inneren Burg und des Schlosses.





eigenen Verteidigungseinrichtungen versehen. Sie setzt zunächst die Außenwand des Palas in gerader Linie fort und verläuft dann zweimal stumpfwinklig geknickt in westlicher Richtung weiter, indem sie den Bergfried umfaßt und an der Nordwestecke des Burgbezirkes wieder in die Umfassungsmauer übergeht. Unmittelbar hinter dem zweiten Knick bricht sie heute ab, ihr ursprünglicher Verlauf an der Nordseite ist daher nicht mehr sicher zu erkennen.

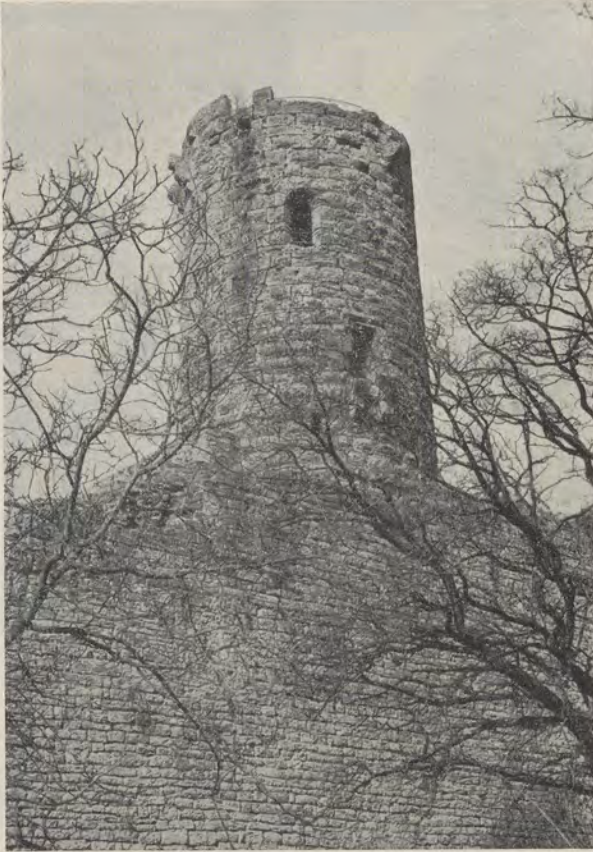


Abb. 2. Burg Krautheim, Bergfried und Schildmauer.

Der noch heute vorhandene Teil der Schildmauer ist in einer Länge von etwa 18 m mit Ausnahme der Mauerkrone ziemlich gut erhalten. Das Mauerwerk sitzt ohne besonderes Fundament auf dem Felsen, der im oberen Teil des Geländes in beträchtlicher Höhe aus dem Burgplateau heraustritt. Der Fußpunkt liegt am nördlichen Palasgiebel etwa 2,50 m über dem heutigen Burghof. Die Höhe der massiv aufgeführten Mauer beträgt noch 17 m über dem Felsen, die Stärke nimmt von 2,20 m am Palasgiebel bis 2,70 m an der Bruchstelle zu. Als Baumaterial diente harter Muschelkalkstein; die Steine sind mit dem Hammer zugerichtet, 0,20 bis 0,25 m hoch, bis zu 0,80 m lang und in sorgfältigem Verband versetzt. Ihre Oberfläche ist meist rauh belassen, ein Randschlag fehlt, lediglich die Eckquadern zeichnen sich durch exakte Bearbeitung aus; Steinmetzzeichen sind



im Gegensatz zum Bergfried nirgends zu finden. Zwischen den beiden äußeren Schalen besteht das Mauerwerk aus unregelmäßigen Kalkbruchsteinen, kleineren Steinbrocken und viel Mörtel. Die Bruchstelle der Mauer an der Nordecke läßt diese Konstruktion deutlich erkennen.

Die Fortsetzung der Schildmauer in der Außenwand von Palas und Kapelle zeigt im Hinblick auf die Mauertechnik die gleichen Merkmale; die Qualität der Arbeit ist allerdings an der Süd- und Westseite etwas geringer. Dort tritt die Mauer im Zuge der Schloßwand wieder hervor, spätmittelalterliche und neuere Umbauten haben jedoch ihren Wehrcharakter stark beeinträchtigt.



Abb. 3. Burg Krautheim,  
Mauerwerk der Schildmauer.

Die einzige Öffnung der Schildmauer findet sich an der Ostseite in einer Höhe von 3 m in Form einer Kammer von 1,26 m Breite, die fast durch die gesamte Mauerstärke hindurchreicht und sich nach dem Graben in einem flachen, waagerechten Schlitz öffnet. Die Mauernische ist innen mit Holzbohlen überdeckt und auch an der Außenseite verändert. Möglicherweise handelt es sich um eine verbaute Schießkammer für Bogen- oder Armbrustschützen.

Der obere Abschluß der Schildmauer ist leider nirgends erhalten. Vermutlich war ein offener Laufgang mit Brüstungsmauer und Zinnen angebracht, der vom Obergeschoß des Palas erreichbar war. Ob dieser Gang um die gesamte Burg herumführte, ist nicht sicher zu entscheiden; das Beispiel von Reichenberg bei Backnang legt diese Annahme jedoch nahe.

### 3. Der Bergfried

Der kreisrunde Bergfried, das mächtigste und besterhaltene Verteidigungswerk der Burg, kann als hervorragendes Zeugnis staufischer Wehrbaukunst gelten. Sein strenges, technisch wie ästhetisch gleich vorzügliches Mauerwerk besticht durch die Schönheit des Materials und die Sorgfalt der Ausführung; die zylindrische Gestalt des Turmes steht in wirkungsvollem Gegensatz zu der kubisch ernsten Umrißform von Palas und Kapelle.

Der Bergfried diente als Ausguck für den Turmwächter, als letzter Zufluchtort der Burgbesatzung in Fällen dringender Gefahr und als Verlies für Gefangene.<sup>12</sup> Seine Bauart und seine Verteidigungseinrichtungen sind ausschließlich aus diesen Aufgaben entwickelt und unterscheiden sich daher nicht wesentlich von anderen Beispielen dieses Bautypus.



Der kreisrunde, fünfgeschossige Turm nimmt die höchste Stelle des Burgbezirks nahe der Nordecke ein und erhebt sich 1,65 m von der Schildmauer, 3,10 m von der Nordwand des Palas entfernt als Bollwerk gegen die Angriffsseite. Der Durchmesser beträgt am Turmfuß 8,20 m, in Höhe der Plattform 7,80 m, die Höhe heute etwa 30 m. Der 1,50 m hohe Sockel ist auf den gewachsenen Felsen aufgemauert und besteht aus lagerhaften Bruchsteinen von Muschelkalk. Ohne Vermittlung durch ein Sockelprofil steigt darüber nach einem geringen Rücksprung das vorzügliche Mauerwerk aus Kalktuff in großen Buckelquadern auf. Die Schichthöhen betragen durchschnittlich 0,60 m und nehmen nach oben hin etwas ab. Am Turmfuß finden sich einzelne Steine von gewaltigen Abmessungen.

Die Tuffquadern sind an ihrer Ansichtsseite mit einem sauberen, 4 bis 6 cm breiten Randschlag versehen und tragen kissenförmig bearbeitete, weit vor die Mauerflucht vorspringende Buckel. Viele Steine besitzen große, scharf ausgehaufene Steinmetzzeichen, unter denen besonders 3 Formen (→, + und Z) häufig wiederkehren. Die Zeichen sind infolge des löcherigen Steinmaterials sehr groß und eigentümlicherweise nur im unteren Teil des Turmes (an der Ostseite) und im Bergfriedeingang zu finden. Die Konstruktion des Mauerwerks ist die gleiche wie an der Schildmauer: Zwischen den Schalen aus sorgfältigen Quadern sind im Inneren Kalkbruchsteine mit reichlich Mörtel verwendet. Die äußere Schale bilden große Tuffquadern, die innere Schale im unteren Teil des Turmes kleine, lagerhafte Kalksteine, oberhalb des Verlieses glatt behauene Tuffquadern. Der Mörtel ist gelblichweiß, enthält ziemlich viel Sand mit kleineren Steinen und ist von sehr unterschiedlicher Qualität.

Das etwa 10 m hohe, lichtlose Verlies im unteren Teil des Turmes ist im Grundriß kreisrund bei einem Durchmesser von 2,65 m und einer Mauerstärke von 2,80 m. In der Sockelzone springt die Mauer in Form einer umlaufenden Bank von 0,50 m Breite allseitig vor. Der ebenerdige Eingang an der Westseite entstammt neuerer Zeit. Eine Balkendecke auf einem Mauerrücksprung trennt das Verlies von dem darüberliegenden Eingangsstockwerk, das einen regelmäßig sechseckigen Grundriß besitzt und etwa 5,50 m hoch ist. Es enthält die über einen kurzen Gang erreichbare Eingangstür des Bergfrieds, die nach Südwesten hin — der Angriffsseite abgewendet — 10,50 m über dem Turmfuß angebracht ist. Das Türgewände ist aus fein geglätteten gelben Sandsteinquadern gebildet und im Inneren mit einer gut erhaltenen Verschlusseinrichtung versehen, bestehend aus winkelförmiger Nut und quadratischem Balkenloch zum Einsetzen des Verschlusßbalkens.

An der Außenmauer treten unterhalb der Türschwelle beiderseits starke Sandsteinkonsolen hervor, denen oberhalb der Tür Tuffsteinkonsolen und darüber eine flach hervortretende Steinplatte entsprechen. Die Anlage deutet auf einen hölzernen Vorbau, der über der Tür mit einem Pultdach an die Mauer anschoß und unterhalb der Schwelle ein Standbrett aufnahm. Den Eingang erreichte man vom Hof aus über eine Strickleiter oder mit Hilfe der Seilwinde. Die heute vorhandene Steinbrücke zum obersten Palasgeschoß entstammt vermutlich dem späten Mittelalter; ursprünglich scheint man keine direkte Verbindung zum Palas gewünscht zu haben, denn die Achse der Eingangstür weist zum Burghof hin und nicht zu dem benachbarten Gebäude.

Der kurze Gang in das Turminnere ist flachbogig überwölbt; das Mauerwerk zeigt hier zahlreiche Steinmetzzeichen, zum Teil in den gleichen Formen wie an



der Außenwand; auch die Sandsteine des Türgewändes tragen Zeichen, darunter das „S“, das sonst nirgends wiederkehrt. Mörtel Spuren am Mauerwerk verraten, daß Wände und Decke des Ganges (überhaupt wohl das gesamte Turminnere) mit Kalkmörtel verputzt waren. In den gelblichweißen Putzuntergrund wurde ein Fugennetz von Quadersteinen eingetieft und in rotbrauner Farbe mit breitem Pinsel nachgezogen.

Der weitere Aufstieg zur Plattform führt heute über eichene Blocktreppen, die im 19. Jahrhundert ohne Rücksicht auf die alte Geschoßteilung angelegt wurden; vorher waren die Stockwerke durch Leitern oder steile Treppen miteinander verbunden. Das dritte Geschoß ist wieder kreisrund und etwa 4,50 m hoch, seine Balkendecke ruht auf einem Mauerrücksprung. Das stattliche Doppelfenster nach dem Burghof zu und die Abtrittanlage lassen hier das Hauptgeschoß des Turmes vermuten, das auch zu längerem Aufenthalt benutzt werden konnte. Das Doppelfenster liegt in tiefer Mauernische, der an beiden Seiten in der Mauer ausgesparte Sitzbänke angegliedert sind. Nach außen zeigt sich eine große Rundbogenblende, die zwei kleinere spitzbogige Fensteröffnungen umschließt. Die Gewände sind zweifach abgetrept und sorgfältig gearbeitet, am Mittelposten ist die Vorrichtung für einen inneren Ladenverschluß noch gut erhalten. Der Abtrittkerker ist auf geradem Gang durch die Mauerdicke erreichbar und ruht auf großen Tuffkonsolen. Eine Seitenwand und die Frontseite des Erkers fehlen, sind aber un schwer zu rekonstruieren.

Im vierten Geschoß wurden bei gleichbleibender Mauerstärke sechs große Tuffsteinkonsolen zur Aufnahme der Deckenbalken notwendig; sonst verdient hier einzig das vorzüglich konstruierte Kugelgewölbe betrachtet zu werden, das die obere Plattform des Turmes trägt. Das Gewölbe ist in Ringschichten aufgemauert und mit einem kreisrunden Schlußstein im Scheitelpunkt versehen. Die Treppe zur Plattform wird von hier in der Mauer weitergeführt, der Zugang durch ein großes spitzbogiges Fenster von 0,60 m Breite und 1,86 m Höhe erhellt.

Der obere Abschluß des Turmes ist nicht mehr erhalten. Die heutige offene Plattform kann nicht als Wehrplatte angesehen werden, sondern trug vermutlich die alte Turmstube, die außer dem Stand für den Ausguck die wichtigsten Verteidigungseinrichtungen des Turmes enthielt. Es sind dies drei Gußkerker, deren äußere Konsolen und Eingänge vom Turminneren noch deutlicher erkennbar sind. Die Erker wurden in den Drittelpunkten des Grundrißkreises angeordnet, so daß der erste den engen Durchgang zwischen Bergfried und östlicher Schildmauerhälfte, der zweite die entsprechende Stelle im Norden und der dritte den Bergfriedeingang deckte. In ihrer Bauart ähneln sie dem besser erhaltenen Abtritt im dritten Geschoß und waren vermutlich ganz aus Tuffstein gebildet. In diesen steinernen Gußkern muß man eine Errungenschaft der Kreuzzüge sehen, denn äußere Galerien und Verteidigungsgänge wurden damals in Deutschland meist noch aus Holz hergestellt.

Der Treppenanatz auf der Turmplattform in Höhe von etwa 2 m erweist sich als Rest eines alten Aufganges zum Dachraum, der oberhalb der Turmstube noch vorhanden war. Von dort boten Fenster oder Luken einen umfassenden Ausblick über den Krautheimer Höhenrücken und die umliegenden Berge, die heute nicht mehr völlig eingesehen werden können.

#### 4. Der Palas mit dem Palasportal

Der Palas, das Hauptwohngebäude der Burg, nimmt den östlichen Teil des Burgbezirkes zwischen dem Bergfried und dem Chor der Kapelle ein. Zusammen



mit der Kapelle bildet er die östliche Begrenzung des Hofraumes und einen geschlossenen Hintergrund für die reiche Entfaltung des großen Palasportales. Seine im 19. Jahrhundert abgetreppte Mauerkrone bestimmt als einprägsames Motiv entscheidend die Wirkung des Krautheimer Burghofes.

Der Palas benutzt die hohe Umfassung der Burg als Außenmauer und wird nur gegen Norden und Westen durch eigene Wände begrenzt. Seine Hofwand

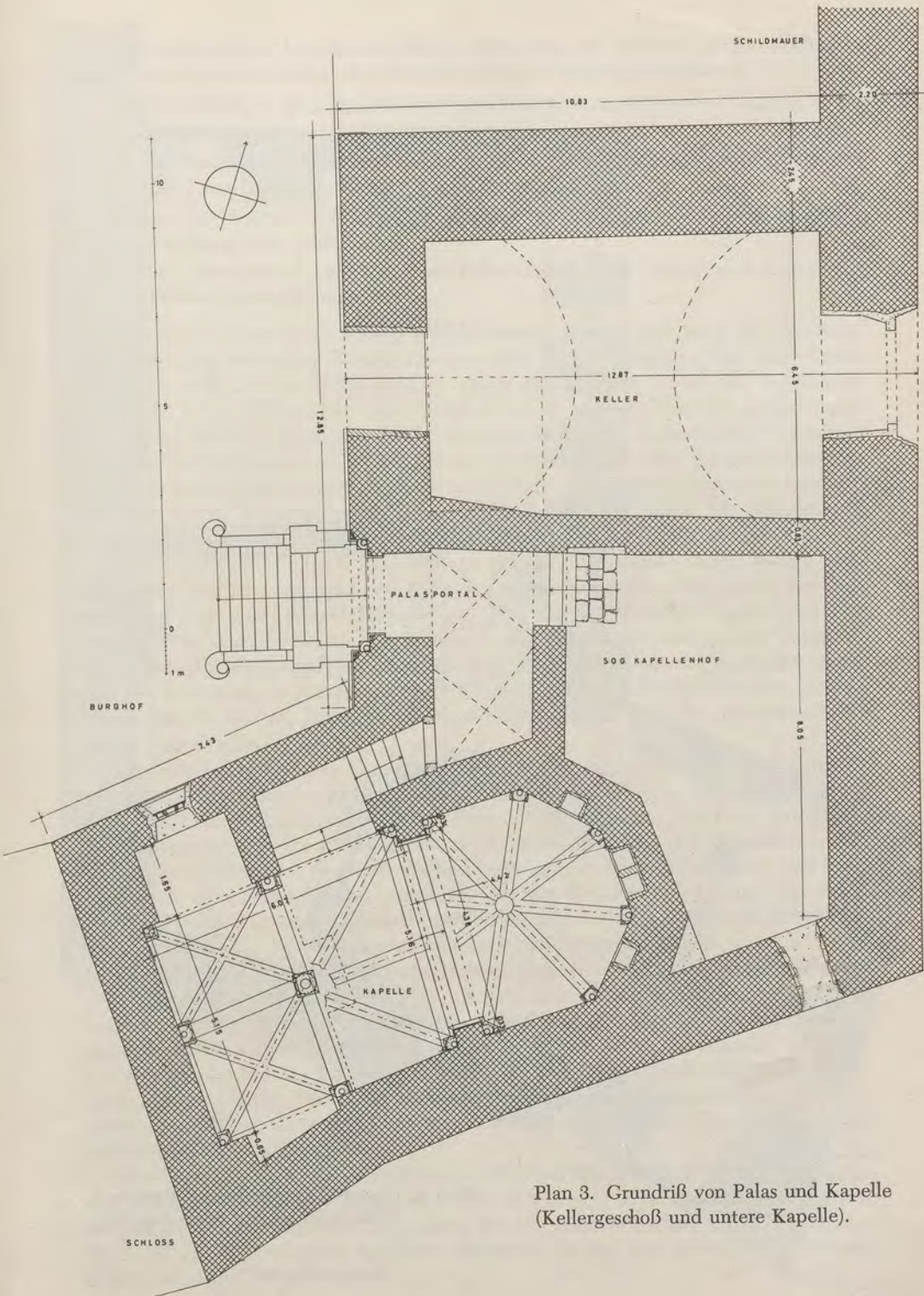


Abb. 4. Burg Krautheim, Burghof mit Bergfried, Palas und Kapelle.

stößt in stumpfem Winkel an die Kapelle, und auch im Inneren ergibt sich eine enge Verbindung der beiden Bauten, indem sich der Palassaal über den Altarraum der Kapelle bis zur südlichen Außenwand hinzieht.

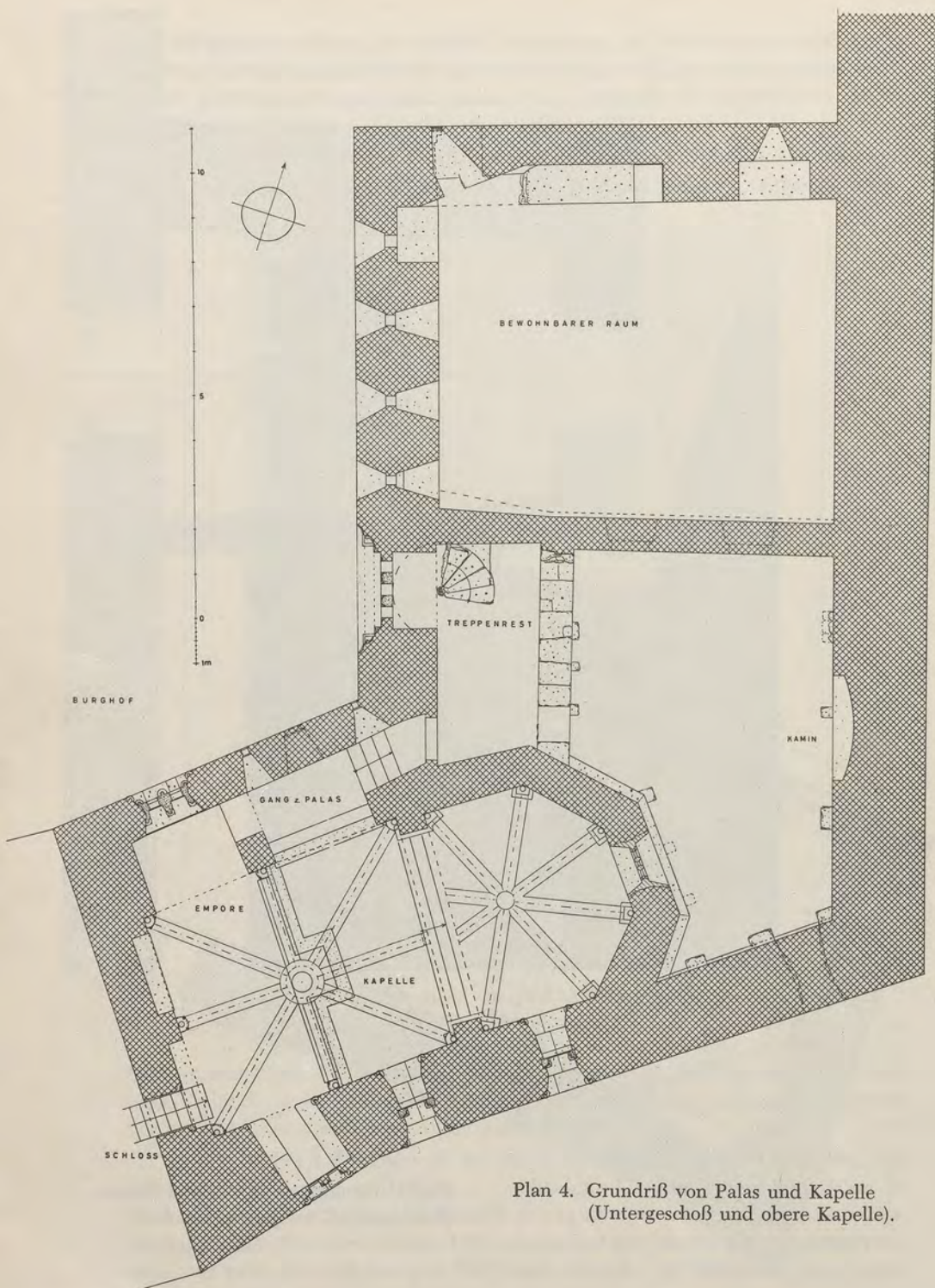
Im Grundriß des Palas ist der nördliche selbständige vom südlichen, mit der Kapelle verbundenen Teil zu unterscheiden. Die Grundform des Baues ist etwa rechteckig, die Südwand folgt aber der in stumpfem Winkel geknickten Umfassungsmauer. Nur die Nord- und Westwand sind von der Zerstörung weitgehend verschont geblieben, die übrigen Teile sind verbaut oder überhaupt abgetragen.





Plan 3. Grundriß von Palas und Kapelle (Kellergeschoß und untere Kapelle).





Plan 4. Grundriß von Palas und Kapelle  
(Untergeschoß und obere Kapelle).



Der Palas besaß 4 Geschosse, deren Einteilung im Inneren an den noch vorhandenen Konsolen und an den Fensteröffnungen deutlich ablesbar ist:

1. Ein niedriges Kellergeschoß mit großem, tonnengewölbtem Raum (nur im nördlichen Teil);
2. ein Untergeschoß, das sich nach dem Hof in vier schmalen Scharfenfenstern öffnet und auch das Palasportal aufnimmt;
3. ein Saalgeschoß mit eigenem Zugang an der Nordseite und Resten der Fensterarkatur nach Süden;
4. ein Obergeschoß, das sich über Palas und Kapelle hinzog und vermutlich Wohnräume enthielt.

Das Kellergeschoß zeigt wenig Besonderheiten, nur der große gewölbte Kellerraum im nördlichen Palasteil beansprucht einiges Interesse. Bei einer Breite von 6 m und 3,30 m Höhe geht er durch die gesamte Tiefe des Bauwerkes hindurch. Etwa 1,50 m über dem Boden setzt die im Segmentbogen geschlossene Tonne an, die den gesamten Raum überspannt; in der Südwestecke bezeichnet eine mit Brettern abgedeckte Öffnung im Gewölbe einen alten Einstieg von oben her. Der hofseitige Eingang des Kellers ist im 19. Jahrhundert verändert worden, der mit einem Backsteinbogen überwölbte Durchbruch durch die Schildmauer (zum sogenannten „Lindenhof“) wurde damals überhaupt erst geschaffen.

Das Untergeschoß bildet heute keinen einheitlichen Raum mehr. Sein nördlicher Teil ist überdacht und teilweise zu Gesindestuben ausgebaut, der südliche Teil liegt unter freiem Himmel und wird als „Kapellenhof“ bezeichnet. Die beiden Teile des Geschosses werden durch eine Querwand voneinander getrennt, die heute als Außenwand der Gesindestuben dient und mit zwei Fensteröffnungen des 19. Jahrhunderts versehen ist. Die Wand wurde vielfach verändert, gehört aber noch der ältesten Bauperiode an und muß ursprünglich als Außenwand des ersten Palas gedient haben.<sup>13</sup>

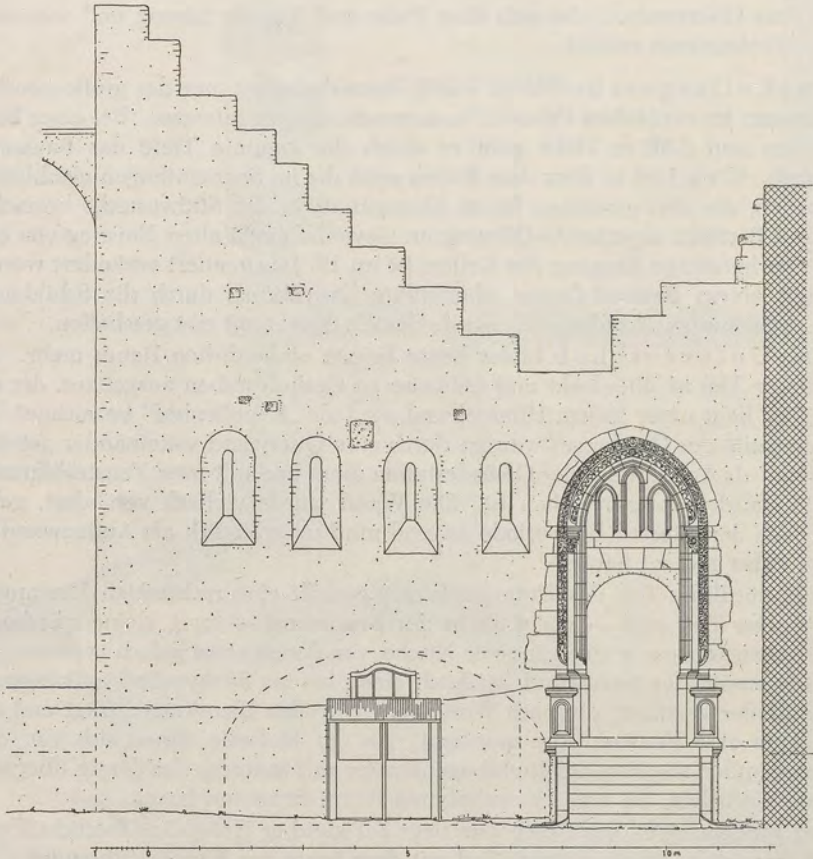
Der nördliche Teil des Untergeschosses enthält eine rechteckige Eingangstür aus neuerer Zeit und — ebenfalls in der Nordwand — zwei kleine spitzbogige Scharfenfensterchen in tiefer innerer Nische, von denen eines jedoch vermauert ist. Die Innenseite der Nordwand ist durch einen bis ins Saalgeschoß aufsteigenden Mauerpfeiler verstärkt, der nach Westen einen großen Blendbogen trägt und nach Osten hin eine Fensternische umrahmt. An der Hofseite öffnen sich vier dicht nebeneinander angebrachte Rundbogenfenster mit inneren, flachbogig überwölbten Mauernischen, die einen bewohnbaren Raum vermuten lassen.

Im südlichen Teil des Geschosses liegt auf gleicher Höhe die Oberlichtöffnung des Palasportals, dessen unterer Teil mit dem heute zur Kapelle führenden Gang noch in das Kellergeschoß hineinragt. Die Höhenlage des Portals steht offensichtlich im Widerspruch zu den Geschoßhöhen von Palas und Kapelle, eine Beobachtung, die für die Baugeschichte von Bedeutung ist. Schließlich ist in der Ostwand der untere Teil der Kaminanlage des Saales zu erkennen, in der Südwand ein größerer Mauerdurchbruch aus dem 19. Jahrhundert. Die Geschoßdecke ruhte auf Kalksteinkonsolen.

Das Saalgeschoß enthielt den wichtigsten Repräsentationsraum der Burg, den großen Festsaal. Mit seinen nach dem Hof und nach der Talseite geöffneten, reichen Fensterstellungen, einer großen Kaminanlage und einer Grundfläche von etwa 160 qm bot er einen festlichen Rahmen für das von höfischem Glanz erfüllte Leben der Burgherrschaft.



Die Nordwand enthält ein spitzbogiges Portal aus gelbem Sandstein, das früher einen direkten Zugang von außen ermöglichte. Nach der Form des Gewändes gehört es nicht mehr dem 13. Jahrhundert an, kann aber an Stelle eines älteren Zuganges hier eingesetzt worden sein. Neben diesem Portal liegt eine heute vermauerte, überwölbte Nische, die ehemals vielleicht mit seitlichen Sitzbänken ausgestattet war; eine ähnliche Öffnung befand sich auch in der Ostwand nach dem Graben zu. Die außen sichtbaren Reste von Fenstergestellen der



Plan 5. Palas, Hofansicht.

Renaissancezeit verraten aber eine spätere Entstehung. Nach dem Hofe zu waren zwei Fensteröffnungen mit abgeschrägtem Gewände in tiefen Mauernischen von etwa 1,65 m Breite angeordnet. Sie waren vermutlich als Doppelfenster ausgebildet und besaßen Sandsteinrahmen. Heute ist dieser Teil der Hofwand völlig verändert.

Der heute ungeschützte südliche Teil des Saales ist wesentlich stärker zerstört. Nach dem Graben hin hat sich eine große Maueröffnung erhalten, vielleicht der Rest jenes „Altanes“, von dem in Berichten des 19. Jahrhunderts die Rede



ist.<sup>14</sup> An der Außenwand sind nämlich unterhalb der Öffnung zwei Reste von Tuffsteinkonsolen zu finden, die wahrscheinlich eine auskragende Konstruktion trugen. Möglicherweise handelte es sich aber auch um eine Abtrittanlage.

Ebenfalls in der Ostwand liegen die Reste des großen Kamin s. Im Grundriß erscheint er als eine Mauernische von 0,48 m größter Tiefe, deren Rückwand in einem flachen Segmentbogen geschlossen ist. Diese Nische endigt im Untergeschoß; dort finden sich auch zwei im Mauerwerk ausgesparte Öffnungen beiderseits der Nische, von denen die linke mit Kalksteinplatten ausgekleidet, die rechte wie ein großes Balkenloch roh ausgespart wurde. Die Balkendecke des Saales

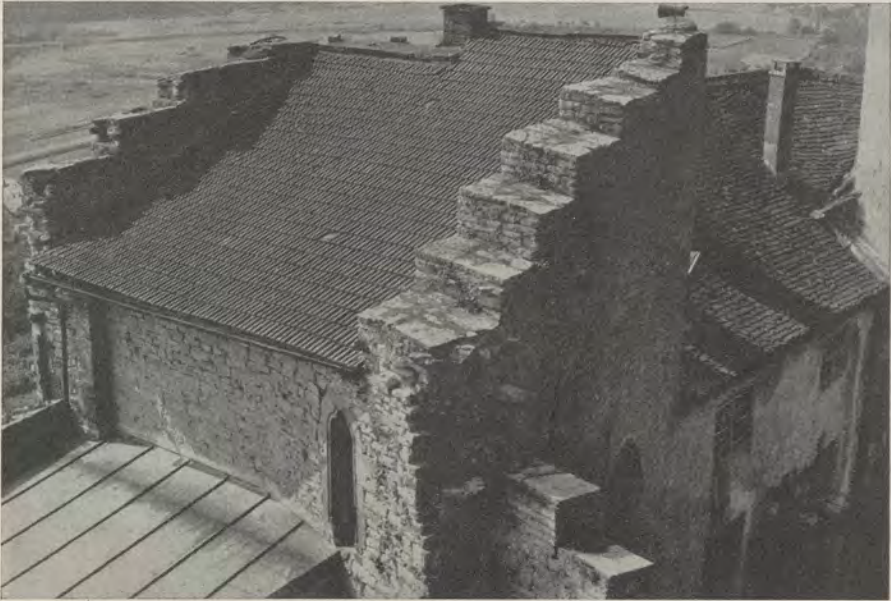


Abb. 5. Burg Krautheim, Obergeschoß der Kapelle mit Kleebogenportal (rechts) und Saalfensterrest (links).

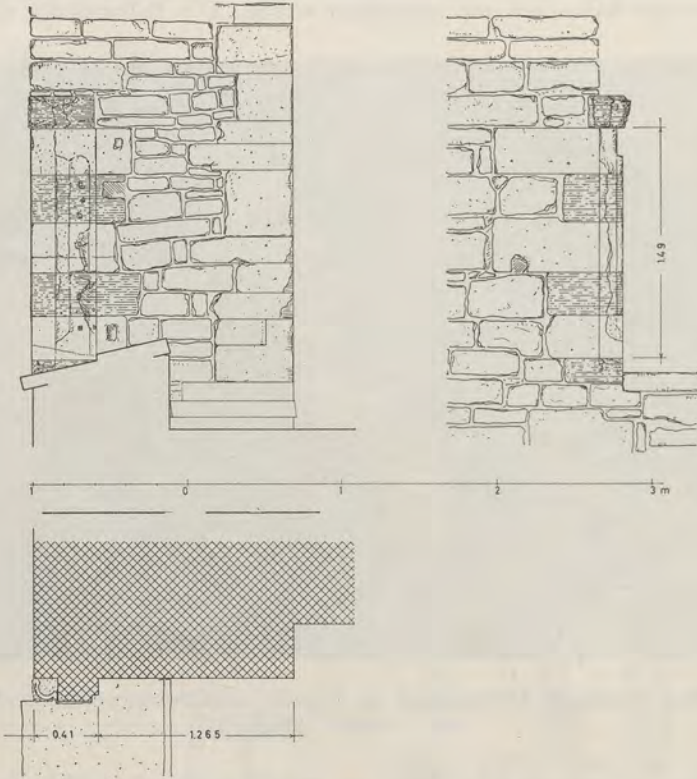
durchschnitt die Nische in einer Höhe von etwa 2 m über ihrer Sohle, ohne daß sich im Mauerwerk Anhaltspunkte dafür zeigen, wie diese Stelle konstruktiv ausgebildet war. Im Saal ist links des Kamins der Rest einer sehr starken Tuffsteinkonsole erhalten, die zweifellos zur Aufnahme des Kaminmantels bestimmt war, daneben eine kleine ausgemauerte Wandnische.

Von reichem bildnerischem Schmuck, wie er sonst an Kaminen dieser Zeit bevorzugt angebracht wurde, ist nichts mehr zu finden; auch scheint kein Sandstein verwendet worden zu sein. Dies überrascht besonders, weil der löcherige Tuffstein keine Möglichkeit feinerer Bearbeitung bietet. Er war allerdings widerstandsfähiger gegen Feuer und konnte mit Hilfe von Stuckauftrag veredelt werden. Der stark zerstörte Zustand der Anlage zwingt aber zu vorsichtigem Urteil; aus diesem Grunde läßt sich auch über die Form des Rauchabzuges nichts mehr aussagen.

Von der ehemals großartigen südlichen Saalfensterarkatur des Festsaales hat sich nur ein Gewänderest erhalten, der aber wichtige Anhaltspunkte



für eine Rekonstruktion der Fenstergestaltung zu liefern vermag. In der hier 1,65 m starken Umfassungsmauer waren tiefe, überwölbte Nischen ausgespart. Das Fenstergewände springt außen zunächst im rechten Winkel zurück, um einer eingestellten Säule Raum zu geben, dann folgte offenbar ein ringsumlaufendes Profil über einer abgeschrägten Ecke, vielleicht ähnlich dem südlichen Doppelfenster der Kapelle. Die Säule ruhte auf einer flachen, tellerförmigen Basis und stand ohne Schaftring frei im Gewänderücksprung; in einer Höhe von 1,20 m



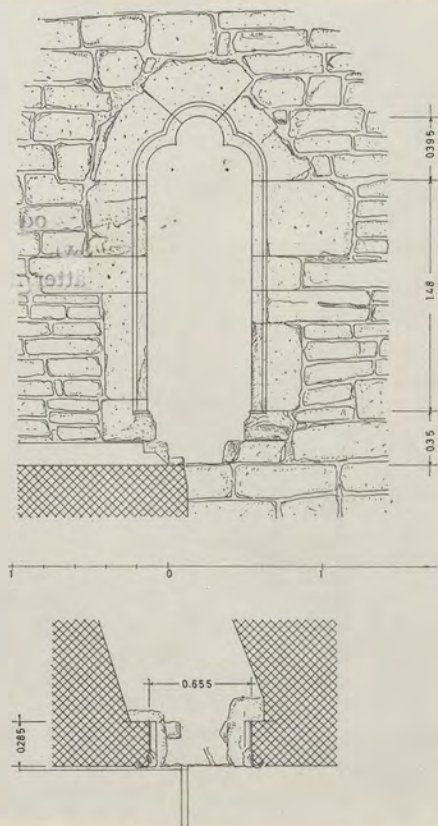
Plan 6. Saalfensterrest des Palas.

über der Basis setzte das Kapitell an. Ein an der Innenseite angebrachter (späterer?) Falz nahm die Verglasung der Fenster oder aber Holzläden auf. Im Gewände wechseln rote und gelbliche Sandsteinschichten ab, ein zweifellos beabsichtigtes Schmuckmotiv von ausgezeichneter Wirkung.

Das innere Gewände der Nische ist mit rotem Sandstein verkleidet, der Ansatzstein des Bogens mit keilförmigem Fugenschnitt noch vorhanden. Ebenfalls aus rotem Sandstein sind die Gewändesteine des schönen Kleebogenportals gearbeitet, das vom Saal in den oberhalb der Kapelle gelegenen Raum führt. Sein Profil zeigt einen umlaufenden Rundstab, der durch seitliche Kehlen herausgehoben wird und von flachen Basen ausgeht. An dieser Seite des Saales bildet der hoch aufsteigende Hauptraum der Kapelle mit seiner stumpfwinklig geknickten Außenwand die Raumgrenze.



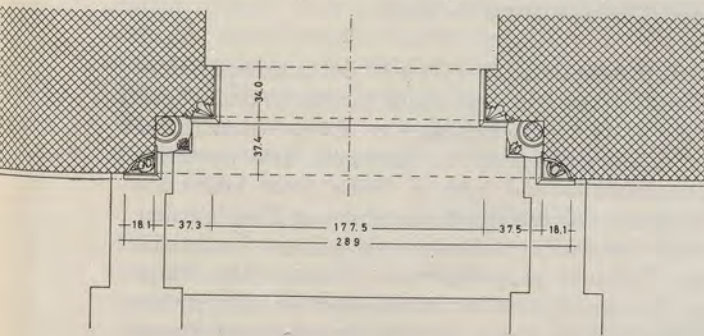
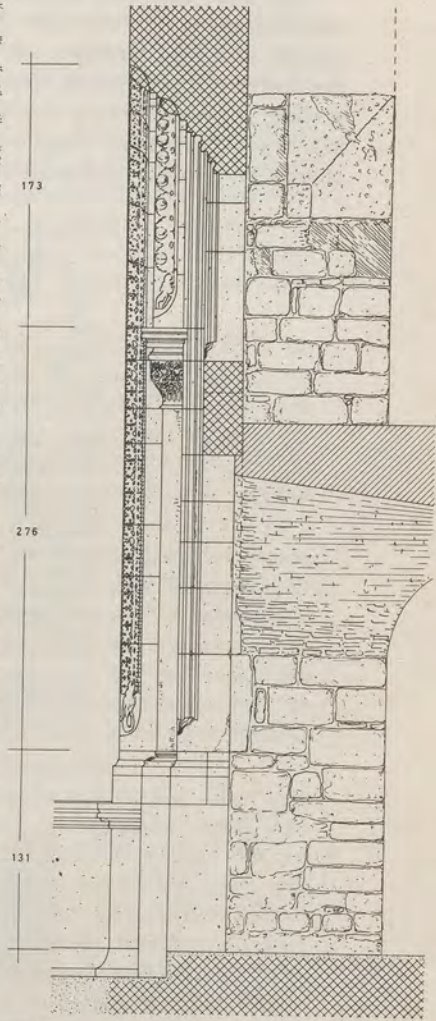
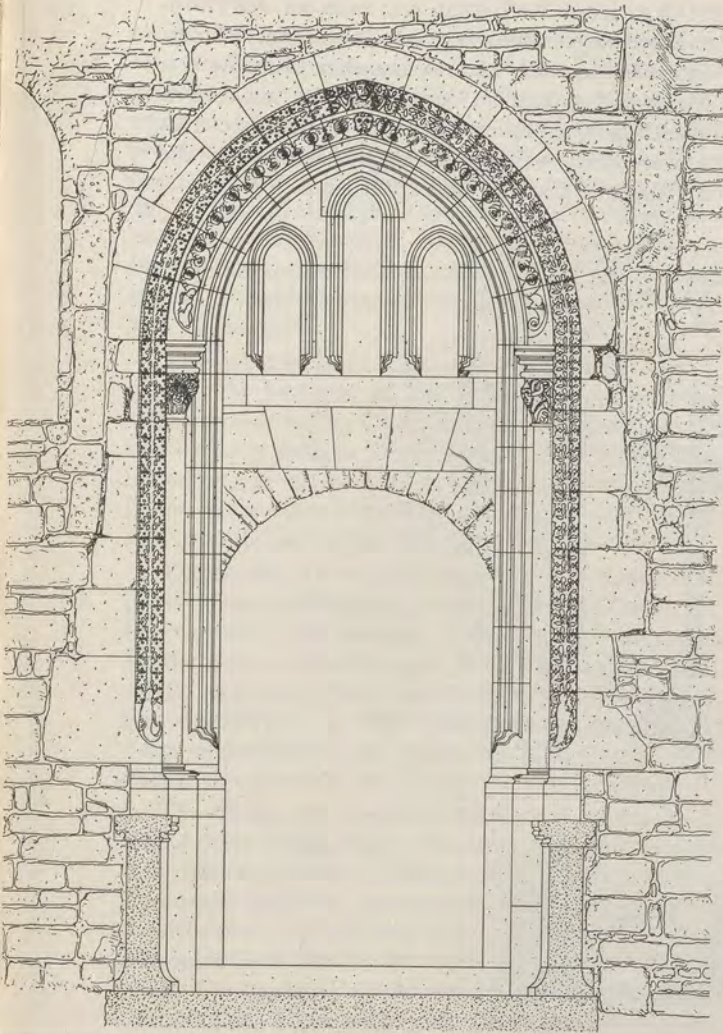
Das über dem Saal liegende Obergeschoß kann nur noch an der Nordseite des Palas und oberhalb des Kapellengewölbes festgestellt werden. Mauertechnik und Fensteröffnungen unterscheiden sich hier in mancher Hinsicht von den unteren Stockwerken. Die Nordwand springt an der Außenseite um 0,12 m zurück; auch im Inneren der Hofseite ist ein Mauerrücksprung vorhanden. Das Mauerwerk erscheint überhaupt wesentlich weniger sorgfältig gearbeitet; die oberen Partien der Hofwand von Palas und Kapelle sind völlig neu.



Plan 7. Palas, Kleebogenportal im Saal.

An der inneren Palasnordwand entsteht durch den Wegfall der unteren Pfeilerverstärkung ein 0,90 m breiter Gang, an dem drei Fensteröffnungen liegen. Diese sind an ihren Gewändeformen als Reste zweier gekuppelter spätgotischer (bzw. Renaissance-) Fenster und eines Kielbogenfensters zu erkennen. Die westliche der Öffnungen von 1,58 m Gesamtbreite und 1,50 m Höhe dient heute als Ausgang für die Brücke zum Bergfried, das östliche Fenster ist mit Ziegelsteinen vermauert. Zwischen beiden liegt das Kielbogenfenster mit gelbem Sandsteinrahmen in einer äußeren, mit Tuffstein ausgekleideten Nische. Alle diese Öffnungen gehören dem späten 15. oder frühen 16. Jahrhundert an. Ein steiles Pultdach deckt heute den nördlichen Teil des Palas. Die Konstruktion besteht aus einem schweren eichenen Dachstuhl aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.





Plan 8. Palasportal.



Das Palasportal in der Südwestecke des Burghofes ist neben der Burgkapelle das wertvollste Zeugnis der staufischen Bauperiode und kann in seinem künstlerischen Rang den besten Werken des Zeitalters in Deutschland unmittelbar an die Seite gestellt werden.

Ursprünglich vermittelte das Portal den Zugang zum Palas, gleichzeitig wohl auch zum Untergeschoß der Burgkapelle. Heute führt es nur zur Kapelle, die über einen kurzen Gang zu erreichen ist. Das Portal liegt in der Hofwand des



Abb. 6. Burg Krautheim, Palasportal.

Palas, 1,05 m von der Kapellenwand entfernt. Seine heutige, dem 19. Jahrhundert entstammende Schwelle hat eine Höhe von etwa 1,70 m über dem Hofboden, die ursprüngliche Eingangshöhe lag 1,15 m höher, knapp unterhalb der Säulenbasen. Der Höhenunterschied zwischen dem Burghof und dem Portal wird heute durch eine breite, von Wangen eingefasste Freitreppe aus Sandstein mit vorgelagertem Podest überwunden.

Bei einer ursprünglichen Höhe von etwa 5 m einschließlich des Rahmens reicht das Portal durch zwei Geschosse des Palas hindurch, wobei seine untere Eingangsöffnung noch in das Kellergeschoß hineinragt, die Fenster im Bogenfeld aber bereits dem Untergeschoß angehören. Die Gesamtbreite des Portals beträgt 2,89 m, die lichte Breite der Türöffnung 1,77 m.



Die hohe, spitzbogige Portalnische zeigt im Gewändeschnitt einen äußeren Profilsaum von Blattwerk in einer Kehle, eine im Rücksprung stehende Säule und ein inneres dreiteiliges Profil. Über den Deckplatten der Säulen entfaltet sich ein in tiefer Kehle liegendes Kugelornament. Die Eingangsöffnung wird durch einen scheidrechten Sturz aus Keilsteinen begrenzt, auf dem die Teilungsposten der drei Spitzbogenfenster des Bogenfeldes ruhen. Die drei Öffnungen sind mit eigenem Profil gerahmt; die mittlere ist gegenüber den beiden seitlichen überhöht.



Abb. 7. Burg Krautheim, Palasportal, linke Bogenhälfte.

Der äußere Profilsaum enthält rechts und links verschieden ausgebildete Blattranken, die im Scheitel des Bogens von einer menschlichen Halbfigur zusammengehalten werden. Beide Blattranken wachsen in einer Kehle aufwärts, ihr Profil entwickelt sich aus rechteckigem Ansatz und geht in einer Höhe von 0,12 m oberhalb der Säulenbasen in die Endform über. Den Übergang vermitteln beiderseits drachenartige Fabeltiere, die an den Enden der Blattranken nagen.

An der rechten Ranke zweigen von einem starken mittleren Stamm nach beiden Seiten symmetrisch gebildete „geschlitzte Blätter“ ab,<sup>15</sup> die jeweils aus zwei dreilappigen, an der Spitze miteinander verbundenen Halbpalmetten bestehen und stellenweise frei herausgearbeitet sind. Zwischen je zwei Blattpaaren ist der Mittelast mit einem kleinen fünfteiligen Blatt besetzt. Die Form des linken Blattstreifens ist vom Weinlaub abgeleitet. Die Ranke wächst ebenfalls als Stamm empor, von dem jeweils auf gleicher Höhe vier Blätter ausgehen. Die beiden oberen sind aufwärts, die beiden unteren Blätter abwärts gebogen; sie zeigen dreiteilig symmetrischen Aufbau, wobei jedes der drei Blättchen wiederum aus einem dreilappigen Gebilde besteht. Die Zusammenstöße der Blattendigungen sind kreisförmig ausgestochen, die Berührungsstellen der Blätter rautenförmig vertieft. Blattstengel und Blattflächen überzieht ein zartes Aderwerk.



Die Wirkung der beiden Ornamentstreifen ist auf den Kontrast zwischen dem erhöhten Blattwerk und dem tieferliegenden, beschatteten Untergrund abgestimmt. Die Blattranken sind flächig behandelt, alle Vertiefungen senkrecht und mit scharfen Kanten eingeschnitten, teilweise auch mit dem Steinbohrer gearbeitet. So erhalten die Blattmotive, die sonst lebhaft Anklänge an Naturvorbilder verraten, etwas Kerbschnittartiges, das durch die zahlreichen streng begrenzten Zwischenräume noch unterstrichen wird. Besonders charakteristisch ist auch der Anschnitt der Blätter am Rand des Ornamentes, der sich als eine gleichmäßig gewellte, einer Perlschnur vergleichbare Kante abzeichnet. Für den stilistischen Vergleich des Blattwerkes mit anderen Ornamenten sei vor allem auf den gerade durchlaufenden starken Mittelast hingewiesen; dieser hat in der deutschen Bauskulptur dieser Zeit kein Gegenstück.

Die menschliche Gestalt im Scheitel des Bogens ist als Halbfigur gegeben. Ihr bärtiges, an der linken Seite stark beschädigtes Gesicht verrät trotz seines maskenhaften Charakters menschliche Züge. Die Stirn wird nach oben hin von einem wulstigen Streifen begrenzt, der als Haaransatz oder Spur einer Kopfbedeckung gedeutet werden kann. Die Arme sind angeknüpelt, die Hände umfassen die beiden Mitteläste der Blattranken, deren Blätter hier kleiner werden und unmittelbar neben dem Kopf der Figur enden.

Die beiden unteren Fabelwesen sind einander ähnlich gebildet. Beide haben einen gedrungenen, ausgestreckten Körper, der sich nach dem Schwanzende hin verjüngt, und besitzen Flügel. Das besser erhaltene linke Tier zeigt zwei Vorderbeine, von denen das linke unter dem Hals hindurch an die Blattranke greift. Auf dem Rücken ist ein gefiederter Flügel zu erkennen, der sich nach links hin vom Körper des Tieres löst; der Schwanz setzt sich weiter nach unten fort, ist dann umgeschlagen und neben den Leib gelegt. Im geöffneten Maul sind deutlich Zähne zu erkennen, mit denen das Tier an den Blattranken nagt.

Die Säulen im Gewänderücksprung stehen beiderseits auf flacher, über den Sockel vortretender Basis. Die Säulenschäfte haben einen Durchmesser von 0,13 m und sind ohne weitere Verbindung in das Gewände eingestellt. Die Kapitelle sind reich skulptiert; namentlich das rechte Kapitell kann als bestes Stück der Krautheimer Kapitellkunst gelten. Dargestellt ist eine bärtige, mit spitzem Judenhut bekleidete Maske, die rechts und links von Drachen in die Wangen gebissen wird. Die beiden Untiere verschlingen ihre langen Häuse nach rechts bzw. links, um mit dem Maul seitlich an das menschliche Gesicht zu gelangen. Ihre Flügel legen sich an die Maske, während sich die Beine auf den Stiel einer Palmettenranke stützen. Die begleitenden Palmetten entwickeln sich aus einem starken Stengel, der oberhalb des Säulenringes unvermittelt auf dem Kapitellkörper ansetzt, nach links bzw. rechts eine Halbpalmette entsendet, durch den verschlungenen Hals des Tieres hindurchwächst und schließlich in einem umgebogenen Palmettenblatt endigt. Unterhalb der Maske wachsen außerdem zwei im Bogen geführte blattlose Stengel empor, die sich an die Flügelenden der Drachen anlehnen und dann hinter den anderen Stengeln verschwinden.

Das linke Kapitell besitzt Kelchblockform und ist mit kleinteiligen gefiederten Blättern verziert, zwischen denen in drei Zonen übereinander Rosetten an eigenen Stengeln aufwachsen. Die Blattstengel entwickeln sich aus einer bogenförmig ausgeschnittenen Hülle, die den unteren Ansatz des Kapitells fest umschließt. Die kleinen Blätter sind löffelartig spitz gebildet und zweigen paarweise vom Stengel ab; die über den Blättern sitzenden fünfblättrigen Rosetten tragen im Zentrum



jeweils einen kleinen Knopf. Der Säulenring ist geschärft. Die beiden Deckplatten bestehen aus drei starken, durch tiefe Kehlen voneinander getrennten wulstigen Platten, die sich nach oben hin vergrößern und von einer geradflächig begrenzten Platte bedeckt werden.

Im Bogenscheitel des Portals entwickelt sich auch der Dekor der inneren Archivolte in einer Kehle und geht — ähnlich wie der äußere Blattstreifen — von einem menschlichen Wesen aus, einem Kopf, dessen geöffnetem Mund die Ornamente nach beiden Seiten hin entspringen. Der Kopf ist kugelig gebildet und von maskenhaftem Ausdruck; er besitzt krauses Haar, ein faltige Stirn und weit aufgerissene, glotzende Augen. Das Gesicht trägt keinen individuellen Ausdruck, vielmehr scheint das Dämonische in ihm das Menschliche zu überwiegen.



Abb. 8. Burg Krautheim,  
Palasportal, rechtes Kapitell.

Das in beiden Bogenteilen gleiche Ornament baut sich aus aneinandergereihten Halbpalmetten auf, von denen jeweils zwei an ihren Stielenden zusammengewachsen und U-förmig umgebogen sind. Sie legen sich paarweise aneinander und sind zu einem starken kugeligen Knauf aus der Kehle herausgewölbt. Das Ornament lebt aus dem Gegensatz der flächigen, in der Kehle ausgebreiteten Palmettenstengel und der aus diesem Hintergrund plastisch heraustretenden Blattkugeln, es soll daher als „Palmettenkugelornament“ bezeichnet werden.

Oberhalb der Deckplatten der Säulenkapitelle endigt der Ornamentstreifen wiederum in Fabelwesen, die den Übergang des Grundrechtecks in die Kehle vermitteln und unten an den Palmettenstengeln nagen. Das linke, löwenähnliche Tier ist besser erhalten; es kauert mit angezogenen Hinterbeinen und gestreckten vorderen Gliedmaßen am Beginn des Blattwerkes. An seinem Kopf ist eine zottige Mähne erkennbar, der Leib ist mit gerillter Oberfläche (wohl einem Fell) versehen,



dem Maul entwindet sich die flache, in der Kehle liegende Endigung des Palmettenwerkes. Das Tier auf der rechten Seite ähnelt sehr den beiden unteren Drachen. Sein Kopf mit spitzem Maul wendet sich nach links, die linke Pfote berührt das Ende des langen Schwanzes, der aufwärts gerichtet und einmal geringelt ist. Über dem gerillten Leib wird ein nach rechts gewendeter Flügel sichtbar.

Das innerste Profil läuft wie der äußere Blattrahmen ununterbrochen durch und zeigt im Schnittbild einen von einem kantigen Stab begleiteten Wulst, der durch eine Kehle von einem zweiten Wulst getrennt wird. Das Profil entwickelt sich aus wurzelförmigem Anlauf zu seiner vollen Breite und bildet einen wirkungsvollen Rahmen für die Türöffnung und die im Bogenfeld angebrachten Spitzbogenfenster. Das rahmende Profil dieser Öffnungen wiederholt die Form des inneren Profilsaumes in vereinfachter Gestalt. Bemerkenswert ist der Steinschnitt, namentlich im oberen Teil der Mittelöffnung: Der Bogenstein ist hier als gesondertes Stück eingesetzt (vgl. die Palasfenster zu Wertheim).



Abb. 9. Burg Krautheim, Palasportal,  
Fabelwesen und Blattornamente.

Das Material des Portals ist gelbbrauner Sandstein wie er auch im Inneren der Kapelle verwendet wurde. Die Steine sind sorgfältig geschnitten, aber ziemlich roh in das umgebende Mauerwerk aus Muschelkalk-Bruchstein eingefügt. Die Qualität der Meißelarbeit ist überall hervorragend, Komposition und Aufbau des Ganzen in gleicher Weise vollendet. Der Gegensatz des flächigen, filigranartig geschnittenen äußeren Profilrahmens und der inneren, auf plastische Wirkung berechneten Palmettenornamente begründet die außerordentliche Schönheit des Portals. In allen seinen Teilen ist eine lebhaft Phantasie, ein reiches und kunstvolles Gestalten am Werk, das sich in den menschlichen Skulpturen ebenso wie in den unheimlichen Fabelwesen und in dem hervorragenden Blattwerk ausspricht. Im Vergleich des Krautheimer Portals mit anderen auf deutschen Burgen entstandenen Steinmetzarbeiten dieser Zeit wird seine Sonderstellung deutlich und selbst den größeren Kirchenportalen der Zeit steht es im Reichtum der Erfindung und der Freiheit der künstlerischen Gestaltung nicht nach.

Die späteren Veränderungen haben leider die Proportionen des Portals empfindlich gestört. Der untere 1,20 m hohe, ungegliederte Sockel, der die Türöffnung gegenüber dem ursprünglichen Zustand bedeutend vergrößert, ist durch die Tiefer-



legung der Schwelle entstanden, die beim Einbau eines Gewölbes im Raum hinter dem Portal notwendig wurde. Dieses Gewölbe diente als Plattform für eine im Obergeschoß liegende Wendeltreppe zum Saal, deren Reste noch erhalten sind. Es ist roh aus Bruchstein und Ziegeln gemauert und schneidet als Halbtonne häßlich in die rechteckige Türöffnung ein. Der Fußboden des Vorraumes ist mit Sandsteinplatten belegt und muß, ebenso wie die Portalschwelle, früher höher gelegen haben.



Abb. 10. Burg Krautheim, Altarraum der Kapelle.

### 5. Die Burgkapelle

Die Burgkapelle zu Krautheim kann in ihrer Größe, in der Schönheit der Raumkomposition und im Reichtum der Baugestaltung mit den großen Kapellen der Kaiserpfalzen wetteifern. Als besterhaltener Bauteil des 13. Jahrhunderts ist sie weit über den näheren Umkreis hinaus als bedeutendes Denkmal staufischer Baukunst von großem Wert.

Die Kapelle liegt an der Südseite des Burgbezirks kurz hinter der südöstlichen Ecke der Umfassungsmauer und ist mit ihrem Altarraum in den Palas hineingeschoben. Palas und Kapelle sind eng miteinander verbunden: An der Außenseite durch die gemeinsame Mantelmauer, an der Hofseite durch die stumpfwinklig aneinanderstoßenden Fassaden und im Inneren des Gebäudes durch die ineinandergreifenden Geschosse. Die Nord- und Südseite des Gebäudes liegen frei, an die Westseite ist das Schloß angebaut.



Im Grundriß gliedert sich die Kapelle in zwei Teile, einen nahezu quadratischen Hauptraum mit eingebauter westlicher Empore und zwei nördlichen Nischen und einen östlich anschließenden, um 3 Stufen erhöhten polygonalen Altarraum. Beide Raumteile werden durch einen hohen, rundbogigen Triumphbogen miteinander verbunden.<sup>16</sup> Der Zugang führt heute vom Palasportal durch eine schmucklose Tür mit rechteckigem Rahmen in das Untergeschoß, die Empore ist über einen seitlichen Gang vom Palas durch eine rundbogige Tür — genau über der erstgenannten — zu erreichen; ein neuerer Zugang verbindet die Empore außerdem mit der Bibliothek des Schlosses.

Der Altarraum hat eine innere Länge von 4,42 m (einschließlich des Triumphbogens) bei einer Breite von 4,38 m. Er wird durch fünf Seiten eines annähernd regelmäßigen Achtecks begrenzt und öffnet sich in einem hohen Bogen



Abb. 11. Burg Krautheim, Kapelle.  
Bruchstück eines Kapitells.

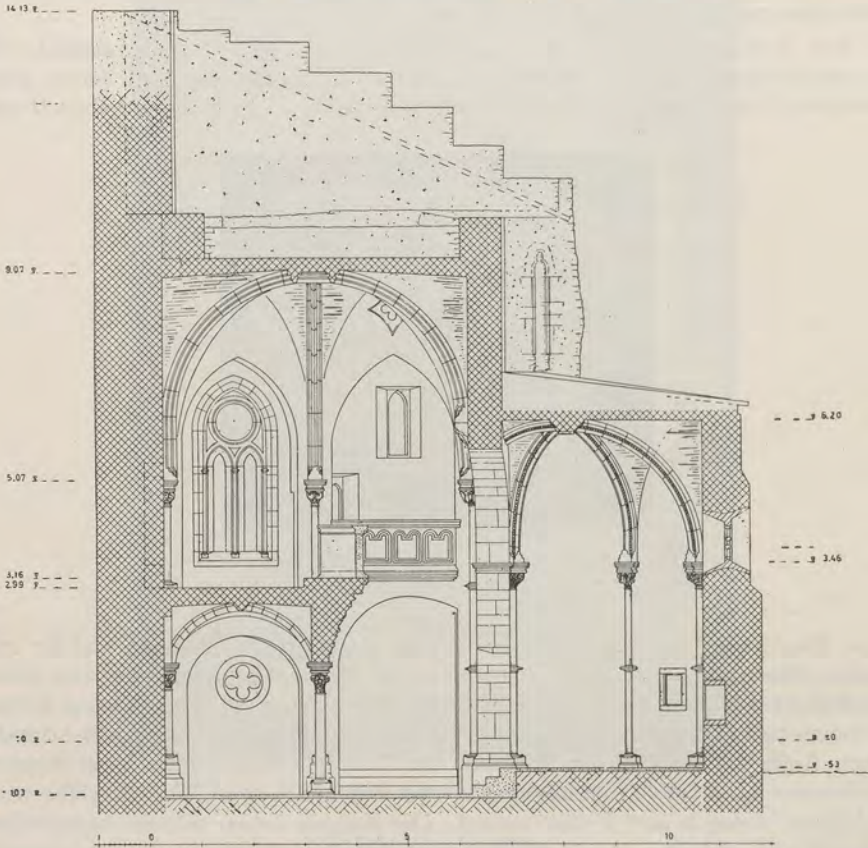
zum Hauptraum. In den Ecken des Polygons steigen auf niederen Sockeln mit flachen Basen sechs gewirbelte Dienste auf, die über reichen Kapitellen mit hoher Deckplatte das Gewölbe tragen. Die im Halbkreisbogen geführten Rippen laufen in einem Schlußstein zusammen, der über dem Mittelpunkt des Grundriß-Achtecks liegt. Auch von der östlichen Stirnseite des Triumphbogens führen zwei Rippenstücke zum Schlußstein, die unvermittelt am Bogen ansetzen. Das Gewölbe wird auf diese Weise in acht Felder zerlegt. Die Kappen haben nahezu waagerechte Scheitel und schließen ohne Schildbögen in Spitztonnenform an die Schildwände an, die Scheitelhöhe beträgt 6,71 m.

Der Triumphbogen hat eine lichte Höhe von 6,70 m über dem Boden des Hauptraumes. Er springt beiderseits um 0,40 m in den Raum vor und ist aus großen, sorgfältig geschnittenen Sandsteinquadern aufgemauert. Der Sockel hat ein dreiteiliges Profil, bestehend aus flacher Kehle, senkrecht begrenzter Platte und kleiner Schräge. Das Kämpferprofil setzt die Deckplatte des östlich anschließenden Chorkapitells fort und wird auch an der westlichen Stirnseite des Bogens zunächst weitergeführt, im Hauptraum jedoch nicht aufgenommen. Der Scheitelstein des Bogens ist durch eine eigentümliche Konstruktion ausgezeichnet: Beiderseits sind halbkreisförmige Wulste angearbeitet, die in Ausnehmungen der anschließenden Bogensteine eingreifen. Außerdem besitzt der Stein nach dem Hauptraum zu eine weit ausladende Konsole, auf der die östliche Kreuzrippe des Schiffgewölbes ruht;



an der Ostseite stoßen überdies die beiden westlichen Rippen des Chorgewölbes an. Die besondere Sicherung wird durch die veilseitige Aufgabe des Steines erklärt.

Der Hauptraum ist in seiner Achse 6 m lang und in der Mitte 5,10 m breit. Seine westliche Hälfte wird von der großen Herrschaftsempore eingenommen, die auf zwei quadratischen, durch Gurtbogen getrennten Gewölbejochen aufgebaut ist. Die Gewölbe öffnen sich nach Osten in zwei Rundbögen und ruhen seitlich auf



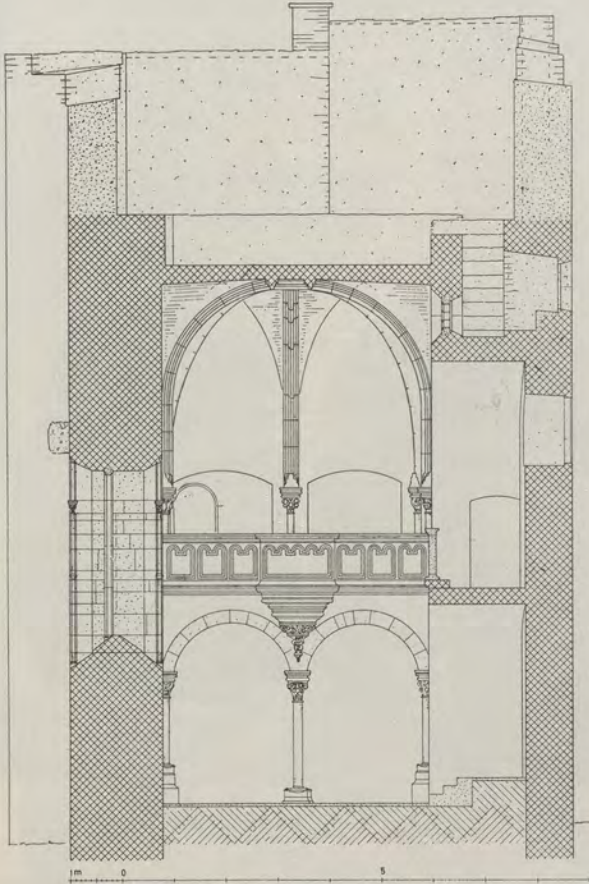
Plan 9. Kapelle, Längsschnitt.

Wanddiensten, in der Mitte auf einer Freistütze. Die Kappen sind mit rechteckigen Schildbögen an die Wände angeschlossen. Die Diagonalrippen steigen von den Deckplatten der Kapitelle auf, ihr Schnittpunkt wird jeweils von einem symmetrisch gebildeten Blatt geziert. Das Rippenprofil hat die Form eines geschärften flachen Wulstes, der mit zweiteiligem Mittelgrat versehen und beiderseits durch flache Kehlen an die rechteckige Unterlage angeschlossen ist.

Das Rippengewölbe des Hauptraumes hat eine Scheitelhöhe von 10,15 m und steigt an der Ostseite von schlanken, zweifach gewirbelten Diensten beiderseits des Triumphbogens, an der Westseite von kurzen, auf der Empore stehenden Eckdiensten auf. Zu den im Halbkreis geführten Diagonalrippen treten vier Kreuz-



rippen hinzu, die von den Mittelpunkten der Grundquadratseiten ausgehen und das Gewölbe in ein achteiliges Feld zerlegen. Auch die Kreuzrippen beschreiben einen Halbkreisbogen und mußten — da auf kürzerer Grundlinie als die Diagonalbögen errichtet — um 1,20 m gestelzt werden. Der ringförmige Schlußstein nimmt das Profil der Rippen auf, ist aber nicht durchbrochen, sondern im Inneren glatt bearbeitet und mit dem Wappen der Grafen von Eberstein (der fünfblättrigen roten Rose auf weißem Grund) bemalt. Die Gewölbekappen haben wie im Altarraum Spitztonnenform, hier jedoch mit leicht steigenden Scheiteln.



Plan 10. Kapelle, Querschnitt.

An den Hauptraum sind an der Nordseite zwei Nischen angegliedert. Die westliche öffnet sich unter der Empore in 2,20 m Breite und 1,70 m Tiefe, die östliche Nische von gleicher Breite liegt unter dem Verbindungsgang zum Palas. Die letztere ist höher, mit einer Vierteltonne überwölbt und nimmt die Stufen des Treppenaufganges zum Palasportal auf. Auch in der südlichen Außenwand erscheint eine Nische, die der erstgenannten gegenüberliegt und bei 2,20 m Breite eine Tiefe von 0,60 m hat. Bei diesen Nischen handelt es sich möglicherweise um die vermauerten Eingänge einer ehemaligen Torfahrt (vgl. S. 99).



Das Obergeschoß der Kapelle umfaßt den Raum auf der Herrschafts-empore und den an der Nordseite liegenden Gang zum Palas. Die Empore hat eine Tiefe von etwa 3 m und wird außerdem durch den nach Osten ausgekragten Erker erweitert, der wahrscheinlich zur Aufnahme eines Altares bestimmt war. In der Westwand sind zwei flache Wandnischen ausgespart, deren südliche den Eingang zur Bibliothek des Schlosses enthält. Der Raum wird hier durch zweiteilige Fenster nach der Talseite und nach dem Hofe zu erhellt.



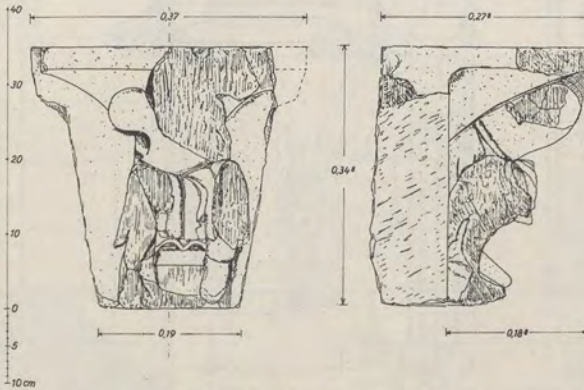
Abb. 12. Burg Krautheim, Kapelle. Blick zur Empore.

Die Einzelheiten der Empore sind besonders aufschlußreich. Die freistehende Mittelstütze mit ihrem eigentümlichen Kapitell und die Emporenbrüstung entstammen zwar der Restauration des 19. Jahrhunderts, die übrigen Teile sind jedoch alt, insbesondere der auf reichem Profil vorspringende Emporen-erker.

Die Freistütze besitzt einen von den Wanddiensten abweichenden Sockel, bestehend aus quadratischer Platte und flacher Kehle. Ein Teil des ursprünglichen Säulenschaftes ist noch vorhanden, ein geschliffener Kalksteinzylinder von 0,20 m Durchmesser in vorzüglicher Ausführung. Die heutige Säule besteht als Melibocusgranit und fügt sich infolge ihres andersgearteten Materials nicht gut in den Raum ein.



Oberhalb der Stütze, im Zwickel der beiden Emporenbögen, entwickelt sich der auf gestuften Profil ausladende Emporenerker. Über einer geschweiften Konsole hockt eine männliche Tragefigur mit rechteckiger Deckplatte, die auf ihren Schultern ein üppiges Weinlaubornament und darüber das Erkerprofil trägt. Aus Wülsten, Kehlen und Stäben außerordentlich reich und vielgliedrig aufgebaut, verbreitert sich dieses zu einer Fläche von  $0,75 \times 1,60$  m, auf der die Brüstungsplatten ruhen. Als einziger Rest der alten Brüstung gilt der heute als Postament des Kreuzifixus auf dem Kirchhof in Altkrautheim verwendete Stein, der auch als Vorbild für die neuen Brüstungsplatten bei der Wiederherstellung der Kapelle diente.



Plan 11. Kapelle. Bruchstück der Tragefigur des Emporenerkers.



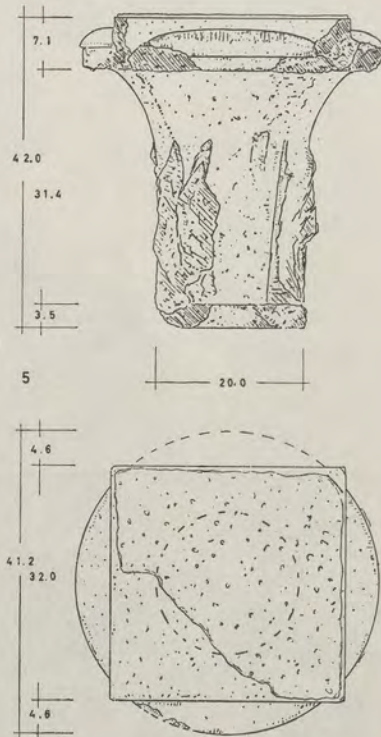
Abb. 13. Burg Krautheim, Kapelle. Weinlaubornament und Tragefigur.

Die Fenster des Kapellenraumes sind sparsam verteilt: An der Talseite öffnen sich je ein hohes Spitzbogenfenster im Altarraum und im östlichen Teil des Hauptraumes, auf der Empore geben dazu ein Doppelfenster mit Sitzbänken und darüber ein Rundfenster in schräger Wandnische Licht. Nach dem Hof zu sind ein großes zweiteiliges Spitzbogenfenster auf der Empore und drei spitzbogige Scharfenfenster am Gang zum Palas angebracht. Eine eigentümliche, mit er-



gänzlichem Vierpaß gefüllte Öffnung liegt schließlich in der Schildwand des Schiffgewölbes an der Nordseite. Dieses Fenster verbindet den Kapellenraum mit einem oberen Gang, der vom Palassaal zum Raum über dem Schiffgewölbe emporführt. Das Rundfenster in der östlichen Polygonseite des Altarraumes entstammt nach Aussage seiner gekehlten Vierpaßfüllung dem 16. Jahrhundert, das zweite unterhalb der Empore (zum Hof) angebrachte Rund wurde erst bei der Restauration an Stelle einer Türe eingebaut.

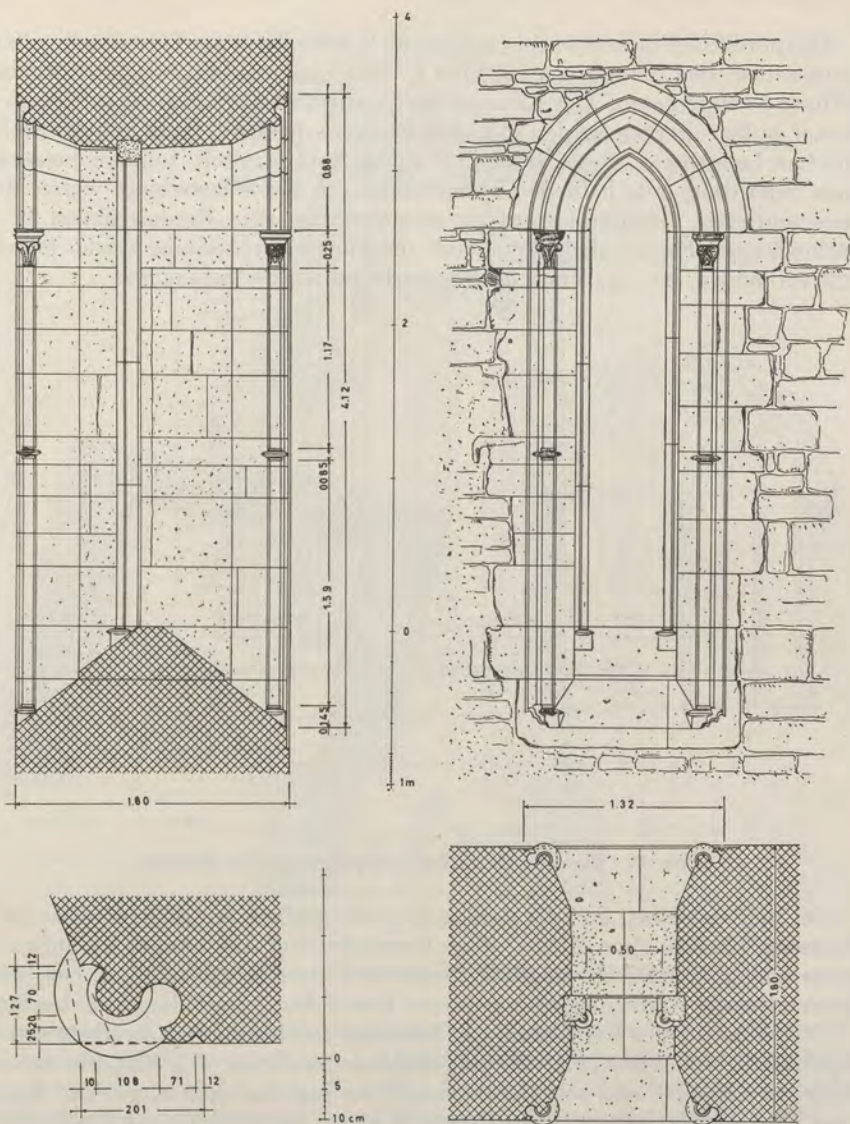
Die hohen Fenster der Südseite öffnen sich nach beiden Seiten in tiefen, von reichem Profil umrahmten Nischen, die beiderseits stark geschrägt sind. Im



Plan 12. Kapelle. Bruchstück des Kapitells der Emporenstütze.

umlaufenden Profil folgt auf einen gekehlten Halbrundstab ein dienartiges, gewirteltes Säulchen vor einer tiefen Kehle, das auf einem Sockel mit flacher Basis steht und in Kämpferhöhe ein phantasievoll gearbeitetes kleines Kapitell trägt. Oberhalb der Deckplatte setzt sich das Säulchen als Stab im Bogen fort. Die übrigen Glieder des Profils laufen ohne Unterbrechung durch und werden unterhalb der Basen wurzelförmig zusammengeführt. Die Lichtweite der beiden Fenster beträgt heute 0,50 m, die ursprüngliche Öffnung war dagegen nur etwa 0,20 m breit. Der Befund vor der Restauration beweist, daß die Fenster — wohl im späten Mittelalter — erweitert wurden, wobei der äußere Rahmen zwar erhalten blieb, die inneren Gewände jedoch ausgestemmt wurden.<sup>17</sup> Spuren der Abarbeitung sind in den Fensterbänken und Leibungen noch deutlich zu erkennen. Der heutige innere Rahmen entstammt dem 19. Jahrhundert.



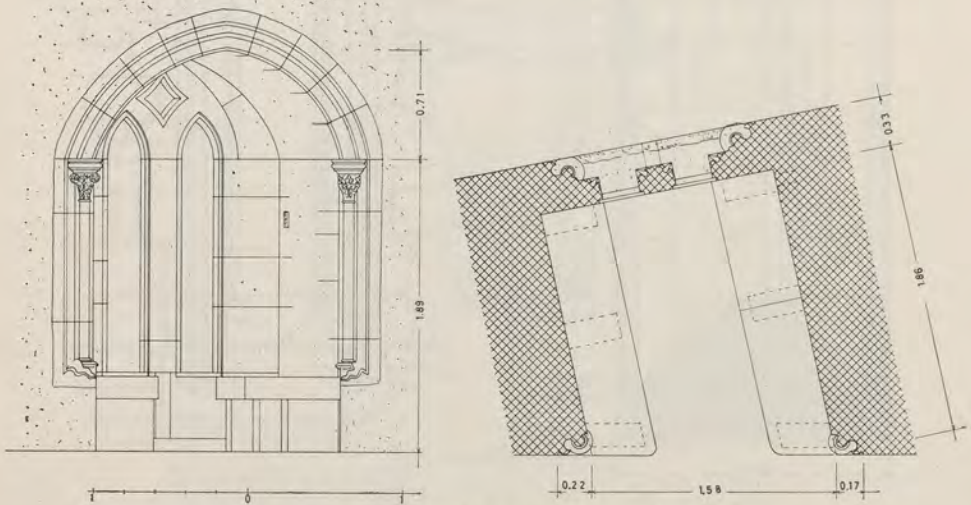


Plan 13. Kapelle. Südliches Kapellenfenster.

Das zweiteilige südliche Emporenfenster liegt in einer schrägen Nische mit Sitzbänken. Seine beiden schmalen Spitzbogenöffnungen werden von einer äußeren spitzbogigen Blende eingefasst, im Zwickel der Bögen durchbricht eine Raute mit eingezogenen Seiten die Füllplatte. Am äußeren Rahmen entfaltet sich ein vieligliedriges Profil, das in seinen Einzelheiten mit den südlichen hohen Fenstern und den Oberlichtöffnungen des Palasportals zusammengeht; innen ist die Nische durch Rundstäbe mit Basis und Kapitell eingerahmt. Das über dem Doppelfenster liegende Rundfenster wird innen von einem gewirbelten Rundstab eingefasst, das Gewände an der Außenseite von einem Profilsaum geziert. Die Füllplatte ist ergänzt.



Das nördliche Emporenfenster entstammt in seiner heutigen Gestalt teilweise der Restauration; den Befund von 1888 hat K. Staatsmann jedoch in einer Aufnahmezeichnung festgehalten. Der Rahmen des Fensters ist alt; innen ist er einfach geschrägt, außen aber wie an den südlichen Fenstern durch ein Profil mit gewirbeltem Säulchen bereichert. Dieses trägt hier jedoch kein Kapitell, sondern beiderseits einen Schaftring unterhalb der Kämpferlinie. In der Fensterbank waren Reste eines mittleren Teilungspostens zu erkennen, die eine Rekonstruktion in der gegenwärtigen Form nahelegten. Auch die inneren Profilsäume waren teilweise noch vorhanden, nur das Rund im Bogenscheitel wurde frei ergänzt.



Plan 14. Kapelle. Südliches Doppelfenster der Empore.

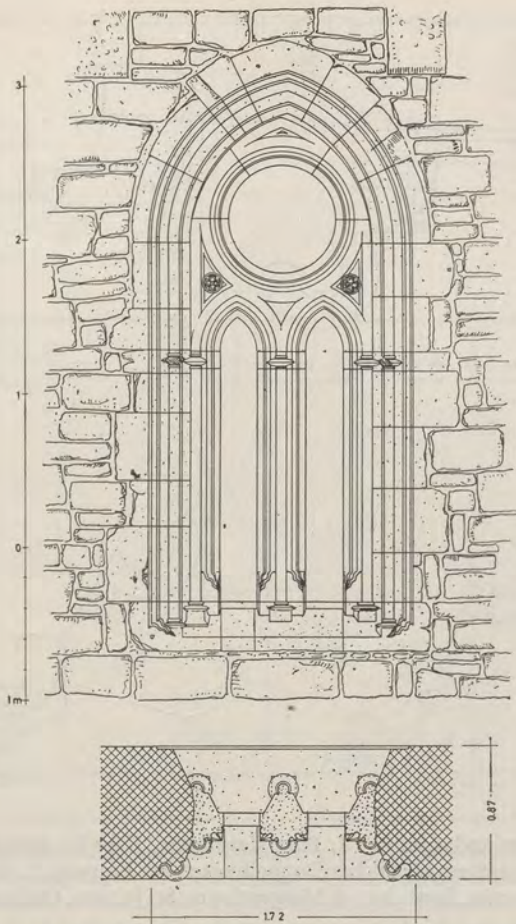
Die beiden kleinen und das darüberliegende größere Spitzbogenfenster an der Nordseite blieben ohne Zierat. Ihre Gewände sind aus Sandstein, außen mit einem umlaufenden Stab eingefasst. Innen sind die Nischen verputzt. Die beiden unteren Fenster waren möglicherweise zur Bestreichung des Palasportals bestimmt.

Die Wände des Kapellenraumes bestehen aus lagerhaften Bruchsteinen von Muschelkalk, die Architekturteile aus gelblichem Sandstein. Die Mauerflächen sind durchweg verputzt und seit der Restauration zartrosa gestrichen. Der heutige Fußboden ist aus Mettlacher Fliesen in einem ungünstigen, die Raumwirkung störenden Muster hergestellt, hat aber etwa die alte Höhenlage.

Die einzelnen Elemente der Architektur verdienen eine genauere Betrachtung. Die Sockel der Dienste im Altarraum bestehen aus zwei verschieden großen, ungliederten Sockelteilen, zwischen denen eine Schräge vermittelt. Die Sockel des Hauptraumes sind dagegen infolge des Höhenunterschiedes im Fußboden dreiteilig gebildet. Die flachen, tellerförmigen Basen liegen unmittelbar auf dem Sockel und durchdringen sich mit ihm an ihrer Unterseite; das Basisprofil enthält einen oberen Ring mit angearbeitetem Plättchen, eine tief unterschnittene Kehle und einen am Rand geschärften großen Teller. Auf die unter der Basis hervortretenden Ecken des Sockels legen sich fein ausgearbeitete blattartige Eckverzierungen.

Die 0,12 bis 0,13 m starken Dienste sind als selbständige Sandsteinzylinder in die Raumecken eingestellt. Ihre Einzelteile werden durch Wirtel verbunden, die



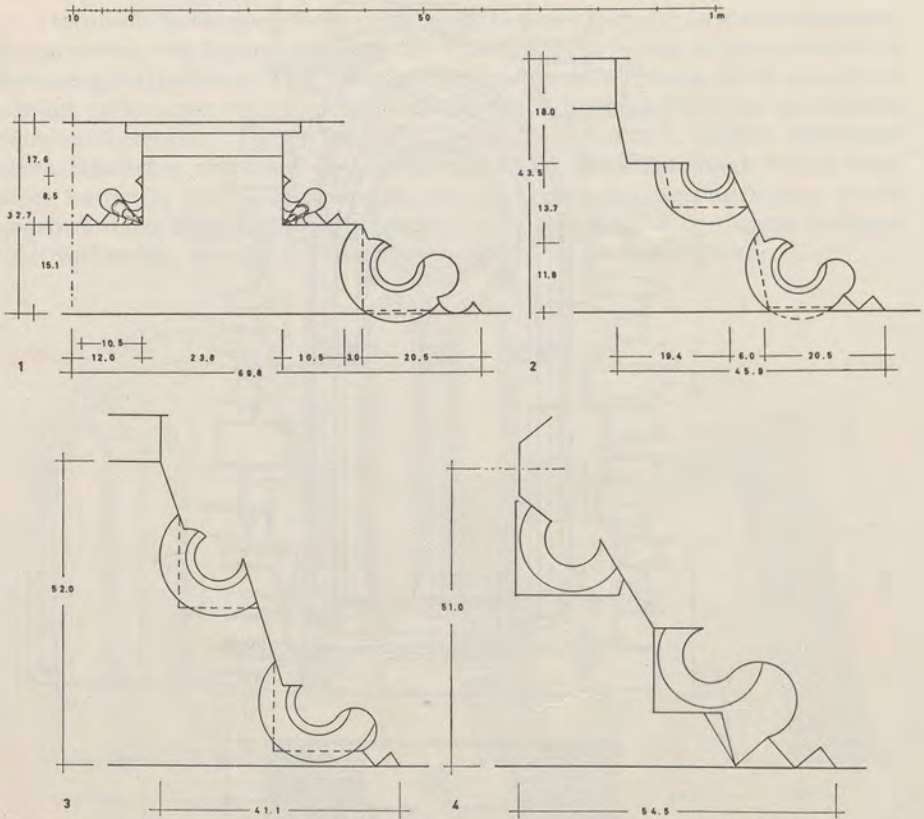


Plan 15. Kapelle. Nördliches Doppelfenster der Empore.

mit einem angearbeiteten rückwärtigen Ansatz tief in die Wand eingreifen und so die Stabilität des Systems sichern. Ihr Profil gleicht einer zweiseitig ausgebildeten Basis; ihre Höhe beträgt 0,15 m, die größte Ausladung 0,11 m. Die Anschlußflächen der Wirtel sind ebenso wie die Schnittflächen der Dienste ausgehöhlt, um Mörtel zur Verbindung der Bauglieder aufzunehmen. Die Deckplatten der Kapitelle zeigen in ihrem Aufbau über einem unteren Wulst mit schrägem Plättchen eine tiefe Kehle, abgeschlossen durch einen kantigen Stab, und eine obere rechteckige Abschlußplatte. Sockel und Deckplatten sind im Altarraum und bei den Stützen auf der Empore übereck gestellt, im unteren Hauptraum dagegen mit den Kanten parallel zur Wand gerichtet. Eine Ausnahme macht nur der nordöstliche Eckdienst des Hauptraumes, der im Gegensatz zu den übrigen Diensten im Untergeschoß übereck gestellt ist.

Die Gewölberippen des Altarraumes steigen zunächst über rechteckigem Grundriß auf und entwickeln dann in einer Höhe von 0,20 m oberhalb der Deckplatten aus wurzelförmigem Anfänger ein reiches Profil, dessen Schnittbild drei durch fortlaufendes Sternchenmuster getrennte Rundstäbe zeigt. Der mittlere Stab





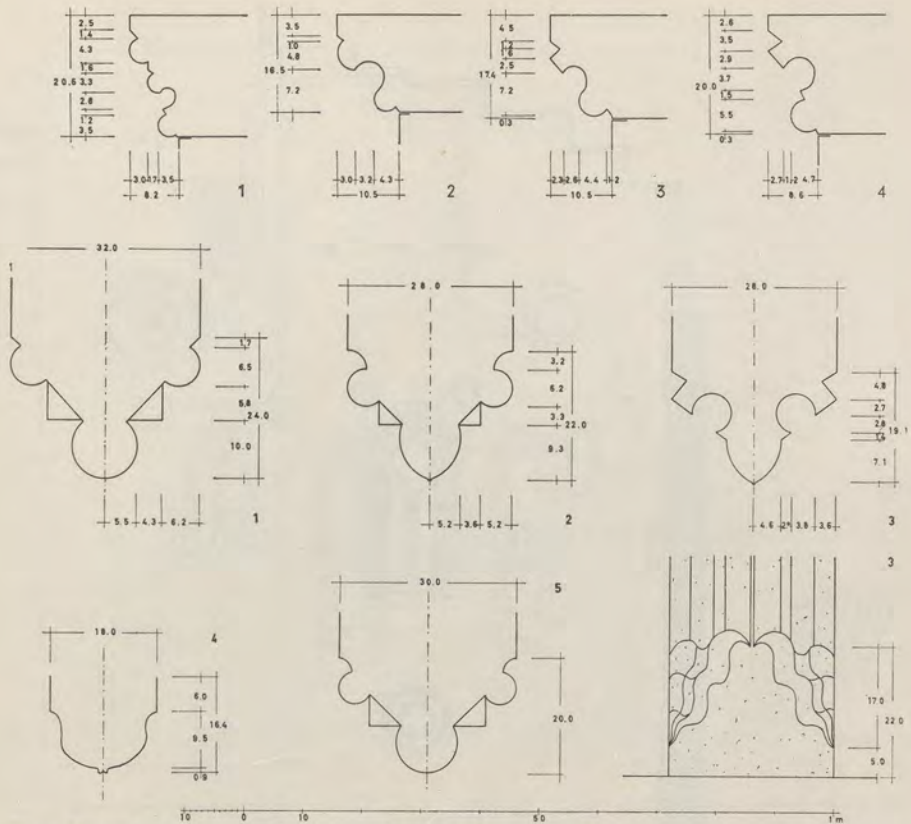
Plan 16. Fenster-Gewändeschneitte. 1. Burg Krautheim, Kapelle, südliches Doppelfenster der Empore; 2. desgleichen, nördliches Doppelfenster der Empore; 3. Heilbronn, Deutschhauskirche, Ostfenster im Turmchor; 4. Mergentheim, St. Johann, Ostfenster im Altarraum.

ist geschärft, die beiden seitlichen, schwächeren Rundstäbe werden durch kleine Kehlen an das Grundrechteck angeschlossen. Das Sternchenmuster ist aus dem Diamantschnitt abgeleitet, dessen vierseitige Pyramiden jeweils in der Mitte der vier Seitenflächen eingekerbt sind. Die einzelnen Rippenstücke tragen an ihrer Oberseite Auflagerflächen für die Gewölbekappen. Die Rippen im Hauptraum haben bei etwa gleichen Abmessungen eine andere Form: Aus der rechteckigen Grundform entwickelt sich mit wurzelförmigem Anfänger ein dreiteiliges Profil, dessen geschärfter mittlerer Rundstab von zwei seitlichen, durch tiefe Kehlen getrennten kantigen Stäben begleitet wird. Die Kehlen sind hierbei auffallend stark unterschritten.

Der Schlußstein des Altarraums ist als flache Scheibe auf den Kreuzungspunkt der Rippen aufgelegt. Seine Form wird durch einen äußeren umlaufenden Ring bestimmt, um den sich acht vom Zentrum her entwickelte Halbpalmetten schlingen. Im Inneren dieses Ringes bleibt Raum für eine vielblättrige Rosette, die aus zwei Blattkreisen mit mittlerem Knopf aufgebaut ist.

Alte Ausstattungsstücke der Kapelle sind nicht mehr vorhanden. Nur ein barocker Altar hat sich erhalten, der 1747 als Nebenaltar in die Kirche zu Alt-krautheim gestiftet wurde.<sup>18</sup>



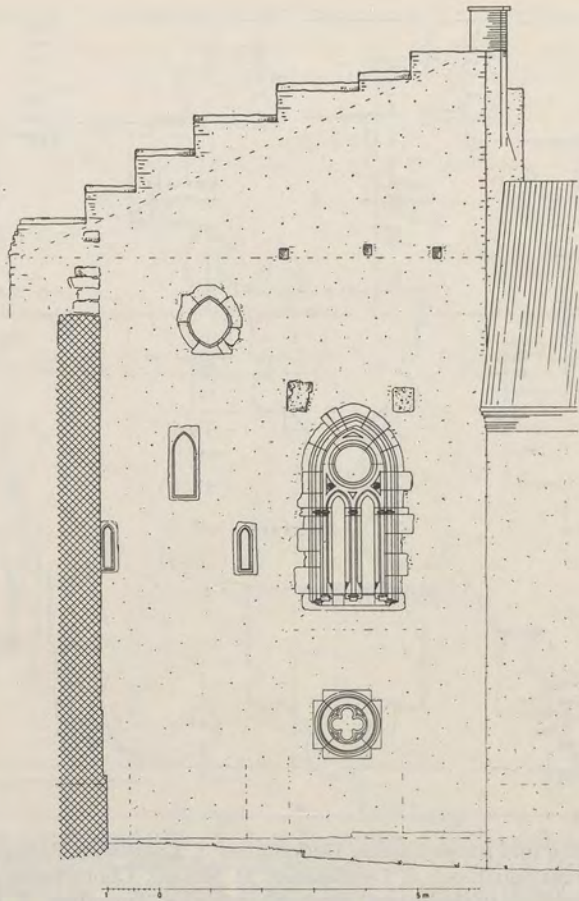


Plan 17. Deckplatten und Rippenprofile. Deckplatten: 1. Krautheim, Palasportal; 2. Bronnbach, östlicher Kreuzgangflügel; 3. Gelnhausen, St. Marien, Chorarkaden; 4. Krautheim, Kapelle. Rippenprofile: 1. Heilbronn, Deutschhauskirche, Turmchor; 2. Krautheim, Kapelle, Altarraum; 3. Krautheim, Kapelle, Hauptraum; 4. Krautheim, Emporgewölbe; 5. Maulbronn, Herrenrefektorium; 6. Rippenanfänger zu Nr. 3.

Das Äußere der Kapelle unterscheidet sich vom Palas nur durch die größeren Fenster. Die abgetreppte Mauerkrone unterstreicht auch hier den Ruinencharakter der alten Burg und verdeckt den Anschluß des Pultdaches über dem hohen Hauptraum. Der Chor ist mit einem flachen Blechdach abgedeckt.

Die Hofwand ist aus rauhem Bruchstein-Mauerwerk aufgeführt und nur durch die in Sandstein gebildeten Fensteröffnungen gegliedert. Die Mauer steigt über einem unregelmäßigen Absatz in gleichbleibender Technik auf und ist an ihrer Krone in mehreren Stufen abgetreppt. Die Fugen sind überall mit Mörtel verstrichen; Unterschiede im Mauerverband — wie sie auf älteren Abbildungen deutlich hervortreten — sind heute kaum noch festzustellen. Mit Sicherheit gehört aber alles Mauerwerk oberhalb des Schiffgewölbes dem 19. Jahrhundert an. Die Fensteröffnungen sind unregelmäßig, den Bedürfnissen des Innenraumes entsprechend in der Fläche verteilt und ordnen sich daher nicht zu einer regelhaft gestalteten Fassade zusammen. Erwähnenswert sind zwei oberhalb des Doppelfensters in der Wand sitzende Reste von Tuffsteinkonsolen (siehe unten), sonstige Architekturglieder fehlen.



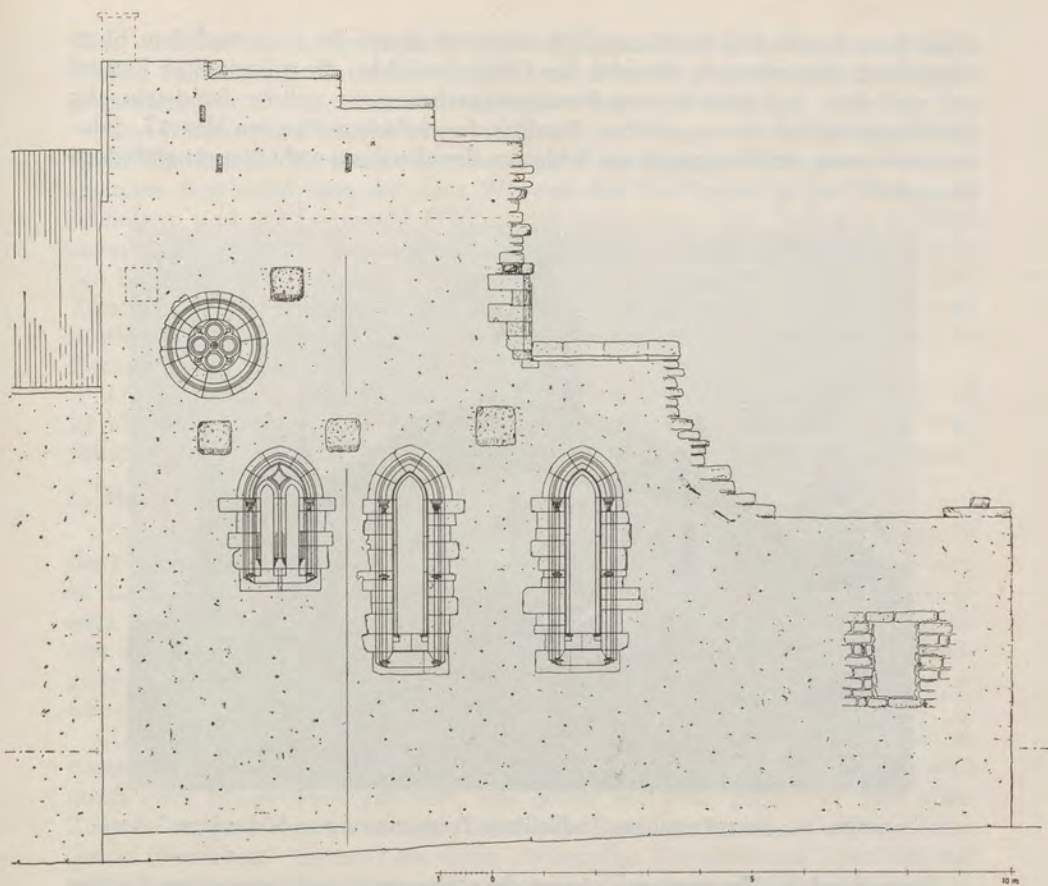


Plan 18. Hofwand der Kapelle.

Auch an der Talseite ergibt sich die Anordnung der schmalen Fensteröffnungen aus dem Aufbau des Innenraumes und erstrebt keine Fassadenwirkung. Der untere Teil der Mauer ist stellenweise verputzt, dabei könnte es sich noch um Reste der ursprünglichen Putzschichten handeln. Auch hier begegnen die schon an der Hofseite beobachteten eigentümlichen Tuffsteinkonsolen oberhalb der Fenster. Ihre Bedeutung ist nicht sicher geklärt. Staatsmann<sup>19</sup> meinte auf Grund der Aussage eines alten Krautheimer Bürgers, die Konsolen hätten dicke, ausheb- bare Holzläden getragen, „welche die Kapelle vor Witterungseinflüssen, wie vor feindlichen Angriffen schützten“. Mehr Wahrscheinlichkeit hat jedoch die Annahme kleiner Schutzdächer für sich, die oberhalb der Fenster — an der Fassade entlang- laufend — in Holzkonstruktion ausgeführt waren und in Darstellungen der mittel- alterlichen Malerei, sowie in Italien überliefert sind.<sup>20</sup> Jedenfalls ist diese Ein- richtung auf deutschen Burgen sonst kaum bekannt.

Die Außenwand des Altarraumes zeigt keine Besonderheiten, sie ist aus rauhem Bruchstein aufgemauert und hat keinen Sockel. Das einzige, in der östlichen Poly- gonseite liegende Rundfenster ist ohne Schmuck mit rauhem Tuffsteingewände





Plan 19. Südseite der Kapelle.

gebildet und mit spätgotischem Vierpaß-Maßwerk aus gelbem Sandstein gefüllt. Das Fenster kann erst nach der Zerstörung des Palas eingebrochen worden sein.

Die Westwand liegt nur in ihrem oberen Teil frei, der sich über das Dach des angebauten östlichen Schloßflügels erhebt. Das Mauerwerk gehört hier meist dem 19. Jahrhundert an und bietet außer einer schräglaufenden Sandsteinrinne zur Ableitung des Regenwassers keine bemerkenswerten Einzelheiten. Insbesondere ist nicht mehr zu erkennen, ob ältere Burgebäude an die Kapelle anschlossen. Vermutlich hatte die Kapelle eine schmucklose westliche Giebelwand ohne Fenster.

## 6. Das Schloßgebäude

Das Schloßgebäude, heute ein dreigeschossiger, schlichter Bau aus Kalkbruchstein, nimmt die Süd- und Westseite des Burgbezirkes ein. Seine Hauptteile sind der hohe, achteckige Treppenturm, der westliche Schloßflügel mit angebautem Risalit und der östliche Schloßflügel zwischen Treppenturm und Kapelle. Äußerlich erscheint das Schloß als einheitliches Bauwerk, das von einem großen Satteldach bedeckt ist und im Charakter des Mauerwerks und der Fensteröffnungen keine großen Unterschiede aufweist. Die Hofwände sind durchweg verputzt; die Außenwände lassen stellenweise größere lagerhafte Kalksteine erkennen, wie sie an der



alten Burg anzutreffen sind, enthalten also noch Reste der ursprünglichen Burgumfassung. Den einzigen Schmuck des Gebäudes bilden die gekuppelten Fenster mit einfachen, gut gezeichneten Renaissancerahmen aus gelbem Sandstein, der Renaissancegiebel des westlichen Risalites in einfachen Formen des 17. Jahrhunderts sowie der Nordgiebel des Schlosses, der allerdings nicht ursprünglich dorthin gehört.<sup>21</sup>



Abb. 14. Burg Krauthcim. Schloß mit Treppenturm von Südwesten.

Der achteckige Treppenturm nimmt die steinerne Wendeltreppe zur Verbindung der Stockwerke des Schlosses auf; er ist in seinem unteren Teil in Kalkstein, im oberen in verputztem Fachwerk ausgeführt. Seine Hofseite ziert in etwa 4 m Höhe über dem Boden ein aus Sandstein gefertigtes Wappen des Mainzer Erzbischofs Johann Schweikhard von Kronberg (1604—1626), das vermutlich vom ursprünglichen Portal des westlichen Schloßflügels hierher versetzt wurde. Im Inneren des Turmes sind die beiden Türrahmen der Eingänge zum ersten und zweiten Stockwerk zu erwähnen, sie zeigen schlichte Renaissanceformen und tragen beide die Jahreszahl 1612.

Der westliche Schloßflügel folgt im wesentlichen der alten Mantelmauer der Burg. Insbesondere verrät die Außenwand des Erdgeschosses mit einer Mauerstärke von 1,70 bis 2,20 m und engen Schartenfenstern an der Südwest- und Westseite ihren mittelalterlichen Ursprung. Vermutlich wurde der Westflügel — gleichzeitig mit dem Treppenturm — unter weitgehender Wiederverwendung mittelalterlicher Bauteile errichtet. Seine ehemalige westliche Giebelwand wurde erst im 19. Jahrhundert abgetragen bzw. in der heutigen Halle durch Eisenstützen abgefangen.

Der westliche Risalit scheint vor die 2,20 m starke Umfassungsmauer vorgesetzt zu sein; seine äußere Mauerstärke beträgt 1,30 m, die innere dagegen nur etwa 0,65 m. Der Bau enthält die einzigen Gewölbe des Schlosses, einen tonnengewölbten Raum im Erdgeschoß mit der Richtung der Gewölbeachse von



Nord nach Süd und im ersten Stock einen ähnlichen Raum mit einer Tonne rechtwinklig zur ersten.<sup>22</sup> In diesem Bauteil muß die nach dem Umbau der Kapelle geschaffene Torfahrt der alten Burg gesucht werden (vgl. S. 100).

Der östliche Schloßflügel liegt zwischen dem Treppenturm und der Westwand der Kapelle. Er enthält den heutigen Zugang zum Schloß, einen weit gespannten Sandsteinbogen mit dem Wappen des Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn und der Jahreszahl 1723 an der Außenseite. Der Torbogen führt in einen großen, niederen Raum, der bis zum späten 19. Jahrhundert als Torfahrt in den Burghof diente und nach 1887 zur Eingangshalle umgebaut wurde. Über dem Türsturz der Verbindungstür von der Halle zum westlichen Schloßflügel tritt wiederum die Jahreszahl 1723 auf und gibt eine glaubwürdige Nachricht über die Bauzeit.

Die Einrichtung des Schlosses entstammt durchweg den Jahren nach 1887 und ist als Beispiel einer einheitlichen Ausstattung im Stil dieser Zeit unter Verwendung wertvoller alter Möbel und Kunstwerke von ganz besonderem Interesse.

## 7. Die Außenwerke

Die Außenwerke ziehen sich als hohe Stützmauern an der Süd- und Westseite der Burg hin und sind mit der Krautheimer Stadtbefestigung verbunden. Im Süden ist der Burg auf diese Weise ein etwa 8 m breiter Zwinger vorgelegt, an der Westseite führt die Außenmauer nach der Einmündung des Burgweges unmittelbar an den westlichen Risalit des Schlosses heran, um dann als Stützmauer des Schloßgartens (an Stelle des ehemaligen Grabens) an die Krautheimer Stadtmauer Anschluß zu finden.<sup>23</sup>

An der Südseite beginnt die Zwingermauer unterhalb des Schulhauses als Fortsetzung der Stadtmauer und verläuft dann in südwestlicher Richtung. Sie wird durch zwei Mauertürme gesichert, von denen der erste gegenüber dem alten Zehntkeller, der zweite an der Südwestecke des Burgbezirkes liegt. Der erste Turm (heute „Fuchsbau“ genannt) hat unten kreisrunden Grundriß und lehnt sich mit seiner abgeplatteten Innenseite an die Mauer an. Von seinen drei Geschossen ist das unterste gewölbt; das achteckige Wohngeschosß und das schiefergedeckte Zeldtack wurden erst nach 1887 aufgesetzt. Das untere, im Kugelgewölbe geschlossene Stockwerk zeigt nach Südosten hin eine Schlüsselscharte in tiefer innerer Mauernische. Vom Innenraum führt nach Nordwesten der Anfang eines verschütteten unterirdischen Ganges, der wahrscheinlich mit dem noch erhaltenen Gang unter dem Schloßgarten zusammenhing. Bis zum zweiten Turm an der Südwestecke wird die Mauer in ihrem Verlauf nur durch einen auf Konsolen vorgekragten, etwa 3 m breiten Ausbau unterbrochen.

1953 wurde im Zuge der Zwingermauer gegenüber der Südostecke der inneren Burg die sorgfältig gemauerte Ecke einer hohen Quaderwand aus Tuffstein aufgedeckt, die entsprechend dem Knick in der inneren Burgumfassung eine stumpfwinklige Ecke bezeichnet. Die Tuffquadern sind in den unteren Schichten der südlichen Zwingermauer noch etwa 23 m weit nach Westen in einer Höhe von 2 bis 3 m zu verfolgen. Das Tuffstein-Mauerwerk entspricht im Charakter dem des Bergfrieds und gibt die Mauer als Rest eines Torzingers aus der ersten Bauperiode zu erkennen.<sup>24</sup>

Der zweite Mauerturm springt an der Südwestecke des Burgbezirkes aus der Mauer hervor und ist an seiner Innenseite abgeplattet. Er wurde 1845/46 „zur Verminderung des Druckes“ mit Erde aufgefüllt, da das Mauerwerk schadhaft war. Eine 1,10 m starke Mauer führt von hier aus nach Nordwesten zu dem west-



lichen Torbogen, der noch heute den Eingang in den Burgbezirk vom Tal her vermittelt. Der Bogen ist aus grauem Sandstein gefügt und an seiner Außenseite profiliert; der Schlußstein trägt das Wappen des Erzbischofs Wolfgang von Dalberg mit der Jahreszahl 1594. Der reizvolle Oberbau aus Fachwerk entstammt der Restaurationsperiode des späten 19. Jahrhunderts.

Vom Torbogen aus lief die Mauer ursprünglich auf den westlichen Risalit des Schlosses zu; heute steht der sogenannte „Neubau“ an dieser Stelle. Ehemals muß der Burgweg, gesichert durch die Zwingermauer, an der Westseite des Schlosses entlanggeführt und in den alten Torbau gemündet haben. Von dem Risalit geht die Mauer zunächst gerade, dann zweimal geknickt nach Nordwesten als hohe Stützmauer weiter, bis sie an die westliche Stadtmauer von Krautheim unterhalb des Kreisaltersheimes anschließt. Sie ist in ihrem unteren Teil gebösch, zum Teil unter Verwendung von großen Tuffquadern.

Unmittelbar an der Grenze des Burggrundstücks liegt ein heute als Waschküche benutzter Bau, der im Erdgeschoß und im Keller je einen rechteckigen Raum enthält. Die obere Plattform mit Erkerausbau gehört dem 19. Jahrhundert an, die übrigen Teile könnten jedoch im Kern älter sein. Die Lage des Bauwerks und der dort befindliche Anfang des unterirdischen Ganges deuten auf einen Zusammenhang mit der spätmittelalterlichen Außenbefestigung der Burg.<sup>25</sup>

Dem Verlauf der ehemaligen nördlichen Wand des Halsgrabens folgend, zieht sich eine stark verfallene, teilweise geflickte Stützmauer hin, die an der Nordecke des Burgbezirkes auf eine den Graben quer durchschneidende Sperrmauer stößt. Diese führt zu einem Rundturm, der unmittelbar vor der Schildmauer liegt und dem Verteidigungssystem des Spätmittelalters angehört. Der Turm hat einen Durchmesser von etwa 6,50 m, das Turminnere ist heute verschüttet. Nördlich vom Turm hat sich jedoch ein großer gewölbter Kellerraum erhalten, der neben dem unterirdischen Gang am Turmfuß zugänglich ist. Eine weitere, am Rand des Grabens gelegene Mauer trennt den Burgbezirk vom anschließenden Gelände des Kreisaltersheimes.

Der wohlerhaltene unterirdische Gang verläuft von dem Rundturm unterhalb der Schildmauer unter dem Garten entlang bis zur Waschküche. Vermutlich setzte er sich in der anderen Richtung früher noch bis zum sogenannten „Fuchsbau“ fort. Der erhaltene Teil des Ganges ist aus Kalkbruchstein gemauert, 1,80 m hoch und 0,80 m breit. Er wurde nicht in den Felsen gehauen, sondern auf der Grabensohle vor der Zuschüttung des Burggrabens aufgemauert und diente zur unterirdischen Verbindung wichtiger Punkte des äußeren Verteidigungssystems an der Bergseite.

Der Burggraben ist nur in seinem östlichen Teil noch erkennbar, die westliche Hälfte ist zugeschüttet und als Schloßgarten bepflanzt. Seine größte Breite betrug etwa 20 m, die Tiefe etwa 15 m. Ob der Graben mit Futtermauern versehen war, ist nicht mehr festzustellen.

## VI. Die Baugeschichte der Burg

### 1. Die staufische Zeit

Die Baugeschichte der Burg ist aus urkundlichen Nachrichten allein nicht zu klären; erst die genaue Analyse des Bauwerkes vermag sichere Anhaltspunkte für den mutmaßlichen Entstehungsvorgang zu vermitteln. Die wenigen Ur-



kundenstellen, die sich auf Bauarbeiten beziehen, stammen aus dem späten Mittelalter; alle älteren erhaltenen Angaben beschränken sich auf die Nennung der Burg oder einzelner ihrer Teile.

Unter diesen Voraussetzungen kann sich die Baugeschichte bis 1525 auf folgende Nachrichten stützen:

1. 1225 tritt ein „Iapicida“ Richard aus Hall für die drei Brüder von Krautheim als Zeuge auf. Die Urkunde behandelt sonst keine Bauvorgänge (WUB 3, Nr. 694).
2. 1239 verkauft Konrad von Krautheim die Burg Krautheim und andere Güter an seinen Schwager Gottfried von Hohenlohe. In dieser Urkunde wird erstmalig das „castrum Crutheim“ genannt, ebenso zwei Orte Krautheim (WUB 3, Nr. 928, und Hohenl. UB 1, Nr. 184).
3. Ein Teilungsvertrag von 1330 zwischen Gottfried von Hohenlohe und seiner Frau Elisabeth einerseits und dem Erzbischof Balduin von Trier, dem Vormund des Erzbistums Mainz, hat die „Veste Krutheim burg und stadt“ zum Inhalt (Bayrisches Staatsarchiv Würzburg, Photokopie in Krautheim).
4. Von 1342 datiert ein weiterer Teilungsvertrag zwischen Hedwig, der Witwe des Grafen Boppo von Eberstein, und Elisabeth von Hohenlohe über Burg, Stadt und Herrschaft Krautheim (Bayrisches Hauptstaatsarchiv München, Photokopie in Krautheim).<sup>26</sup>
5. 1435 durfte Veit von Hehenriet 150 fl. verbauen (Mainzer Ingrossaturl. 28 a, 77).
6. 1457 verpflichtete sich der Kurfürst von Mainz, an Konrad von Hehenriet und seine Gattin Else 250 fl. von seinem Vorgänger verbautes Geld zurückzuerstatten („an den obgenant schloß cruteym, als sie das innehat, verbuet“) (M. Ingr. 27, 242).
7. 1458 entschied Eberhard von Eppenstein zwischen Erzbischof Dietrich von Mainz und Wilhelm von Rechberg wegen angeblich verbauten Geldes im Schloß zu Krautheim (M. Ingr. 27, 358).
8. Wilhelm von Rechberg verzichtete 1459 auf das Baugeld, das sein Vater in Krautheim verwendet hat (Mainzer weltl. Schrank B. 65, Nr. 106).
9. 1472 ist Johann von Heydeck im Besitz Krautheims an Stelle von Simon von Stetten. Er durfte 500 fl. verbauen („nachdem das obgenant slois Krutheim buwefellig is“) (M. Ingr. 32, 229).
10. 1476 erlaubte Erzbischof Diether von Mainz dem Wilhelm von Rechberg, 750 fl., später 1000 fl. zu verbauen („nachdem das gemelt sloiss Crutheim mit sinem begriff hofen husen und schuern buwefellig is“) (M. Ingr. 37, 30 und 39 b, 25).
11. Am 17. Juli 1525 beschwerte sich der Amtmann Marx Stumpf von Schweinberg in einem Schreiben, daß die Mergentheimer Bauern das Schloß zerstört und niedergebrannt haben (Staatsarchiv Stuttgart, Bauernkrieg, Fasc. 7, Kasten 124, Fach 22).

Wichtig ist unter diesen Nachrichten vor allem die erste Nennung der Burg Krautheim im Jahre 1239 und die Aufzählung einzelner Teile der Burganlage in den Verträgen von 1330 und 1342: Der Bergfried, die Kapelle, eine Zisterne und das Torhaus sind darin urkundlich bezeugt. Die späteren Urkundenstellen bestätigen eine ziemlich rege Bautätigkeit in den Jahren zwischen etwa 1450 und



1480 und beziehen sich mit einiger Sicherheit auf Arbeiten am Obergeschoß des Palas und auf die Errichtung der Außenwerke, möglicherweise zum Teil auch auf die Krautheimer Stadtmauer.

Ehe den historischen Nachrichten die Untersuchung der Bauten folgt, sollen die bisher vorliegenden Erklärungsversuche der Baugeschichte kurz angeführt werden:

O. S c h ö n h u t h hatte als erster in den Gewölbeformen von Chor und Hauptraum der Kapelle Unterschiede festgestellt und deshalb die Möglichkeit mehrerer Bauzeiten der Kapelle erwogen. Er hat das Bauwerk genau untersucht und beschrieben und kam zu dem Ergebnis, daß die Kapelle „im zwölften Jahrhundert (unter den Dynasten von Crutheim) begonnen und im dreizehnten (unter den Grafen von Eberstein) ausgebaut wurde“.<sup>27</sup>

S t a a t s m a n n<sup>28</sup> meinte, die Burg sei „in rascher Folge erbaut worden und von vorneherein mit Ummantelung, Palas mit Kapelle und Berchfrit versehen“ gewesen. Er gelangt zu dem Schluß, daß „die Erbauung der Burg (also auch der interessanten Burgkapelle) etwa in die Jahre 1225 bis 1233 zu setzen ist. Hierfür könnte auch sprechen, daß 1225 ein lapicida (Steinmetzmeister) Richard aus Hall und 1231 zwei Laienbrüder, conversi des Klosters Schöntal (Beringer und Heinrich), für Konrad von Crutheim als Zeugen auftreten.“

H o t z<sup>29</sup> vertrat 1937 die These, der runde Bergfried, der Palas und Teile der Kapelle entstammten der „ältesten Bauperiode“, die Torfahrt habe sich ursprünglich auf der Südseite befunden, darüber eine kleine Kapelle. „Als die Burg 1239 in den Besitz Gottfrieds von Hohenlohe kam, mochten dem anspruchsvollen Getreuen Friedrichs II. die alten Räumlichkeiten nicht mehr genügt haben. Er erweiterte vor allem die Kapelle, indem er den Raum der Torhalle hinzunahm und einen polygonalen Chor in das östlich angrenzende Bauefüge des Palas hineinstellte. Der alte Kapellenbau blieb als Empore erhalten. Die Bogen der Torhalle wurden vermauert und gaben sich künftig als Nischen . . . Die verwinkelte Anlage macht überall das Ineinandergreifen von zwei Bauzeiten deutlich.“ Im Widerspruch hierzu stehen freilich Hotz' spätere Angaben.<sup>30</sup> Er sagt unter anderem: „Das Portal lag, bevor die Kapelle gebaut wurde, in der Mitte der Hoffront des Palas. Es gab dem ganzen Bauwerk ein festliches Gepräge und wirkte als Blickfang.“ Durch den Bau der Kapelle sei das Portal dann in ein anderes Verhältnis zu den Burgbauten geraten, „seine schöne Wirkung als Mittelachse des Palas war dahin. Eingeklemmt in eine Hofwand wirkte es jetzt bei aller Großartigkeit der Einzelform wie ein mißglückter Versuch zu gotischer Monumentalität.“

Staatsmann nimmt also eine einheitliche und schnelle Entstehung der Burgbauten einschließlich der Kapelle in den Jahren 1225 bis 1233 an, während Hotz die Kapelle mit dem Palasportal als das Ergebnis eines Umbaues betrachtet, der nach 1239 durch Gottfried von Hohenlohe ausgeführt worden sein soll, wobei die ehemalige Torhalle mit einem neuen polygonalen Chor zu einem großen, zweigeschossigen Kapellenraum vereinigt wurde. Diese erste Hotzsche These bot einen fruchtbaren Ansatzpunkt zur Klärung der Baugeschichte.

Der Baubeginn der Burganlage liegt mit Sicherheit vor 1239, der ersten Nennung des „castrum Crutheim“, vermutlich im ersten oder zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Die urkundlichen Nachrichten verdichten sich nämlich erst nach etwa 1200 um die Person Wolfrads I. von Krautheim, der in enger Beziehung zum staufischen Kaiserhaus stand und damals bereits im Besitz umfangreicher Güter war. Seine Stellung hatte ihm — offenbar begünstigt durch die politischen



Verhältnisse der Zeit — zu großem Ansehen und wirtschaftlicher Macht verholfen, so daß er zu Anfang des 13. Jahrhunderts den Bau einer größeren Burg in Angriff nehmen konnte. Da auch die Erkenntnisse der Siedlungsgeschichte mit diesen Gegebenheiten übereinstimmen, kann man den Baubeginn der Burg ziemlich sicher vor 1213 setzen, das Jahr, in dem Wolfrad I. zum letztenmal urkundlich genannt wird. Bauteile aus der Zeit vor 1200 sind jedenfalls im Bereich der Burg nicht nachzuweisen, auch scheint die heutige Anlage nicht auf den Resten älterer Bauten zu stehen (hierüber könnten nur Grabungen Aufschluß geben).

Auf Grund der Analyse der erhaltenen Burgreste kann man dieser ältesten Bauperiode folgende Bauteile zuweisen:

1. Die Gesamtanlage der Burg mit der Umfassungsmauer,
2. den Bergfried,
3. den Kern des Palas (Grundmauern und Untergeschoß),
4. den Kern des Kapellenbaues, d. h. die beiden unteren Geschosse.

Die wichtigsten Kennzeichen dieser Bauteile liegen in der Art des verwendeten Materials, in der hieraus entwickelten Mauertechnik und in den Bauformen.

Das Baumaterial des Bergfrieds und des südlichen Zwingervorwerks, der Tuffstein, ist insbesondere für die älteste Periode kennzeichnend. Dieser Stein konnte bei seinem verhältnismäßig geringen Gewicht zu großen Quadern verarbeitet werden. Die teils glatten, teils gebuckelten Steine sind zum Teil gesägt, mit Randschlag versehen und sorgfältig versetzt. Kleinere Tuffsteinbrocken — wohl Abfallstücke vom Bergfried — kommen auch am Palas und an der Schildmauer vor. Die Umfassungsmauer sowie Palas und Kapelle sind in ihren ältesten Teilen aus lagerhaften, hammerrechten Kalkbruchsteinen errichtet. Die Schichten sind verschieden hoch, aber in gutem Verband versetzt, nur an der Hofseite ist die Ausführung weniger sorgfältig. Gelber Sandstein wurde in der ersten Bauperiode nur am Bergfriedeingang und an den Palasfenstern verwendet.

Die Bauformen der ältesten Bauzeit zeichnen sich durch die Vorherrschaft des Rundbogens sowie durch den Mangel an Schmuckformen und Gliederungen aus. Die Baukörper stehen in ihrer kubischen, strengen Umrißform unvermittelt nebeneinander und sind kaum über den Zweckbau hinaus zu einer repräsentativen Haltung gesteigert. Die flächenhaft geschlossenen Wände betonen den Wehrcharakter, größere Öffnungen fehlen. Der Ausdruck des Mauerwerks und der Einzelformen ist erst und zurückhaltend und erinnert an Granitformen, reichere Gliederungen oder Zierat wurden nicht angestrebt.

Von der Strenge dieser älteren Bauteile heben sich die differenzierten und mit beträchtlichem Aufwand gebildeten Details der Kapelle und des Palasportals deutlich ab. Eine genaue Untersuchung dieser Bauteile erweist ihre Entstehung in einer zweiten Bauperiode. Insbesondere sprechen folgende Beobachtungen für eine solche Annahme:

Die Grundrißanlage — besonders am Zusammenstoß von Palas und Kapelle — ist auffallend verwinkelt und unklar. Der Chor der Kapelle ist unorganisch in den südlichen Teil des Palas hineingeschoben. Die südliche und die beiden nördlichen Nischen im unteren Kapellenraum sind aus dem heutigen Grundriß- und Raumbild der Kapelle nicht zu erklären, ebensowenig der Knick in der südlichen Außenwand. Die Lage des Palasportals, eingeklemmt zwischen die Palasfenster und die Hofwand der Kapelle, kann nicht dem ursprünglichen Plan angehören.



Schließlich stimmen die Geschoßhöhen von Palas und Kapelle nicht überein, sondern sind erst durch das dazwischenliegende Portal mit Vorplatz nachträglich einander angeglichen worden.

Diese Feststellungen werden durch eine photographische Aufnahme des Baubestandes sehr aufschlußreich ergänzt, die den Burghof vor der letzten Restauration zeigt (siehe Abb. 15). Damals waren die Mauerfugen noch nicht mit Mörtel verstrichen, sondern ließen Unregelmäßigkeiten und Baufugen noch klar hervortreten:

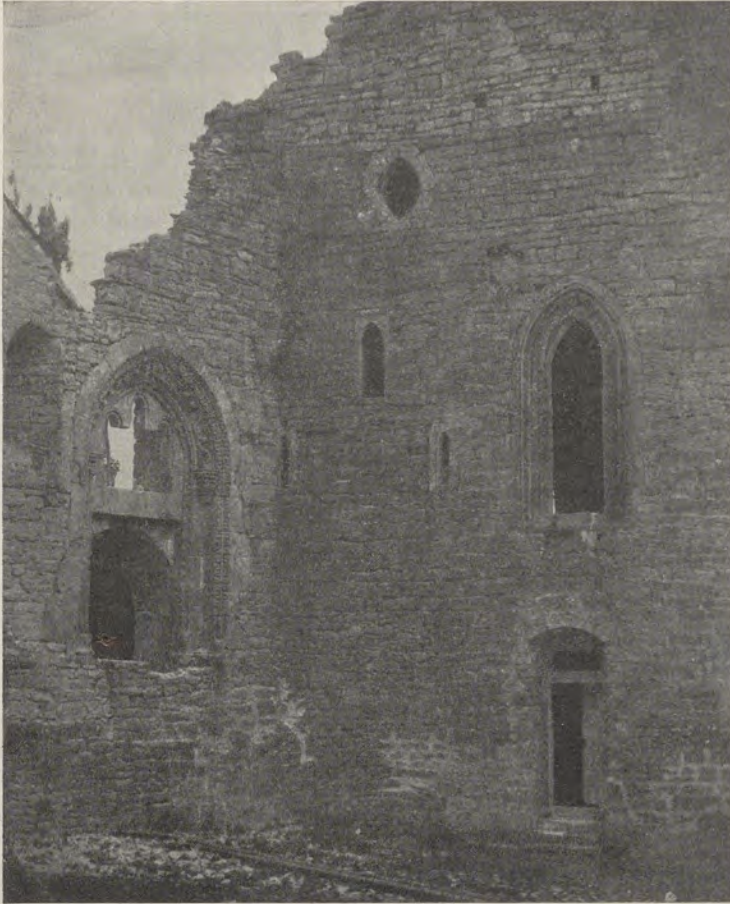


Abb. 15. Burg Krautheim, Palasportal und Kapelle vor der Renovierung.

Die Mauerteile in der Umgebung des Palasportals erscheinen auffallend uneinheitlich. Unterhalb der Schwellenhöhe des Portals zeichnet sich deutlich eine senkrechte Baufuge ab, die den Palasbau ursprünglich in einer Entfernung von etwa 2,50 m von der heutigen Kapellenwand entfernt begrenzt sein läßt. Die Sandsteine des Portalrahmens binden schlecht und unsorgfältig in das umgebende Kalkstein-Mauerwerk ein. Der Mauerverband ist besonders beiderseits des Portalbogens sehr



unvollkommen, zum Teil durch senkrecht gestellte, schmale Tuffsteine hergestellt. Das östliche der beiden Schartenfensterchen der Kapelle liegt schließlich so nahe am Anstoß der Palaswand, daß sich sein linkes Gewände nicht voll entwickeln kann.

Der Befund an der Kapellenwand ist ebenso bemerkenswert, wenn auch nicht so eindeutig: Der inneren östlichen Nische der Kapellennordwand entsprechend erscheint außen ein offenbar später eingesetztes Mauerstück (möglicherweise an Stelle einer ehemaligen Öffnung), in der westlichen Nische ein (späterer) Eingang in die Kapelle. Die Sandsteingewände der Kapellenfenster sind nachlässig in den Mauerverband der Kalkbruchsteine eingefügt. In Höhe des Bogenscheitels des Emporenfensters wechseln Farbe, Form und Schichtung des Steinmaterials, dergleichen nochmals oberhalb des Rautenfensters.

Für die Baugeschichte des Palas ergeben sich aus diesem Befund eindeutige Anhaltspunkte: In der ersten Bauperiode muß ein kleinerer Wohnbau angenommen werden, der als ein selbständiges Bauwerk etwa 2,50 m vom Kapellenbau entfernt eine eigene Außenwand besaß. Er öffnete sich in seinem Untergeschoß mit vier Rundbogenfenstern nach dem Burghofe zu und besaß im Obergeschoß vermutlich einen kleinen Saal. Der Raum zwischen Palas und Kapelle war ungebaut. Das stattliche Palasportal wurde mit Sicherheit nachträglich zwischen Palas und Kapellenbau eingefügt, um die vorher getrennten Bauteile miteinander zu verbinden. Es vermittelte den Zugang zu den Obergeschossen des Palas, insbesondere zum Saal.

Für die Entstehung der Kapelle kann — anknüpfend an Hotz' Vermutungen — nur eine hypothetische Deutung gegeben werden. Eine weitergehende Untersuchung des Mauerwerks, die diese Deutung stützen könnte, ist an den verputzten Innenwänden der Kapelle zur Zeit nicht möglich. Viele Anzeichen sprechen aber dafür, daß der ursprünglich freistehende Kapellenbau in seinem Untergeschoß die alte Torhalle der Burg enthielt, die sich nach dem Hof zu in zwei Bögen, nach der Außenseite in einem Bogen öffnete. Im Obergeschoß könnte sich dann eine kleine Burgkapelle befunden haben. Erst der Um- und Ausbau in der zweiten Bauperiode erbrachte die Verbindung mit dem Palas und den neuen großartigen Kapellenraum und ermöglichte gleichzeitig eine bedeutende Vergrößerung des Palassaales.

Die eigenartigen Nischen in der unteren Kapelle scheinen die Annahme einer ehemaligen Torhalle zu bestätigen. Über die östliche Nische der Nordwand sagt eine sorgfältige Beschreibung des Baubestandes vor der Restauration ausdrücklich, daß ihre hofseitige Wand nicht im Verband mit dem umgebenden Mauerwerk sitzt;<sup>31</sup> noch heute zeigen sich im Inneren an dieser Stelle Risse im Wandputz. Dieser Befund ließe sich mit den Aussagen der Photographie von 1888 gut in Einklang bringen.

Schließlich ist auch der merkwürdige Knick in der südlichen Außenwand der Kapelle als Zeichen einer ehemaligen Torfahrt an dieser Stelle geltend zu machen. Diese Erscheinung hat nämlich ganz auffallende Parallelen auf den bedeutenden Burgen Lichtenberg im Bottwartal und Reichenberg bei Backnang, ebenso am Tor der St.-Wolfgangs-Kirche zu Rothenburg ob der Tauber. Bei allen diesen Beispielen ist an der entsprechenden Stelle — und immer in Verbindung mit einer Kapelle — die Torfahrt in einem mehr oder weniger stark zurückspringenden Winkel der Mauer angeordnet.<sup>32</sup>



Somit ergäbe sich für die erste Bauperiode eine Grundrißanordnung ähnlich der Kaiserpfalz Gelnhausen,<sup>33</sup> für die zweite Bauzeit ein eigenwilliger und großzügiger Umbau der Hauptgebäude der Burg als Folge gesteigerter Repräsentationsbedürfnisse.

Dieser Umbau von Burgkapelle und Palas bedeutete einen weitgehenden Eingriff in den alten Baubestand. Auf Grund der Beobachtungen am Bau könnte man den Vorgang etwa so erklären: Zunächst wurden beide Stockwerke des alten Torbaues zu einem großen Kapellenraum vereinigt und durch den östlich angefügten Altarraum erweitert, der in den bis dahin unbebauten Raum südlich des Palas vorstieß. Die Durchfahrten der Torhalle an der Hofseite und das alte Tor nach außen wurden vermauert, blieben aber im Kapellenraum als Nischen erhalten. Der westliche Teil der neuen Kapelle erhielt eine Herrschaftsempore, die durch einen Gang an der Nordseite mit dem Palas verbunden wurde. Der Raum zwischen den Hofwänden von Kapelle und Palas nahm das neue Palasportal auf. Auch das Saalgeschoß erstand in neuer Gestalt. Die südliche Außenwand des Palas mußte in ihrem oberen Teil entfernt werden. Der Saal erstreckte sich nun bis zur südlichen Umfassungsmauer, sogar über den Altarraum der Kapelle hinweg,<sup>34</sup> und wurde an der Südseite und zum Hofe hin mit schmuckreichen Fenstern ausgestattet. Wahrscheinlich erhielten schon damals beide Bauten ein weiteres Obergeschoß und wurden unter einem großen Satteldach vereinigt.

Wichtig für die Gesamtanlage der Burg wurde auch die Verlegung der Torfahrt. In der ersten Bauperiode war der Zugang zur Burg von der Bergseite her zur Torhalle geleitet worden. Eine Zugbrücke führte über den Graben, ein zwingerartiges Außenwerk sicherte den Eingang. Infolge des Umbaus konnte diese Anlage nicht mehr aufrechterhalten werden und wurde weiter nach Westen verlegt.

Der westlich angebaute Risalit des Schlosses mit seinen beiden tonnengewölbten Räumen kann als Rest dieser zweiten Toranlage angesprochen werden. Vor der Errichtung des sogenannten „Neubaues“ zog sich nämlich ein ausgesprochener Torweg von dem westlichen Torbogen aus — durch Stützmauern geleitet — zu diesem Risalit empor. Der Erdgeschoßgrundriß des westlichen Schloßflügels läßt noch heute vier zu Fenstern erweiterte Scharten erkennen, die wohl zur Bestreichung dieses Torweges angelegt wurden. Der untere gewölbte Raum des Risalites ist als Torfahrt gut vorstellbar, seine nördliche und südliche Außenwand sind sehr schwach und können nur als Vermauerung der alten Torbögen erklärt werden. Schließlich läßt auch die Fortsetzung der Stützmauer im Anschluß an den Risalit deutlich erkennen, daß dieser Teil der Burganlage nachträglich nach Westen hinausgeschoben wurde, indem man die ursprünglich in kürzerer Linie verlaufende Burgumfassung erweiterte. Es liegt also die Vermutung nahe, daß man schon beim Umbau der Kapelle die Toranlage an die Westseite verlegte. Wahrscheinlich blieb aber der alte südliche Torzwinger zur Verbindung mit der Vorburg erhalten.

Welche Konsequenzen der Wechsel der Toranlage sonst noch innerhalb der Burg hatte, bleibt fraglich. Auch die schwer zu deutende Urkunde von 1342<sup>35</sup> gibt hierüber keinen Aufschluß. Sicher ist nur, daß sich das Torhaus damals in dem „nydern Teyl“ der Burg befunden hat. Späterhin muß der Eingang an der Westseite zu eng und unbequem geworden sein, denn 1723 wurde die Torfahrt abermals verlegt, nun in den neuerrichteten östlichen Schloßflügel, nachdem man die weit nach Süden vorspringende Umfassungsmauer dort abgebrochen hatte.



Wenn man den Umbau der Burg in der zweiten staufischen Bauperiode zusammenfassend würdigt, so erklärt sich der Umfang dieser Bauarbeiten aus den gesteigerten Wohnbedürfnissen der Burgherren und aus ihrem Wunsch nach einer Repräsentationsstätte im Stil der Zeit. Der alte Palas und die kleine Kapelle genügten nicht mehr den Ansprüchen der zu Ansehen und Wohlstand gelangten Edelfherren. Schon Wolfrad I. hatte ein reiches Erbe hinterlassen, das in der Zahl von fünf bedeutenderen Burgen (Krautheim, Boxberg, Schweinberg, Ballenberg und Bieringen) und in einem umfangreichen Besitz in nahezu 50 Ortschaften zum Ausdruck kommt. Die Söhne konnten dieses Erbe noch vermehren, und es ist verständlich, wenn sie, dem Zuge der Zeit folgend, den Ausbau der Stammburg besonders förderten. Die Brüder Gottfried und Konrad von Hohenlohe und andere fränkische Edle waren ihnen mit gutem Beispiel vorangegangen. Sie förderten den Bau ihrer Burgen und gründeten auch geistliche Anstalten, vor allem Frauenkonvente des Zisterzienserordens. Die Bauleidenschaft war in dieser Zeit — besonders im Hohenloher Land — ungewöhnlich groß; im Zusammenhang damit und mit der bedeutenden Zunahme an wirtschaftlicher Macht bei allen Adelsfamilien muß der Umbau zu Krautheim gesehen werden. Er sollte die alte, bescheidene Burganlage den gewandelten Verhältnissen anpassen.

Die architektonische Gestaltung der Bauten offenbart entscheidend neue Grundsätze und konzentriert sich nunmehr auf die beiden Hauptstätten der ritterlichen Lebenshaltung, auf den repräsentativen Festsaal des Palas und auf die Burgkapelle. Die Dimensionen wurden beträchtlich gesteigert: Sowohl der Saal als auch die Kapelle sind auf mehr als das Doppelte ihrer ursprünglichen Fläche vergrößert worden. Der Aufwand an Detailformen und bildnerischem Schmuck stieg im gleichen Maße. Der große Festsaal sprengt völlig die Proportionen des alten Palas, indem er — vorher zum Hofe orientiert — noch über den Altarraum der Kapelle bis an die südliche Außenmauer vergrößert wird. Seine reichen Fensterstellungen öffneten sich nun auch nach der Talseite und gaben ihm nach außen hin ein schmuckreiches Gesicht.

Unmittelbar benachbart, im sakralen Raum der Burgkapelle, lebt der gleiche Geist. Der Bau einer so großen und auch für damalige Verhältnisse aufwendigen Kapelle, die mit Recht „neben die besten staufischen Kaiserpfalzen“ gestellt werden kann,<sup>36</sup> ist sinnfälliger Ausdruck der Bedeutung, die der Bauherr dem Gottesdienst und somit den religiösen Anliegen zumaß. Konrad von Krautheim hat diesem Willen auch später noch durch die Stiftung des Klosters Gnadental Nachdruck verliehen. So offenbart sich in den beiden für das Mittelalter untrennbaren und doch so gegensätzlichen Polen, dem geistlichen und dem weltlichen Leben, der ritterliche Geist der Stauferzeit als eine lebensbejahende und doch einem Höheren verpflichtete Haltung.

Die Baugeschichte der staufischen Zeit ist mit dem Umbau der Burgkapelle, der Errichtung des Palasportals und der Verlegung der Toranlage abgeschlossen. Für eine Bautätigkeit unter den Grafen von Eberstein im 13. Jahrhundert liegen keine Anzeichen vor, denn die Burg muß bereits um 1240 ein vollwertiges, in Verteidigungskraft und Wohnwert vorbildliches Bauwerk gewesen sein.

## 2. Die Baugeschichte nach 1300

Weitere Bauarbeiten können in Krautheim erst nach etwa 1300 im Zusammenhang mit der Gründung der Stadt angenommen werden.

Ob sich schon im 13. Jahrhundert eine dörfliche Siedlung auf dem Krautheimer Höhenrücken entwickelt hatte, ist nicht mehr sicher zu ergründen. Die Angabe



„utraque villa crutheim“ in der Urkunde von 1239 deutet jedenfalls auf ein rechts der Jagst gelegenes zweites Dorf Krautheim. Da zur Burg schon ursprünglich ein größerer Wirtschaftsbetrieb gehörte, der vermutlich als Vorburg auf dem Berg Rücken jenseits des Halsgrabens angelegt war, ist mit der Ansiedlung von Handwerkern oder Bauern im Anschluß an die Burg schon früh zu rechnen, und es liegt nahe, die Vorburg als Zelle für die neugegründete Stadt vorauszusetzen. Die Siedlung Tal-Krautheim kann dagegen bis ins 15. Jahrhundert hinein keine größere Bedeutung erlangt haben.

Nach alter Überlieferung soll die Stadt aus sieben Höfen entstanden sein, und der Stadtgrundriß scheint diese Angabe zu bestätigen: Der östlich der Kirche gelegene Stadtteil wird noch heute von mehr oder weniger geschlossenen Hofanlagen eingenommen, die regelmäßige Grundstücksteilung am Markt und im westlichen Stadtgebiet entstammt dagegen erst der Gründungszeit. Zwischen Burg und Stadt legte sich ehemals eine besondere Zone, die neben der Vorburg vermutlich auch die Niederlassung des Johanniterordens aufnahm.

Krautheim wird erstmals in dem Teilungsvertrag von 1330 als „Veste Krutheim burg und stadt“ bezeichnet, außerdem werden bereits die Stadtmauern erwähnt. Das genaue Jahr der Stadtrechtsverleihung ist jedoch nicht bekannt; manche Anzeichen sprechen dafür, daß Krautheim spätestens zusammen mit Ballenberg auf Bestreben der Grafen von Eberstein Stadtrecht erhalten hat. Die Stadtmauern und das Tor müssen nach Ausweis ihrer Bauformen jedenfalls um 1300 gebaut worden sein.<sup>36a</sup>

Die Anlage der Stadt im Anschluß an die Burg und die damals errichtete Stadtmauer bildeten eine wirkungsvolle Ergänzung der Befestigung des Krautheimer Bergrückens und können als erweiterte Burg angesprochen werden. Freilich ergab die unmittelbare Nachbarschaft eines selbständigen städtischen Gemeinwesens von etwa 300 Einwohnern für die Burg auch ein zusätzliches Gefahrenmoment. Es ist daher unwahrscheinlich, daß die Grafen von Eberstein als Stadtgründer bereits im frühen 14. Jahrhundert ihre Burg mit in den Mauerring der Stadt einbezogen; wahrscheinlich blieb die Burg vielmehr als selbständiges Verteidigungswerk mit eigenem Zugang neben der Stadt bestehen. Wie die Verbindung zwischen Burg und Stadt damals beschaffen war, bleibt ungewiß; sie dürfte aus Gründen der Sicherheit nicht sehr eng gewesen sein. Erst in kurmainzischer Zeit wurden die neuen Zwingermauern mit den drei Rundtürmen sowie der Torbogen an der Westseite errichtet.

Aus dem späten 15. Jahrhundert haben sich zahlreiche urkundliche Nachrichten erhalten, die auf eine rege Bautätigkeit schließen lassen (siehe oben), und es liegt nahe, dabei an den Bau dieser Außenwerke zu denken. Die Höhe der Summe von 1000 fl. zum Beispiel, die in der Urkunde von 1476 genannt wird, läßt größere Bauarbeiten vermuten. Wahrscheinlich wurde die Burg damals in den Mauerring der Stadt mit einbezogen. Der Halsgraben verlor durch diese Maßnahme an Wert und wurde in seinem westlichen Teil zugeschüttet, eine quer durch den Graben gezogene Sperrmauer grenzte den erhaltenen Teil des Grabens von dem zugeschütteten westlichen Grabenstück ab. Auf der Sohle des alten Grabens wurde der unterirdische Gang angelegt, um die Verteidigungswerke an der Angriffsseite miteinander zu verbinden und einen Notausgang zu schaffen.

Eine weitergehende Anpassung an die Erfordernisse der modernen Kriegführung, die nach dem Aufkommen der Feuerwaffen nötig geworden wäre, hielt



man wohl für unzweckmäßig, denn die erforderlichen Mittel hätten in keinem rechten Verhältnis zum Wert der Festung gestanden. Einzig eine Schlüsselscharte im östlichen Mauerturm deutet auf die Verteidigung mit Feuerwaffen hin.

Großes Unheil betraf die Burg im Bauernkrieg. Nach Aussage der Beschwerden des Mainzer Amtmannes Marx Stumpf von Schweinberg wurde die Burg 1525 verbrannt und geplündert. Über den genauen Umfang des Schadens sagen die Berichte jedoch leider nichts aus. So ist man auf Vermutungen angewiesen. Die Burg blieb weiter bewohnt, auch die Kapelle muß in ihrem Bestand nahezu unversehrterhalten geblieben sein, wahrscheinlich aber wurde der Palas betroffen. Vielleicht litten auch die — sicher teilweise aus Fachwerk errichteten — Nebengebäude an der Stelle des heutigen Schlosses.



Abb. 16. Krautheim. Ausschnitt aus einer Karte von 1594 im Generallandesarchiv in Karlsruhe.

Bauformen des späten 15. oder frühen 16. Jahrhunderts haben sich außer an den Vorwerken nur am Obergeschoß des Palas erhalten. Dort weisen das Kielbogenfenster und die rechteckigen Fenstergestelle der Nord- und Ostseite auf diese Bauperiode hin; auch dürfte damals das Tonnengewölbe hinter dem Palasportal entstanden sein, das den Vorplatz der Kapelle überspannt. Es trägt noch heute den Rest einer Wendeltreppe des 16. Jahrhunderts, die vom oberen Verbindungsgang in das Saalgeschoß des Palas führte. Möglicherweise wurden diese Arbeiten zur Wiederherstellung des Palas nach den Zerstörungen des Bauernkrieges vorgenommen. Die Wirtschaftsbauten an der Süd- und Westseite wurden entweder gar nicht wieder aufgebaut oder nur notdürftig repariert, denn etwa 80 Jahre später schritt man zu durchgreifenden Neuerungen.





Abb. 17. Burg Krautheim, Ansicht des Burghofes von 1816.

Unter Erzbischof Schweikhard von Kronberg entstand um 1612 der Westflügel des Schloßgebäudes mit dem Treppenturm, sicher auf den Resten der älteren Schloßbauten und unter Zuhilfenahme der alten Mantelmauer. Mainzer Amtmann war damals Erhard von Muggenthal. Die Toranlage war schon vorher (1594) durch den äußeren neuerrichteten Torbogen verbessert worden.

Die nächsten baulichen Maßnahmen werden durch die Jahreszahl 1723 und das Schönbornsche Wappen an der Eingangshalle belegt. Damals entstand zwischen der westlichen Giebelwand der Kapelle und dem 1612 errichteten Schloßgebäude der östliche Schloßflügel, der den älteren Bau in gleicher Firsthöhe fortsetzt. Der neue Bau folgte nicht mehr der weit nach Süden vorspringenden alten Umfassungsmauer, sondern wurde in gerader Verbindungslinie zwischen den bestehenden Bauteilen aufgeführt. Durch den Abbruch der Umfassungsmauer gewann man Baumaterial und überdies mehr Raum an der Südseite. Dieser wurde dringend benötigt, um im Untergeschoß dieses Neubaus eine Torfahrt zu schaffen. Die Bauarbeiten fallen in die Regierungszeit des Erzbischofs Lothar Franz von Schönborn (1695—1729) und des Amtmannes Franz Anton von Murach.

Die neue Torfahrt, die außerordentlich breit war und auch mit Wagen durchfahren werden konnte, blieb bis zum Ende des 19. Jahrhunderts im Gebrauch. Die Fenstergewände in diesem späten Schloßflügel ähneln denen des um 100 Jahre älteren Bauteils; man hat sich offenbar in dem nur vier Fensterachsen breiten Neubau den alten Formen angeglichen.

In welchem Zustand sich die Bauteile der Stauferzeit damals befanden, ist nicht sicher überliefert. Die älteste bildliche Darstellung Krautheims von 1594 zeigt den Bergfried mit Fachwerkaufsatz und spitzem Zeltdach, Palas und Kapelle unzerstört und unter einem hohen Satteldach. Man hatte die Bauten nach dem Bauernkrieg demnach wieder benutzbar gemacht. Erst nach der Errichtung des Schlosses um 1612 wird der alte Palas aufgegeben worden sein, die Kapelle dagegen wurde



noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts benutzt. Erst kurz vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts muß dann ein plötzlicher Verfall, verbunden mit mutwilliger Zerstörung, eingesetzt haben. Schon früher waren Inventarstücke der Kapelle nach Altkrautheim bzw. in die Krautheimer Pfarrkirche vergeben worden,

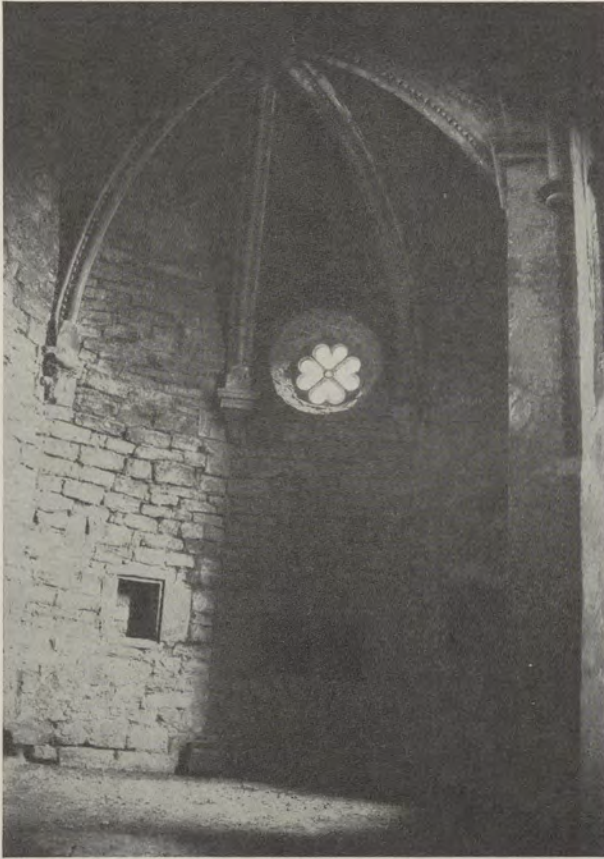


Abb. 18. Burg Krautheim, Inneres der Kapelle vor der Renovierung. Blick zum Altarraum.

später kamen auch Architekturteile aus der Kapelle nach Altkrautheim. Das Postament des Kruzifixus auf dem Friedhof mit der Jahreszahl 1798 muß damals aufgestellt worden sein. Schließlich meldet eine Nachricht von 1795, daß die Turmstube auf dem Bergfried durch den letzten kurmainzischen Oberamtsverweser Ernst Serger abgebrochen wurde.

Eine glaubwürdige Darstellung der Zustände zwischen 1790 und etwa 1845 gibt die Krautheimer Pfarrchronik von 1862. Der Bericht erwähnt besonders die Burgkapelle, die „durch die ruchlose Hand des vorbemerkten Oberamtsverwesers Ernst Serger dahier auf eine schauerhafte Weise zerstört wurde. Diese Kapelle war noch zu Ende der 1790er Jahre in bestem Zustande und wurde darin Gottesdienst gehalten, was noch den ältesten Bewohnern hier in gutem Gedächtnis ist; namentlich spricht noch hiervon, theils mit Freude, theils mit Schmerz, der jetzt



noch lebende Bürger und Schuhmacher Johann Joseph Keller, geboren am 21. Oktober 1779, welcher noch als Schulknabe dem Priester am Altare diente . . . Der Chor hat ein schön gesprengtes Gewölbe, das am meisten der Wiederherstellung bedarf, da seine Bogen vom Jahre 1798 bis 1845 ohne Bedachung frei in der Luft schwebten.“<sup>37</sup>



Abb. 19. Burg Krautheim, Inneres der Kapelle vor der Renovierung, Blick zur Empore.

Die Fürsten von Salm-Reifferscheidt-Krautheim, in deren Besitz die Burg Ende des Jahres 1802 gelangte, scheinen dem Verfall nicht entgegengetreten zu sein. Sie bewohnten zwar zeitweise das Schloß, errichteten aber im Bereich der Vorbürg später ein eigenes Herrschaftsgebäude. Erst nach dem Übergang Krautheims an Baden wurde man auf den Wert des Baudenkmals aufmerksam und erwog Maßnahmen zu seiner würdigen Erhaltung. In einem Bericht von 1842<sup>38</sup> wird gefordert: „Zur Herstellung der Kapelle dürfte etwas geschehen, wenigstens insoweit, daß die Spitzbogendecke nicht herabfällt und daß die Witterungseinflüsse nicht vor der Zeit den Bau vollends zerstören.“ 1845 besuchte Großherzog Leopold von Baden die Burg. In diesem Jahre wurde dann die Kapelle überdacht, die Zuwölbung des Chores begonnen und eine Treppe nach dem Bergfried angelegt. Die Herstellung der Kapelle war nicht umfassend, sie wurde nur „gegen den Verfall



nothdürftig geschützt“. Aus den Quellen geht auch hervor, daß man sich über den oberen Abschluß der Mauern Gedanken machte. Für die Kapelle waren Zinnen vorgeschlagen worden, die jedoch von der Baubehörde abgelehnt wurden. So schuf man dann die Abtreppung der Mauerkronen, um dem Bauwerk „ein ruinenartiges Aussehen zu geben“.<sup>39</sup>

Weitere Schritte zur Wiederherstellung unterblieben jedoch, obwohl sich Oberbaurat Fischer, der sich um die Rettung des Baudenkmals große Verdienste erwarb, in mehreren Berichten an die badische Regierung wandte, um auf den Wert der Burgruine und auf die Notwendigkeit ihrer Erhaltung hinzuweisen. Im Zusammenhang damit fand auch die erste Aufnahme des Baubestandes durch den Bezirksbaumeister Mossbrugger aus Wertheim statt, die zum Teil noch erhalten ist.

Auch die Pläne zum Rückkauf der früher aus der Kapelle verschenkten Inventarstücke, um den sich der Stadtpfarrer Albert damals bemühte, wurden aus Geldmangel nicht verwirklicht. Die Großherzoglich Badische Hofdomänenkammer bezieht sich in einem Schreiben auf einen Bericht Oberbaurat Fischers vom 23. Mai des Jahres 1859 und meint, die vorgeschlagenen Arbeiten „nicht zur Ausführung bringen lassen zu sollen“; sie halte die erwähnten Herstellungen des Gebäudes bei dessen jetzigem Zustande nicht für angemessen im Hinblick auf den Erlaß vom 20. April 1859 Nr. 2154, „die für Kriegsrüstungen bevorstehenden außerordentlichen Ausgaben betreffend“.

Am 7. Juni 1887 erwarb der Premierleutnant Hugo Schmidt die Burganlage mit Ausnahme von Bergfried, Palas und Kapelle.<sup>40</sup> Der badische Staat behielt sich diese Bauteile wegen ihrer kunsthistorischen Bedeutung vor und beauftragte gleichzeitig die Bauinspektion Wertheim, Aufnahmepläne der Burgkapelle herzustellen. Im Spätjahr 1888 wurde die lange geplante Restauration der Burgkapelle begonnen und im Sommer 1889 beendet.

### **3. Die Restauration von 1888/89 und die Baugeschichte seit 1887**

Die großzügige Instandsetzung sollte nach den Worten Staatsmanns im wesentlichen „die Wiederherstellung des Kapelleninnern, möglichst im ursprünglichen Zustande“ erreichen. Das trostlose Aussehen der Kapelle vor diesem Zeitpunkt überliefern vier photographische Aufnahmen, die in der Bibliothek zu Krautheim und im Landesdenkmalamt Karlsruhe aufbewahrt werden. Der Raum war damals völlig verwüstet, obwohl das Schloß auch nach dem Abzug der Mainzer Verwaltung unter den Fürsten Salm stets bewohnt blieb (die letzten Jahre vor dem Verkauf von 1887 diente es allerdings als Armenhaus der Gemeinde). Wandputz und Fußboden der Kapelle waren fast restlos zerstört, die Säulenschäfte fehlten größtenteils, Kapitelle und Basen waren zerschlagen oder stark beschädigt, die Brüstung der Empore nicht mehr vorhanden. Ein Dach bedeckte seit 1845 das Bauwerk, damals waren auch die Gewölbekappen im Chor geschlossen worden.

Die Restauration stand unter der Leitung der Bezirksbauinspektion Wertheim, die örtliche Bauleitung hatte der damalige Baupraktikant Karl Staatsmann. Zunächst wurden die Bildhauerarbeiten ausgeführt, indem man die zerstörten Kapitelle auf Grund der vorhandenen Vorbilder nacharbeitete und die fehlenden Säulenschäfte sowie die Emporenbrüstung ergänzte. Für die Brüstungsplatten diente das auf dem Friedhof in Altkrautheim befindliche Bruchstück als Muster. Der Fußboden der Kapelle wurde in Mettlacher Fliesen, etwa in der ursprünglichen Höhenlage, neu verlegt. Leider wurde die durch originale Reste überlieferte Form, rote und weiße Sandsteinplatten von etwa 1 Schuh Seitenlänge und 1½ Zoll Stärke, nicht wiederhergestellt.



Die großen südlichen Fenster befanden sich 1888 nicht mehr im ursprünglichen Zustand. Ihre inneren Leibungen waren schon früher ausgebrochen worden, um die aus Sicherheitsgründen sehr schmal angelegten Fenster zu erweitern. Man stellte den alten Zustand jedoch nicht wieder her, sondern setzte die neuen inneren Gewände in einer lichten Öffnung von 0,50 m Breite an. Ähnlich behandelte man das nördliche Emporenfenster, dessen Füllung zwar fehlte, das jedoch nach Staatsmanns Bauaufnahme deutliche Reste eines mittleren Pfeilers und eine durchbrochene Maßwerkplatte im Bogenfeld aufwies. Die Zweiteilung wurde aufgenommen, in den Scheitel des Bogens aber — entgegen Staatsmanns Vorschlag — ein neuer Maßwerkkring ohne innere Füllplatte eingefügt.

Die alte Emporenstütze aus Kalkstein war an ihrem unteren Ende gebrochen und wurde durch eine Granitsäule ersetzt. Auch ihr Kapitell, das schwer beschädigt war, ersetzte man durch ein neu komponiertes Stück. Das Original ist zusammen mit zahlreichen anderen Bruchstücken heute in der Kapelle aufgestellt.

An Stelle der 1888 noch vorhandenen Tür vom Burghof in die untere Kapelle wurde ein Rundfenster aus Sandstein eingesetzt und die Tür vermauert, die Bibliothek des Schlosses erhielt einen eigenen Ausgang zur oberen Kapelle mit profiliertem Türrahmen. Die Wände des Innenraumes wurden durchgehend verputzt und mit einem zartrosa Anstrich versehen, der Altarraum außerdem durch eine dunkelrote, mit gelbem Liliennmuster verzierte Sockelzone ausgezeichnet.

Aus dem Briefwechsel zwischen Staatsmann und dem damaligen Besitzer des Schlosses, Rittmeister a. D. Hugo Schmidt, geht hervor, daß man auch eine Ausmalung des Kapellenraumes mit Bildern aus der Geschichte Krautheims plante. Es ist zu bedauern, daß diese Absicht nicht ausgeführt wurde. Freilich hätten die Wandbilder der Feuchtigkeit der Mauern wahrscheinlich nicht lange standhalten können.

Auch das in einigen Teilen schadhafte Palasportal wurde ergänzt. Die Portalschwelle mußte tiefer gelegt werden, um den vom Portal in die Kapelle führenden Gang wieder benutzbar zu machen. Das Portal erhielt eine große Freitreppe mit Podest in den Formen des 19. Jahrhunderts, offenbar in Anlehnung an die Brüstungsplatten der Empore. Die hohen seitlichen Podestwangen zierte beiderseits eine Eule aus Sandstein.

In der Rückschau läßt sich feststellen, daß die Restauratoren des 19. Jahrhunderts ehrlich und mit großem Verständnis für den Wert des Bauwerkes bestrebt waren, den Kapellenraum in seiner früheren Gestalt wieder erstehen zu lassen. Dazu gehörte die Ausmalung ebenso wie die farbige Verglasung und eine angemessene Inneneinrichtung. Aus diesem Streben nach Vollständigkeit resultiert auch die Ergänzung der zum Teil weniger beschädigten Kapitelle, die heute nicht mehr verständlich erscheint. Anerkennenswert bleibt die große Sachkenntnis, die Liebe zum Bauwerk, von der diese Arbeit getragen wurde, und die das Werk als eine gute Leistung der Denkmalpflege jener Zeit ausweist. Der Kostenaufwand von 7000 Mark war erheblich und bedeutete einen dankenswerten Beitrag des badi-schen Staates zur Erhaltung des Baudenkmals.

Die Bautätigkeit nach 1887 wurde weitgehend durch die Ausstattung des Schlosses zu einem Herrnsitz im Stil des späten 19. Jahrhunderts bestimmt. Das im Inneren völlig verwahrloste Gebäude bot in seinen zahlreichen Räumen glückliche Möglichkeiten für die Aufnahme wertvoller Möbel und Kunstgegenstände und wurde in allen Stockwerken wohnlich eingerichtet. Die Giebelmauer des west-



lichen Schloßflügels am Treppenturm mußte im Erd- und Dachgeschoß abgetragen werden, um der großen Eingangshalle Raum zu geben. Die Eingänge der alten Torfahrt wurden durch verglaste Türen geschlossen.

An der Außenseite erhielt das Schloßgebäude einen inzwischen entfernten hölzernen Nürnberger Erker am Salon und im zweiten Obergeschoß einen gotischen Söller nach dem Entwurf von Karl Staatsmann. Für den nördlichen Giebel des Schlosses kaufte der Besitzer eine Renaissancefassung aus Teilen eines alten Giebels, der von einem hohenloheschen Haus der Umgebung stammt.

Weiterhin sind im Burgbezirk noch folgende Arbeiten vorgenommen worden: Der Anbau einer Terrasse mit daruntergelegenen Dienerwohnungen am Nordgiebel des Schlosses, Errichtung eines zweistöckigen Gebäudes („Neubau“) unmittelbar westlich neben dem Schloß, Durchbruch einer Tür durch die Schildmauer zum Palaskeller (damals Pferdestall) und der Einbau von Dienerstuben in den Palas. Der westliche Torbogen von 1594 wurde durch ein Wächterhäuschen aus Fachwerk erhöht, der östliche Mauerturm bekam einen steinernen achteckigen Aufbau mit geschiefertem Zeltdach.

Der im sogenannten „Lindenhaus“ gelegene Zehntkeller wurde durch den seitlichen Einbruch einer Zufahrt unter Aufgabe des alten Kellerhalses an der Ostseite verändert. Schließlich erfolgte der Einbau eines Weinkellers und darüber einer Waschküche in das alte Brunnenhaus an der Nordwestecke des Schloßgartens.

Seit 1914 fanden im Schloßbezirk keine wesentlichen Bauarbeiten mehr statt.

## IX. Ergebnisse

### I. Datierung

Im Rahmen der Baugeschichte wurde als Entstehungszeit der Krautheimer Burganlage das erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts genannt, da einerseits die historischen Nachrichten und die Erkenntnisse der Siedlungsgeschichte und zum anderen die Abhängigkeit des Grundrißtypus von der Kaiserpfalz Gelnhausen und ihren Nachfolgebauten diese Datierung nahelegen. Unbeantwortet ist dagegen noch die Frage, wann der für die heutige Erscheinung der Burg entscheidende Umbau vor sich ging, der als wichtigstes Ergebnis den Bau der Burgkapelle und des Palasportals erbrachte. Die Zusammenschau der Erkenntnisse der vorliegenden Untersuchung gestattet nun, diesen Umbau in die Jahre zwischen 1232 und 1240 zu setzen.

Zur Begründung dieser These sollen die wichtigsten Gesichtspunkte zusammengestellt werden:

Das in der Verkaufsurkunde von 1239 genannte „castrum crutheim“ war in diesem Jahr Gegenstand eines Rechtsgeschäftes. Man kann die Burg daher mit gutem Grund als damals vollendet, jedenfalls als nicht im Umbau befindlich, ansehen und kommt damit zu einer Datierung entweder vor oder nach 1239. Die Aussage der Bauformen der Burgkapelle läßt zwar beide Möglichkeiten offen, da selbst in dieser Zeit des raschen Stilwandels eine Festlegung der Architekturformen auf fünf oder zehn Jahre kaum möglich ist, dennoch sprechen viele Einzelheiten der Baugestaltung im Verein mit den historischen Nachrichten für einen Abschluß der Bauarbeiten vor 1239.

Die Urkunden Konrads von Krautheim und seiner Brüder aus den späten zwanziger und dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts lassen auf eine zunehmende Machtfülle der Edelherren in diesen beiden Jahrzehnten schließen. Der Bau der Burg Brauneck durch Konrad von Hohenlohe und vor allem die Stiftung und der Baubeginn des hohenloheschen Nonnenklosters Frauental im Jahre 1232 mögen



insbesondere auf Konrad tiefen Eindruck gemacht haben. Infolge der regen Bautätigkeit — auch im nahen Kloster Schöntal — war damals eine große Zahl von erprobten Werkstätten an den hohenloheschen Bauten, an den Klöstern des Zisterzienserordens, in der Reichsstadt Hall und in Würzburg am Werke, so daß sich eine Bauunternehmung, wie sie in Krautheim geplant war, ohne Schwierigkeiten in Angriff nehmen ließ.

Der Umbau zu Krautheim könnte daneben auch einen ganz konkreten Anlaß haben: In der lang andauernden Fehde zwischen König Heinrich VII. und seinem kaiserlichen Vater hatten sich verschiedene Edelferren gegen den Kaiser empört und Gottfried von Hohenlohe mit seinen Bundesgenossen an ihren Besitzungen schwer geschädigt. In dem anschließenden Gerichtsverfahren erhielt Gottfried von Hohenlohe eine außerordentlich hohe Entschädigung zugesprochen, und in den Genuß derartiger Leistungen kamen offenbar auch die Krautheimer Brüder Konrad und Kraft, die in der Fehde auf Gottfrieds, d. h. auf des Kaisers Seite gestanden hatten.

Da König Heinrich Konrads Burg Ballenberg (etwa 10 km von Krautheim entfernt) 1234 belagerte, entsteht die Frage, ob nicht auch die Burg Krautheim damals Schaden gelitten habe. Es könnte auf diese Weise einerseits die Einnahme von Geldmitteln aus den Zahlungen der verurteilten Auführer und zum anderen die Notwendigkeit von Neubauten auf der Burg erklärt werden. Die Initiative Konrads zum Ausbau der Burg wäre auf diese Weise hinreichend begründet, zumal die Geldmittel — gemessen an den Gottfried von Hohenlohe zugesprochenen Summen — beträchtlich gewesen sein können.

Wenn Konrad von Krautheim seine Burg schon im Jahre 1239 an Gottfried von Hohenlohe verkaufte, so steht das einer Bauzeit in den dreißiger Jahren nicht unbedingt entgegen. Da der Kaufvertrag offenbar nicht ausgeführt wurde, ist anzunehmen, daß diese Urkunde im Gebrauch der Zeit, beim Ausfall eines männlichen Erben die Erbfolge vertraglich gesichert zu haben, begründet ist.<sup>41</sup> Weiterhin besteht die Möglichkeit, daß die Abmachung aus unvorhergesehenen Gründen nicht in Kraft trat oder rückgängig gemacht wurde, denn es liegen keinerlei Anzeichen für eine Inbesitznahme der Herrschaft Krautheim durch Gottfried von Hohenlohe vor. Damit wäre auch der bestechenden These von Hotz, Gottfried von Hohenlohe habe nach dem Erwerb der Burg im Jahre 1239 den Kapellenbau ausgeführt, die Grundlage genommen, denn die historischen Nachrichten bieten außer der Verkaufsurkunde selbst für diese Annahme keinerlei Stütze.

Auch aus den übrigen Urkunden wird deutlich, daß nur die Jahre vor 1239 eine Zeitspanne steter Aufwärtsentwicklung für die Krautheimer Familie gewesen sein können, denn schon vor 1240 begann sich Konrad ausschließlich seinen Klostergründungen zu widmen, Wolfrad starb offenbar früh, und Kraft zog sich auf seine Boxberger Güter zurück. Bereits um 1245 aber traten die Grafen von Eberstein in die Rechte der letzten Krautheimer ein.

Der Besitzwechsel, der Burg und Herrschaft mit dem Übergang an Otto von Eberstein betraf, ist in seinen Hintergründen nicht völlig geklärt. Wahrscheinlich war Kraft, der Sohn Konrads, von Jugend an für den geistlichen Stand ausersehen und konnte daher die Erbfolge nicht antreten. Vielleicht begannen auch damals schon die Zerwürfnisse in der Familie, die sich noch in späteren Auseinandersetzungen zwischen Konrad und seinem Schwager Otto von Eberstein widerspiegeln und die wohl die Ausführung eines so großen Bauvorhabens in den Jahren um 1245 wenig glaubhaft erscheinen lassen.



Die Untersuchung über die Herkunft der Bauformen hatte zwei führende Bau-  
schulen als für Krautheim vorbildlich erwiesen: Die mainfränkische Schule, ver-  
treten durch die Marienkirche in Gelnhausen, und die Maulbronner Schule, ver-  
treten durch die Bauten des frühen 13. Jahrhunderts im Kloster Maulbronn und  
deren Nachfolgebauten. Für diese Werke sind ziemlich sichere Baudaten über-  
liefert oder können rekonstruiert werden: Die Ostteile der Marienkirche zu Geln-  
hausen wurden (einer Bauinschrift zufolge) vermutlich um 1232 vollendet. Für  
den östlichen Kreuzgangflügel des Klosters Bronnbach gelten mit Sicherheit die  
Jahre nach 1222, besser um 1230, und für den Chor der Kirche zu Frauental muß  
man die Jahre unmittelbar nach der Gründung (1232) ansetzen. Die Maulbronner  
Bauten sind in den Jahren um 1220 sicher im Bau, wenn nicht vollendet ge-  
wesen; das gilt jedenfalls für das Herrenrefektorium. Weitere Schulbauten, vor  
allem der Turmchor der Deutschhauskirche in Heilbronn, müssen um 1220 bis  
1230 errichtet worden sein.



Abb. 20. Frauental, Klosterkirche. Kapitelle im Altarraum.

Auch die Entwicklung der Bauornamentik im fränkischen Gebiet bestätigt  
diese Erkenntnisse in vollem Umfang. Die in Gelnhausen gegebenen Ansatz-  
punkte führten über verschiedene Schulbauten unmittelbar zu den Krautheimer  
Formen, im übrigen war der Formenschatz der Bauzier in dieser Zeit so reich-  
haltig, daß der Krautheimer Meister diese Vorbilder zwar aufnehmen, aber in  
durchaus selbständiger Weise verarbeiten konnte. Da im fränkischen und schwä-  
bischen Gebiet weitverzweigte Bauhüttenverbände an der Arbeit waren, bedeutete  
es keine Schwierigkeit, auch für Krautheim einen erfahrenen Meister und eine  
leistungsfähige Bauhütte heranzuziehen. Es überrascht daher nicht, daß Konrad  
so gute Kräfte für seine Aufgaben gewann; seine enge Bindung zum staufischen  
Hof und die Nachbarschaft seines einflußreichen Schwagers hielten ihm damals  
alle Möglichkeiten offen.

Aus diesen Gedanken und Erfahrungen, den historischen Nachrichten und  
dem Vergleich der Bauformen mit verwandten Bauten läßt sich die Bauzeit der  
Burgkapelle und des Palasportals auf die Jahre zwischen 1232 und 1240 festlegen,  
wobei 1232 den Baubeginn des Chores von Frauental, d. h. das erste Auftreten  
einer „gotisch“ geschulten Bauhütte in unmittelbarer Umgebung des Krautheimer  
Herrschaftsgebietes, und das Jahr 1240 den Zeitpunkt bezeichnet, an dem sich  
Konrad von Krautheim endgültig seinen Klostergründungen zuwandte.

Sollte man demgegenüber doch einen Umbau in den Jahren nach 1240 befür-  
worten, so käme Konrad von Krautheim als Bauherr nicht mehr in Frage. Sein



Interesse galt damals nur noch den Klostergründungen, die ihn seiner Stammburg schon kurze Zeit später völlig entfremden sollten. Der großzügige Umbau in Krautheim müßte dann durch Otto von Eberstein veranlaßt worden sein. Dies ist jedoch unwahrscheinlich, da Otto der historischen Überlieferung zufolge als Greis von nahezu 80 Jahren in die Geschichte Krautheims eintritt und dort kaum vor 1245 festen Fuß gefaßt haben dürfte. Ihm wird man die Initiative zu diesem großen Unternehmen nicht mehr zutrauen können. Das im Schlußstein des Kapellengewölbes aufgemalte Wappen der Grafen von Eberstein kann sicher nicht als Gegenbeweis gelten.

Die Bauzeit endlich in die Jahre zwischen 1245 und 1250 zu verlegen, wie Dehio<sup>42</sup> das tut, ist nicht zu rechtfertigen. Damals waren die Herren von Krautheim bereits von der Burg verschwunden, und die schweren Kämpfe zwischen Kaiser Friedrich II. und dem Papst warfen ihre Schatten auch auf das staufische Stammland. Selbst Kraft von Boxberg, der Rat König Konrads IV., ging unter dem Zwang der Verhältnisse auf die Seite des Gegenkönigs Wilhelm von Holland über. Unsicherheit und staatliche Zerrüttung kündigten die kommende Zeit des Interregnums an und lassen es wenig glaubhaft erscheinen, daß man noch in diesen Jahren einen so umfangreichen und ganz und gar im staufischen Reichsgedanken wurzelnden Bau begann.

Der Ansatz der Bauzeit von Burgkapelle und Portal in die Jahre nach 1230 wird schließlich durch die Art des verwendeten Steinmaterials gestützt. Heckmann hatte darauf hingewiesen, daß an den Bauten des frühen 13. Jahrhunderts im mittleren Taubergebiet noch ausschließlich der harte, zu feineren Profilen weniger geeignete Muschelkalk verwendet wird.<sup>43</sup> Später dagegen ist eine Vorliebe für den bedeutend weicheren, leichter zu bearbeitenden Lettenkohlesandstein festzustellen. Tatsächlich sind die älteren Bauwerke, die Burgen (Braun-  
eck) und Kirchen (Ulrichskirche bei Standort, Kunigundenkapelle bei Burgerrot, Kirche in Münster und andere), im Mauerwerk und auch in den Architekturteilen aus Muschelkalk errichtet. Diese Bauten stammen aus den zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts. In den dreißiger Jahren nimmt dann der Gebrauch von Lettenkohlesandstein für die Architekturteile stark zu. Bezeichnend ist nun die Kombination beider Materialien, denn das Mauerwerk besteht weiterhin aus dem anstehenden harten Muschelkalk, während das neue Material für die Architekturteile oft aus einiger Entfernung herangeschafft werden mußte. Gelegentlich werden später ganze Bauten oder Bauteile aus Sandsteinquadern errichtet (Klosterkirche in Gnadental).

Läßt sich aus dieser Beobachtung auch keine sichere zeitliche Reihenfolge der Bauwerke ableiten, so liegt doch der Übergang zum Sandstein offensichtlich in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts und steht nicht zufällig im Zusammenhang mit der aufkommenden Vorliebe für gekahlte, schattenreiche Profile.<sup>44</sup>

In Krautheim sind am ältesten Burgbau Tuffstein und Muschelkalk, aber fast keine Sandsteine verwendet. Die Burgkapelle, der Palassaal und das Portal aus der zweiten Bauperiode zeichnen sich dagegen durch stark profilierte Architekturteile von gelbem und rotem Sandstein aus. Diese Verbindung von Kalksteinmauerwerk mit Architekturteilen aus Sandstein ist — wie oben ausgeführt — charakteristisch für die Zeit um und nach 1230.

Die hier vertretene Datierung des Burgumbaues findet schließlich eine wirkungsvolle Stütze in der Betrachtung der „Nachfolgebauten“ Krautheims. Hier sind der Palas der Burg Wertheim am Main, die Burgen Leofels an der Jagst und Lichten-  
eck am Kocher anzuführen. Im Kirchenbau sind die Klosterkirche zu



Gnadenal, die Kirche St. Johann zu Mergentheim und der schöne Westbau der Pfarrkirche in Aub (Kreis Ochsenfurt) in diesem Zusammenhang wichtig (siehe S. 120 ff.).

## 2. Die Rekonstruktion der staufischen Burganlage

Die einzigen Anhaltspunkte für eine Rekonstruktion des Aussehens der Burg in der ersten und zweiten staufischen Bauperiode können am Bauwerk selbst gefunden werden. Der Baubefund der Ruine (besonders der Kapelle) vor der Restauration, der durch Photographien hinlänglich überliefert ist, erbringt hierzu einen wesentlichen Beitrag. Auch der Vergleich mit verwandten Bauten gibt wichtige Hinweise zur Klärung der Gesamtanlage und für manche Details.

Fassen wir die Ergebnisse der Baugeschichte für die erste Bauperiode zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Der von der Mantelmauer umschlossene Bering ist in seinem vollen Umfang ausgeführt (mit Ausnahme des späteren westlichen Vorbaues). Der Bergfried steht als wichtigstes Verteidigungswerk hinter der Schildmauer an der Angriffsseite. Der Palas erscheint als ein selbständiger, dreigeschossiger, mit einem Satteldach bedeckter Bau, zwischen Palas und südlichem Torbau ist ein unbebauter Raum frei. Der Torbau nimmt im Untergeschoß vermutlich eine zweischiffige, nach Süden in einem Tor, nach dem Hof in zwei nebeneinanderliegenden Bögen geöffnete Torhalle auf, im Obergeschoß darüber liegt eine kleine Kapelle. Wie der übrige Raum innerhalb der Mauer ausgefüllt war, ist nicht bekannt. Im Südwesten und Westen der Anlage war Platz für Gebäude untergeordneter Bedeutung, ein zweiter Palas oder Wohnbau ist nicht anzunehmen. Der Zugang zur Burg lag an der Bergseite; vor dem Torbau war ein zwingerartiges Vorwerk angelegt, das die Zugbrücke aufnahm und sicherte, sonstige Außenwerke fehlten. Der Halsgraben hatte eine Breite von etwa 20 m und eine Tiefe von etwa 15 m.

Jenseits des Grabens, auf dem Krautheimer Höhenrücken, entstand unmittelbar im Anschluß an die Burg eine Vorburg, d. h. ein von einer Mauer umgebener größerer Wirtschaftshof. Zur Wasserversorgung diente wahrscheinlich schon damals die im 14. Jahrhundert erwähnte Zisterne im Burgbezirk. Sie lag vermutlich an der Südseite, westlich an den Torbau anschließend.

Über die Einzelausbildung der Burgbauten läßt sich aus dem heutigen Bestand nur wenig herauslesen. Die Anlage war jedenfalls in allen Teilen einfacher und ohne größeren Aufwand hergestellt, die Verteidigungswerke standen im Vordergrund. Schmuckformen können nur an der Torhalle, in der Kapelle und am Palas gesucht werden.

Nach den Um- und Erweiterungsbauten in der zweiten Bauzeit muß die Burg etwa folgendermaßen ausgesehen haben: Der vorhandene Bering wurde an der Westseite durch den vorspringenden neuen Torbau erweitert, der auch einen neuen Anschluß an den nordwestlichen Teil der Schildmauer erforderlich machte. Der Hauptzugang lag nun an der Westseite, und der Burgweg führte am westlichen Steilhang des Berges empor. Das äußere Vorwerk an der Bergseite wurde entweder aufgegeben oder aber zur Verbindung mit der Vorburg beibehalten.

Der alte Torbau nahm die Kapelle auf, die mit ihrem Altarraum in den bisher unbebauten Teil des Burgbezirkes zwischen Torbau und Palas vorstieß, Palas und Kapelle wurden auf gleiche Höhe gebracht und unter einem Dach vereinigt. In der Hofwand füllte das neue Palasportal den Raum zwischen den beiden Bauten aus. Schließlich vervollständigt der Ausbau des Palassaales das Bild einer reichen Burganlage der späten Stauferzeit. In der Hauptsache wurde die Burg nun durch



die Schildmauer, den hohen Bergfried und das große Palas-Kapellengebäude bestimmt. Die Nebenbauten lagen wie bisher an der Süd- und Westseite, an der Nordseite vermutlich ein zweiter Wohnbau. Außenwerke waren bis auf den südlichen Torzwinger nicht vorhanden. Die einzige alte Darstellung Krautheims (von 1594) zeigt Palas und Kapelle als einheitliches Gebäude unter einem hohen Satteldach; in der Außenwand sind große Fenster angedeutet.

Für die Rekonstruktion des Bergfrieds steht die Frage nach dem oberen Abschluß im Vordergrund. Staatsmann<sup>45</sup> gab mehrere Lösungen für das Turmdach an, von denen diejenige als die richtigste gelten darf, bei der die Turmstube als volles Geschoß ausgebildet ist. Allerdings müssen größere Sichtöffnungen angenommen werden. Ein offener Umgang mit einer von Zinnen unterbrochenen Brüstungsmauer wäre ebenfalls denkbar. Die 3 Gußerker am Turmhaupt sind in jedem Falle mit steinernen Seitenwänden zu ergänzen und schlossen mit Pultdächern unterhalb der Traufe des Turmdaches an.

Die erwähnte Abbildung Krautheims von 1594 stellt den Turm mit einem Fachwerkbügelgeschoß ähnlich dem des Bergfriedes der Burg Möckmühl dar. Vermutlich handelt es sich dabei um einen spätmittelalterlichen Zustand; es liegt nahe, an einen Umbau nach der Zerstörung des Bauernkrieges zu denken.

Das äußere Buckelquaderwerk des Turmes war sicher unverputzt. Im Inneren dagegen kann man — vielleicht mit Ausnahme des Verlieses — durchgehenden Kalkverputz voraussetzen. Im Verbindungsgang von der Eingangstür in das Turminnere sind die Reste der alten Wandbehandlung noch erkennbar: Auf hellem Grund waren rotbraune Quaderfugen eingeritzt und aufgemalt.

Die Schildmauer war ursprünglich etwa 2 m höher als die Reste heute erkennen lassen und trug auf ihrer breiten Mauerkrone einen unbedeckten Laufgang mit Brüstungsmauer, Spähschlitz und Zinnen. Diese Ausbildung des oberen Abschlusses liegt nahe, da Konsolen, Balkenlöcher usw., die auf einen ausgekragten oder mit Holzwerk bedeckten Wehgang weisen könnten, fehlen. Die Mauer war vermutlich vom Obergeschoß des Palas zugänglich und hatte in ihrem Inneren keine Verteidigungswerke. Die einzige erhaltene Öffnung kann als umgebaute Schießkammer gedeutet werden. Möglicherweise waren in dem heute zerstörten Teil der Mauer noch weitere Kammern dieser Art vorhanden.

Im Palas bietet einzig der Saal noch Reste seiner ehemaligen Ausstattung. Es sind dies die Fenstergewände in der Südwand, die Nischen der hofseitigen Fenster und die Reste des Kamins. Die Fensterreste lassen leider keine Spuren der ehemaligen Fensterteilung mehr erkennen. In der Südwand ist Raum für höchstens 3 Fenstergruppen von je 3 Öffnungen, falls man die geringe Lichtweite von etwa 0,20 m voraussetzt, die an den südlichen Kapellenfenstern nachgewiesen ist. Ebenso gut wäre aber möglich, daß nur zwei (breitere) Fenstergruppen vorhanden waren. Die große Tiefe von 2,90 m des Loches für den Riegelbalken der Verschlussvorrichtung in dem erhaltenen Gewändestück gestattet, eine Breite der Fensteransätze bis zu 2,50 m anzunehmen.

Wie die Nische unterteilt war, bleibt völlig offen. In der Außenansicht sind Blendrahmen in Spitzbogen- oder Kleebogenform zu rekonstruieren, die die inneren Fensteröffnungen umschlossen. Die profilierten Gewände hatten eingestellte Säulen und waren in abwechselnden Steinfarben rot und gelb geschichtet, die Zwickel der Fensterbögen enthielten kleine Öffnungen, wohl Rauten oder Vierpässe. In den inneren Mauernischen lagen seitliche Sitzbänke. Die besser erhaltenen Palasarkaturen in Wertheim und auf Wildenberg lassen am ehesten die ursprüngliche Krautheimer Fensterform wiedererkennen.



Die Saalfenster an der Hofseite sind völlig zerstört. Ihre etwa 1,65 m breiten Nischen weisen auf Doppelfenster hin.

Das Palasportal lag mit seiner Schwelle beträchtlich über dem Hofboden und war über eine (wohl hölzerne) Freitreppe zugänglich. Der Burghof hatte am Portal ungefähr die gleiche Höhenlage wie heute, stieg aber nach Norden hin stärker an, so daß eine Unterscheidung in einen höheren und einen niederen Teil der Burg (vgl. die Urkunden von 1330 und 1342) möglich war.

Die Werksteinteile des Portals waren farbig behandelt. In dem Bericht, den Staatsmann 1888 festhielt,<sup>46</sup> findet sich die bedeutsame Angabe: „Das Prachtportal war vollständig bemalt, rot, blau etc.“ Dieser Zustand muß noch am Ende des 18. Jahrhunderts bestanden haben; ob es sich dabei um die ursprünglichen Farben handelte, ist freilich unsicher. Wichtig ist aber der Nachweis der einstigen vollständigen Fassung des Portals und seiner dekorativen Einzelheiten, ein Befund, der mit den mittelalterlichen Gepflogenheiten durchaus in Einklang zu bringen ist.

Die Rekonstruktion des ehemaligen Verlaufes der Umfassungsmauer an der Süd- und Westseite ist mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Der an die Kapelle anschließende Teil der Mauer wurde beim Bau des östlichen Schloßflügels abgetragen, seine weit vorspringende südliche Ecke war noch zu Schönluths Zeiten sichtbar, ist heute aber verschwunden. Der übrige Rest der Mauer ist in der Außenwand des Schlosses noch zum Teil erhalten, jedoch nur schwer erkennbar, denn die Wand wurde im späten Mittelalter teilweise neu aufgeführt und durch den Einbruch zahlreicher Fenster nach 1612 völlig verändert. Aus dem gleichen Grunde sind die früheren Nebengebäude, die an Stelle des Schlosses vorhanden gewesen sein müssen, nicht mehr zu rekonstruieren. Abgesehen von der Außenwand und dem ehemaligen westlichen Torbau sind keine Teile des heutigen Schlosses mehr dem 13. Jahrhundert zuzuschreiben.

Zu den Einzelheiten der Burgbauten sind noch einige Anmerkungen nötig. Für die Außenwände von Palas und Kapelle ist mit großer Sicherheit ein Außenverputz anzunehmen, der das Kalksteinmauerwerk gleichmäßig überzog und nur die in der Mauerflucht liegenden Werksteinteile freiließ. Die Putzschicht überdeckte auch den Anschluß der Werksteine und zog sich noch bis auf etwa 8 cm an den Beginn der Profilierung heran und war dann in gerader Kante abgestochen. Auf die Putzflächen war eine vom Mauerwerk unabhängige Quaderteilung in Rot oder Rotbraun aufgemalt, vielleicht auch eingeritzt.<sup>47</sup>

Auch für den Innenraum der Kapelle sind diese Beobachtungen gültig. Staatsmann, der die Kapelle vor der Restauration genau untersuchte, gibt an, die Wände seien gelblich weiß verputzt, die Öffnungen mit rot, gelb und schwarz gemalten Rankenornamenten umgeben gewesen. Die Steinquadern der Bögen waren aufgemalt. Leider hat sich von dieser Dekoration nichts erhalten; lediglich an der Konsole des Emporenerkers sind noch weiße und rötliche Farbspuren wahrzunehmen. Die Gewölbe zeigten „im Stück ausgeschnittene (vergoldete?) Sterne“, vielleicht auf blauem Grund.<sup>48</sup> Ähnliches besagt der Bericht von 1888, in dem erwähnt wird, in der Kapelle sei „alles bunt bemalt“ gewesen, auch im Chor, wo besonders die plastischen Sterne an den Gewölberippen „deutlich vielfarbig bemalt waren“.

Diese Form der Innendekoration entspricht durchaus der Vorstellung, die man sich vom mittelalterlichen Kirchenraum machen muß: Die Wände verputzt und bemalt, d. h. mit einem vom Mauerwerk unabhängigen Fugennetz oder mit



farbiger Wanddekoration überzogen, Fenster- und Arkadenbögen durch besondere Ornamente gerahmt, die Architekturteile, besonders Kapitelle und Schlußsteine, farbig gefaßt. Die Gewölbefelder trugen häufig goldene Sterne auf blauem Grund.

Für einen bedeutenden Bau des Übergangsstiles, die Abtskapelle in P f o r t a, stellte Leidich<sup>40</sup> ganz ähnliche Reste farbiger Bemalung fest. Dort hatten die Wände einen „dem Mehlstein ähnlichen Grundton“, auf dem die Fugen „in ungebrochenem tiefrotem Ton aufgesetzt, stellenweise durch einen darunter gelegten schwachen weißen Strich“ hervorgehoben waren. An den Rippen, Säulen, Kapitellen, Gurt- und Fensterbogenprofilen fanden sich drei stets wechselnde Farben: schieferartiges Blaugrau, gebrannter roter und gelber Ocker. Die Farben waren so verteilt, daß „sie sich nicht gegen die Schattenwirkung auflehnen“. Da dieser Bau auch sonst manches Gemeinsame mit Krautheim zeigt, verdienen die Angaben besonderes Interesse.

Auch in Bronnbach konnten ähnliche Wanddekorationen, dort sogar am Außenbau, festgestellt werden. B. Reuter<sup>50</sup> fand am Nordgiebel des Querhauses „auf rotbraunem Grund weiße Quaderfugen (die ohne Rücksicht auf die Fugen der Giebelabdeckungsquadern angebracht wurden)“ und an der Südwestecke des Querhauses rotbraune Farbreste. Die Verfasserin nimmt an, „daß der mittelalterliche Bau vollständig mit weißen Quaderfugen auf rotbraunem Grund bemalt war“.

Der alte Fußboden der Kapelle bestand aus weißen und roten Sandsteinplatten von 1 Fuß Seitenlänge, deren Reste im 19. Jahrhundert noch gefunden wurden. Der Boden hatte etwa die gleiche Höhenlage wie heute.

Eine Rekonstruktion des Zustandes der Burg im späten Mittelalter kann hier nicht gegeben werden. Die wichtigsten Stufen der Entwicklung sind in der Baugeschichte angedeutet.

### **3. Die Stellung der Burg Krautheim in der Architektur des 13. Jahrhunderts**

Der Versuch, die Stellung der Burgruine zu Krautheim innerhalb der Architektur der späten Stauferzeit näher zu umreißen, setzt eine umfassende Analyse der deutschen Baukunst des „Übergangsstiles“ voraus. Leider fehlen hierzu noch wesentliche Vorarbeiten. Die begrifflichen Kategorien der Kunstwissenschaft für diese Epoche sind seit Dehio unverändert übernommen worden. Neue entscheidende Beiträge zur Klärung der Probleme gibt es kaum. Die von Dehio herausgestellten verschiedenen Stufen der gotischen „Rezeption“ in Deutschland vermochten zwar ein Ordnungsprinzip für den Ablauf der progressiven Aufnahme gotischer Stilelemente zu vermitteln, nicht aber das Phänomen als solches aufzuhellen. Pinder führte mit den historisch zu wertenden Begriffen der „staufischen“ und der „spätstaufischen“ Kunst neue und fruchtbare Gedanken in die Wissenschaft ein, konnte aber damit keine hinreichenden Kriterien für die formale und stilistische Wertung der Bauformen bieten. W. Groß knüpfte in seinen neueren Untersuchungen zur hochgotischen Baukunst im wesentlichen an Dehios Begriffe an.<sup>51</sup> Es fehlt also eine neue, umfassende Schau dieser außerordentlich wichtigen Epoche, der überdies eine exakte Aufnahme des Denkmälerbestandes vorauszugehen hätte.

Schon jetzt aber läßt sich der Formenwandel in der spätstaufischen Architektur Südwestdeutschlands in groben Umrissen etwa folgendermaßen kennzeichnen: Der die Baukunst des späten 12. Jahrhunderts bestimmende, eigentlich staufische Stil ist im Elsaß entstanden und prägt sich dort in der romanischen Kirchenbaukunst und im Burgenbau am deutlichsten aus. Seine Dauer kann etwa mit der Re-



gierungszeit Kaiser Friedrich Barbarossas gleichgesetzt werden, er wirkte jedoch bis ins erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts nach. Seine markantesten Kennzeichen sind der schwere, strenge und flächige, die Wirkung der gewaltigen Mauern und stämmigen Säulen betonende Charakter der Bauwerke, der sparsame und herbe Schmuck, die oft kubische Gestalt der Baukörper.

Noch zur Zeit Kaiser Heinrichs VI. und nach der Jahrhundertwende begann sich dieser Stil in entscheidender Weise zu wandeln: An die Stelle der schweren, knappen Gliederungen, die meist von starker plastischer Wirkung sind, traten gefällige, mehrschichtige, aber oft flächige Wanddekorationen, eine gewisse Feingliedrigkeit aller Formen und die Verwendung stärker differenzierter Profile und architektonischer Details. Der plastische Bauschmuck wurde (vielleicht unter dem Einfluß lombardisch oder französisch geschulter Steinmetzen) reicher und feiner gebildet.

Im dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts traten bisher nicht bekannte Detailformen auf, die für die letzte Phase der staufigen Baukunst bestimmend wurden: die gotischen. Nicht in einer gleichermaßen nachträglichen „Rezeption“ anderwärts fertig entwickelter Elemente, sondern in bewußter Aneignung fortschrittlicher konstruktiver und dekorativer Gedanken, die damals auf verschiedenen Wegen von Westen her vermittelt wurden. Man ging mit Hilfe der Rippengewölbe zu freieren Gewölbbildungen über, die Wandflächen wurden aufgelöst und gegliedert, die Struktur des Gebäudes und seiner Kraftlinien durch eine weitgehende Differenzierung und Betonung der Architekturglieder sichtbar gemacht, die Profile tiefer unterschritten und vielfältig unterteilt. Die Bauskulptur erfuhr eine freie und üppige Ausbildung unter stärkerem Eingehen auf die Vorbilder der Natur; kurzum, die „gotischen“ Bauformen wurden zwanglos als integrierende Bestandteile in den Organismus des Bauwerkes einbezogen.

Unter den verschiedenen Bauschulen der französisch-gotischen Architektur, die jeweils in ihrem charakteristischen Erscheinungsbild auftreten, wurden für unser Gebiet die burgundische (hauptsächlich in der zisterziensischen Ausprägung) und die nordfranzösische Schule der Isle de France vor allen anderen bedeutsam.

Die gotische Bauweise war in den französischen Bauhütten im Laufe des 12. Jahrhunderts entwickelt und an den großen Kathedralen erprobt worden. Eine lebendige Tradition von nahezu einem Jahrhundert steter Bauübung hatte die Hütten zu festen und leistungsfähigen Organisationen werden lassen, die alle Errungenschaften in konstruktiver und formaler Hinsicht zu einem weitgehend elastischen „System“ der Architektur ausgebildet und auch überliefert hatten. Das Entstehen der gotischen Bauformen und ihre weitere Entfaltung ist von dem Werden dieser Baugemeinschaften nicht zu trennen, ja, die Geschichte der gotischen Baukunst ist weitgehend als eine Geschichte der Organisationsformen der Bauhütten zu erklären. Nur auf diesem Wege war eine so weitgehende, rationale Durchgestaltung der Bauwerke nach verbindlichen Grundsätzen überhaupt möglich, nach Grundsätzen, die sich im Entwurfsschema des Grundrisses ebenso ausprägen wie in allen Einzelheiten des Aufbaues, nur so konnten die konstruktiven Möglichkeiten konsequent ausgebildet und über Jahrzehnte hinaus weitergetrieben werden.

Auch in Deutschland hatte es in früheren Jahrhunderten Ansätze zu ähnlichen Entwicklungen gegeben, die oft von kaiserlichen Bauaufträgen ausgingen und auch in der Entstehung von Bauschulen Ausdruck fanden.<sup>52</sup> Diese entscheidenden Ansätze blieben jedoch meist in ihren Anfängen stecken; eine straffe Organisations-



form in der Art der französischen Bauhütten, die allein eine stetige Weiterentwicklung der neuen Baugedanken hätte verbürgen können, blieb der deutschen Baukunst versagt.

Erst als in der Zeit Friedrich Barbarossas die Architektur im staufischen Stammland zu großer Blüte gelangt war, konnte wieder eine neue, fest umrissene Formensprache durch wandernde Bautrupps auch in weiter entfernten Gebieten des Reiches verbreitet werden. Darüber hinaus hatten die von Westen her vordringenden Mönchsorden, hauptsächlich die Zisterzienser, in ihren Werkverbänden eine strenge Ordenstradition herausgebildet, die sich unter anderem in einem mustergültigen und zentral gelenkten Bauwesen äußerte. Die Baugedanken der französischen Mutterklöster konnte der Orden seit dem 12. Jahrhundert in zahlreichen deutschen Tochtergründungen verwirklichen. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts vermochte er seine Wirksamkeit noch weiter zu steigern, nicht zuletzt unter dem besonderen Schutz Kaiser Friedrichs II.

Das fortschrittlich ausgebildete Bauwesen der zisterziensischen Bauhütten und die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zur Reife gelangte Baukunst des Oberrheingebietes boten schließlich die Grundlage für eine neue, intensive Bautätigkeit im südwestdeutschen Raum, die von etwa 1150 bis 1250 anhalten sollte. In jener Zeit müssen unter unmittelbarem Einfluß der staufischen Herrscher zahlreiche Hütten am Werk gewesen sein, deren Wirken durch umfangreiche Aufträge auch über Jahrzehnte hinaus gesichert war und die auf diese Weise erstmals wieder die Voraussetzungen für eine planmäßige Aufnahme und Verarbeitung neuer, in Frankreich entwickelter Bauformen bieten konnten.

Die wichtigsten Bauschulen sollen näher charakterisiert werden: Die **O b e r r h e i n i s c h e** Bauschule, deren Wirken vor allem die großen Münster zu Basel, Freiburg und Straßburg zu verdanken sind, stand den Bautraditionen der Lombardei und Südwestfrankreichs sehr aufgeschlossen gegenüber. Ausgehend von den frühen rippengewölbten Kirchenbauten des Elsasses (Murbach, Rosheim) hatten Kräfte dieser Bauschule sowohl an Klosterbauten (Schwarzach, Maulbronn, Bronnbach) als auch an den großen mittelrheinischen Domen (Worms, Speyer) und an Bauten in der Pfalz wesentlichen Anteil.

Die rege Burgenbautätigkeit der Staufer im Oberrheingebiet hatte weiterhin dazu geführt, speziell im Wehrbau erfahrene Kräfte mit kaiserlichen Bauaufgaben zu betrauen. Namentlich der Bau der großen Pfalzen (Hagenau, Kaiserslautern, Gelnhausen) muß von diesen Wehrbauhütten ausgeführt worden sein. Dies wird u. a. durch die Ausbildung typischer Grundrißformen im Burgenbau bewiesen. Bis in den mittelrheinischen Raum hinein (Gelnhausen) und weit nach Osten (Nürnberg, Eger) reichte die Wirksamkeit dieser Bauorganisationen.

Ebenso wichtig ist die zisterziensische Schule von **M a u l b r o n n**, die kurz nach der Jahrhundertwende unter Mitarbeit in Burgund geschulter Steinmetzen die berühmten Bauten des Übergangsstils im Kloster Maulbronn begann und deren Bedeutung für die Baukunst der späten Stauferzeit in Südwestdeutschland gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.<sup>53</sup>

Eine weitere Richtung eigenen Charakters entstand in **W o r m s**. Dort hatten elsässische Bauleute am Neubau des Doms seit etwa 1170 gearbeitet und im Laufe der lange Jahre währenden Tätigkeit eine eigene Bautradition begründet, die sich in Worms, in der Pfalz und in den angrenzenden Gebieten im frühen 13. Jahrhundert besonders fruchtbar auswirkte. Die „Wormser Bauschule“ ist auch in der Literatur ein Begriff.<sup>54</sup>



Die staufischen Bauhütten des Mittelrheingebietes setzten sich offenbar teils aus Kräften der Wormser Schule, teils aus zisterziensisch oder burgundisch ausgebildeten Bauleuten zusammen. An der Marienkirche zu Gelnhausen vereinigten sich diese Elemente an einem musterhaften Bauwerk, das für eine gewisse Zeitspanne und in weiterem Umkreis vorbildlich wurde. Als bedeutendstes Unternehmen dieser Richtung muß der Westbau des Mainzer Domes gelten.

Für den Pfalzen- und Burgenbau in der Zeit Friedrichs II. kann man mit Hotz eine Palastbauhütte voraussetzen, die aus den alten Wehrbauhütten hervorging und den beispielhaften Bau und Ausbau zahlreicher Burgen des Kaisers und des Hochadels ausführte.<sup>55</sup> Die Steinmetzen dieser Verbände entstammten den mittelrheinischen Zentren (Gelnhausen, Mainz, Worms) und auch den zisterziensischen Werkstätten.

Als ergänzende Komponenten in diesem Kräftespiel erscheinen die schwäbische Schule, die in den ober- und mittelrheinischen Raum freilich kaum einwirken konnte, sowie spezifisch südfranzösische Strömungen, die besonders am Dombau zu Bamberg und auch in Bronnbach hervortreten, für unser Gebiet sonst aber keine größere Bedeutung erlangten.

Schließlich ist zu fragen, ob auch das kaiserliche Bauwesen Friedrichs II. in Italien einen bestimmenden Einfluß auf die deutsche Architektur dieser Epoche ausübte.<sup>56</sup> Diese Frage kann nicht bejaht werden, denn die wichtigsten Bauten Friedrichs II. in Italien entstanden erst im vierten und fünften Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts und konnten somit auf die deutsche Architektur kaum noch Einfluß gewinnen. Ihre Entstehungsbedingungen sind zudem von denen unserer Stauferbauten sehr verschieden. Die „offizielle“ Kunst am Hofe Friedrichs II. ging jedenfalls andere Wege als die Kunst Deutschlands dieser Zeit: Der Kaiseridee des Römischen Imperiums entsprach dort eine Hinwendung zur Antike, ein bewußtes Anknüpfen an die Formen der römischen imperialen Architektur und Skulptur, eine Verherrlichung der kaiserlichen Macht in Triumphatoren und glanzvoller, auf antike Tradition zurückgreifender Bildhauerkunst — Erscheinungen, die mit der staufischen Kunst Deutschlands im frühen 13. Jahrhundert nur wenig gemeinsam haben.

Ein Gemeinsames bleibt aber doch festzustellen: In Süditalien wie im deutschen Stammland zeigte sich die Architektur damals mehr denn je aufnahmebereit gegenüber den neuen, richtungweisenden Bauformen, die in Frankreich längst in Blüte standen und sich unter dem Einfluß der Bauhüttenverbindungen und der vom Kaiser besonders geförderten Zisterzienser rasch verbreiteten. Gegen Ende der Regierungszeit Friedrichs II. wurden auf diese Weise entwickelte gotische Baugedanken in die Formenwelt der kaiserlich-imperialen Kunst einbezogen und damit in gewissem Sinne der Anschluß an die französisch-gotische Baukunst der Zeit hergestellt.

Ein ähnlicher Vorgang vollzog sich auch in Deutschland, indem mehr und mehr gotische Einzelformen als Teile des gotischen Systems die spätromanische Architektur zu bereichern begannen. Der Entwicklungsstand der deutschen Bauhütten erlaubte damals noch nicht die Aufnahme des vollständigen Systems der Kathedrale. Die Steigerung des abendländischen Kaisergedankens unter Friedrich II. aber ebnete einer Entwicklung den Weg, die zur bewußten und vollständigen Aneignung der Kathedralarchitektur führen mußte: In Deutschland wie auch im südlichen Reich des Kaisers strebten alle geistigen Kräfte auf diese gewaltige Synthese hin. Noch vor 1250 begann in Deutschland der Bau der ersten



und einzigen Kathedralen: Straßburg und Köln. Kurz darauf brach diese eindrucksvolle Entwicklung jedoch ab, und nichts beweist deutlicher, wie sehr die abendländische Kaiseridee die Architektur der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts mitbestimmt hatte. Das Erbe der Kathedralbaukunst traten die „Gegenkirchen“ der Kathedrale an,<sup>57</sup> in Südwestdeutschland vor allem die Bettelordenskirchen und die Hallenkirchen, deren Formen sich in den bürgerlichen Stadtkirchen der späten Gotik vereinigten. Die Führung in der Kunst ging an andere soziologische Gemeinschaften über, an die aufstrebenden Städte.

In diesem Geschehen hat die spätstaufige Architektur eine denkwürdige Rolle gespielt. Sie nahm die überlieferten Baugedanken des späten 12. Jahrhunderts und alle zukunftsweisenden Ideen in sich auf und führte sie in einem unvergleichlichen Einschmelzungsprozeß zusammen: die Traditionen der oberrheinisch-elsässischen romanischen Architektur, die spezifisch zisterziensisch geprägten Bauweisen dieses Ordens, die französisch-gotischen Elemente verschiedener Provenienz und schließlich auch vereinzelt Formen der südfranzösischen „Proto-renaissance“. Die Synthese dieser Elemente spiegelt sich in einer Entwicklung der Architektur von großartigem Charakter und ungewöhnlicher Tragweite, einem umfassenden, auch geistesgeschichtlich bedeutsamen Vorgang, der mit den Begriffen der „Rezeption“ oder des „Übergangsstils“ nur unzureichend erfaßt wird und dessen Bedeutung nicht allein in der fortschreitenden Aneignung einzelner Elemente des gotischen Systems gesucht werden kann. Dieses Geschehen war beim Tode Kaiser Friedrichs II. keineswegs abgeschlossen, sondern erst in vollem Werden begriffen.

Auch die deutsche Burgenarchitektur nahm an dieser Entwicklung regen Anteil und selbst kleinere Bauwerke lassen den Wandel der Ausdrucksformen deutlich erkennen. Die Krautheimer Schöpfungen, die Hotz treffend als eine „letzte Möglichkeit der Palastbauhütte“<sup>58</sup> bezeichnete, geben beredtes Zeugnis dieser Vorgänge im Bereich der Baukunst. Für das Verständnis der Krautheimer Formen ist daher nicht allein von Interesse, welche gotischen Elemente (Spitzbogen, Rippengewölbe, Strebpfeiler und Maßwerk) bereits aufgenommen und wie sie im einzelnen verwendet werden, sondern vor allem die Frage nach der Herkunft der Bauformen aus den verschiedenen, ursprünglich widerstrebenden Bautraditionen, nach der Bedeutung der Bauschulen für die spätstaufige Architektur und schließlich nach der Art der Einschmelzung dieser Elemente zu einem schöpferischen Ganzen. So bezeugt die Krautheimer Burgkapelle die Einbeziehung zisterziensischer und nordfranzösisch-gotischer Bauformen in den Bereich der deutschen spätromanischen Architektur auf ihrer an den Kaiserpfalzen und an den rheinischen Domen zu letzter Reife gelangten Entwicklungsstufe und die entscheidende *Synthese* aller dieser Möglichkeiten, die sich in der konsequenten Weiterbildung des staufigen Stils durch die Aufnahme verschiedenartiger Formelemente hier letztmalig widerspiegelt.

## X. Die Bauten in der Nachfolge Krautheims

Die Architektur der späten Stauferzeit erfuhr keine entscheidende Weiterentwicklung mehr, denn nach der Jahrhundertmitte trat ein tiefgreifender Wandel ein, der auch in den Formen der Baukunst sichtbaren Ausdruck findet. Diese Tatsache liegt zutiefst im Wesen der umfassenden Veränderungen begründet, die nach 1250 unter dem Einfluß des Todes Kaiser Friedrichs II. und mit dem Untergang der staufigen Macht vor sich gingen. Die Auftraggeber aus den Kreisen der Ritterschaft, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts namentlich im Burgenbau



lohnende Aufgaben gestellt hatten, waren teils in den Niedergang der Stauer verstrickt oder gerieten in wirtschaftliche Not, teils mußten sie sich infolge der unsicheren Zeitverhältnisse für die nächsten Jahrzehnte mit den vorhandenen Bauten begnügen und auf neue, größere Baupläne verzichten. Bedeutendere Aufträge blieben daher zunächst eine Ausnahme; die Bauhütten wanderten in die Städte ab oder lösten sich überhaupt auf.

Der große Einschmelzungsprozeß der verschiedenen Stile und regionalen Bauweisen, der die vorhergehenden Jahrzehnte auszeichnete, fand ein jähes Ende. Einzelne Bauelemente lösten sich aus dem Zusammenhang und überlebten den Niedergang der alten Baukunst. Die Bauformen der Bettelorden (die viele Eigenheiten der Zisterzienser bewahrten) und die nordfranzösisch-gotischen Bauweisen setzten sich endgültig durch. Die neue Kunst stand nun aber im Dienst der städtischen Bauaufgaben, der Stadtkirchen und der in der Stadt beheimateten Bettelordenskirchen. Von den großen Bischofskirchen wurden nur Köln und Straßburg als ausgesprochene Kathedralen weitergebaut; der Burgenbau trat zunächst stark in den Hintergrund.

So ist es nicht verwunderlich, wenn auch die Krautheimer Burgkapelle, in der viele entscheidende Strömungen der Zeit zusammenflossen, keine „Schule“ im eigentlichen Sinne mehr machen konnte. Die Wirksamkeit der staufischen Bauideen war an den Bestand des alten Reiches, an die Machtstellung der kaiserlichen oder kaisertreuen Herren gebunden und mußte nun entschieden nachlassen. Die letzten Möglichkeiten der Spätromanik hatten in einer zunehmenden Bereicherung, in einer Synthese verschiedenartiger Bau- und Zierweisen gelegen; im Gegensatz hierzu trat nun eine Erstarrung ein, die formgeschichtlich eher zu einer Rückbildung, nicht aber zu einem Fortschritt auf dem bisher verfolgten Wege führen mußte.

Im näheren und entfernten Umkreis von Krautheim entstanden jedoch noch einzelne Bauwerke, die in mehr oder weniger starker Abhängigkeit von der Krautheimer Werkstätte stehen und manche Elemente weitertragen, die in Krautheim ausgebildet waren. Es sind dies die Burgbauten zu Wertheim am Main, Leofels an der Jagst und Lichteneck am Kocher und im Bereich der Kirchenbauten die Klosterkirche zu Gnadental, der Chor der St.-Johannis-Kirche zu Mergentheim und der Westbau der Stadtpfarrkirche zu Aub in Unterfranken.

## 1. Der Burgenbau

### a) Der Palas zu Wertheim am Main

In der Hauptburg der großen Ruine von Wertheim, der Grafenburg des gleichnamigen Geschlechts, erhebt sich unmittelbar neben dem Bergfried ein stattliches, in einigen Teilen gut erhaltenes Wohngebäude des 13. Jahrhunderts mit bemerkenswerten Fenstern des Übergangsstils.

Dieser Bau wurde von Wibel<sup>59</sup> als „Kapelle“ angesprochen und seitdem bis in die neueste Literatur hinein als solche betrachtet, obwohl schon Staatsmann und Piper dieser Auffassung entgegentraten und das Bauwerk mit guten Gründen als Palas bezeichneten. Der Bau ist zweifellos ein Palas der spätromanischen Zeit, der im 15. Jahrhundert entscheidend umgebaut wurde. Möglicherweise enthielt er ursprünglich auch einen Kapellenraum; dies ist jedoch nicht mehr sicher festzustellen.

Das Gebäude hat unregelmäßig viereckigen Grundriß, die Nord- und Südwand verlaufen nahezu parallel, die Ostwand sitzt auf der Umfassungsmauer der Hauptburg auf und tritt in deren Verlauf stark nach Osten vor. Die größte Länge



beträgt etwa 15 m, die Breite etwa 9,50 m. Heute stehen nur noch die Südwand, die Hälfte der Nordwand und vor allem die Westwand aufrecht. An der Westwand läßt sich auch — trotz späterer Eingriffe — die ursprüngliche Stockwerksteilung noch deutlich ablesen: Auf ein hochliegendes Kellergeschoß folgt das erste Stockwerk mit zwei großen Dreierfenstern und einer mittleren Eingangstür. Darüber liegen das Saalgeschoß mit einer heute vermauerten, großen Doppelarkade und das Dachgeschoß mit einem profilierten Kleebogenfenster im Giebel.

In diesem Aufbau läßt sich die typische Gestalt eines staufischen Palas erkennen, und es besteht keinerlei Anlaß, das Gebäude als Burgkapelle zu betrachten. Eigentümlich ist allerdings die Stellung dieses Palas zum Burghof, denn er kehrt seine westliche Giebelseite dem Hof zu und ist auch von dort her erschlossen. Eine etwa 3,50 m über dem heutigen Terrain befindliche Eingangstür vermittelt den Zugang (früher vermutlich über eine hohe Freitreppe), darunter liegt der Eingang zum Keller. Diese westliche Schauseite ist außerdem durch die erwähnten reichen Saalfenster als „Fassade“ gestaltet und im Aufbau symmetrisch, letzteres eine im mittelalterlichen Profanbau seltene Tatsache.

Bemerkenswerte Stilformen zeigen die Fenster. Die im ersten Stockwerk gelegenen Dreierfenster sind jeweils unter einem großen, von Rundstab und Kehle begleiteten Kleebogen zusammengefaßt. Die mittlere Öffnung in jeder Dreiergruppe ist überhöht, die Trennungspfeiler sind ebenso wie die Rahmen der Fensterbögen mit einem mehrfach gestuften Profil versehen, das sich aus wurzelförmigem Ansatz entwickelt. Kapitelle oder Kämpfer fehlen. Auch das Profil des äußeren Kleebogens läuft ohne Unterbrechung durch und beginnt auf der Höhe der Fensterbank sofort in entwickelter Gestalt, d. h. ohne Übergang durch ein Anfängerstück. Die innere Breite der Fensternischen beträgt etwa 2 m; Reste des Ladenverschlusses sind noch erhalten.

Der Vergleich dieser Fensterarchitektur mit den Krautheimer Details ergibt auffallende Übereinstimmung, besonders mit dem Oberlicht des Krautheimer Palasportals. Die drei Fensteröffnungen, deren mittlere überhöht ist, die Profile der auf der Fensterbank stehenden Pfeiler, der Steinschnitt im Scheitel des Bogens und die Art der Mauertechnik verraten deutlich die Eigenheiten der Krautheimer Werkstatt.

Auch die heute vermauerte Fenstergruppe des zweiten Stockwerks ist noch erkennbar. Der Rest des mittleren Pfeilers ist teilweise freigelegt und in einer Aufnahmezeichnung festgehalten,<sup>60</sup> die ursprüngliche Gestalt der Fenster freilich schwer zu ermitteln. Wibel ergänzt sie mit Kleebogenblenden, von denen wie im ersten Geschoß drei Spitzbogenfenster umschlossen werden. Die Profile sind stark differenziert und erinnern an die Gewände der Krautheimer Kapellenfenster. Der mittlere Fensterpfeiler wird durch eine vorgestellte Säule bereichert, die den äußeren Blendbogen trägt. Sie ruht auf flacher, überquellender Basis und besitzt ein elegant gezeichnetes, frühgotisches Knospenkapitell mit flacher Deckplatte. Darüber setzt nach beiden Seiten das Profil des äußeren Bogens an, ein starker Rundstab vor einer Kehle und angefügter Platte.

Das Kleebogenfenster im Giebel und das Portal im ersten Stockwerk sind verhältnismäßig einfach gebildet. Ihre Profile entwickeln sich wieder aus wellenförmigen Ansätzen. Die Außenwände des Bauwerkes waren ähnlich wie in Krautheim früher verputzt, noch heute sind Putzreste vorhanden.

Erstmals hatte Staatsmann den Wertheimer Palas mit Krautheim in Verbindung gebracht.<sup>61</sup> Er hielt die Burgkapelle in Krautheim für jünger und glaubte infolge der Verbindungen zwischen den Familien der Bauherren, daß Konrad



von Krautheim, der Verwandte der Wertheimer Grafen, „dessen Burgsitz nachgebildet habe“. Er meinte, daß die Krautheimer Bauformen gegenüber Wertheim „einen Fortschritt zeigen“ und daß die Werkleute aus Wertheim nach dem Abschluß der dortigen Arbeiten in Krautheim verwendet worden seien.

Zweifellos müssen die Zusammenhänge zwischen den Bauten der zweiten Periode in Krautheim und dem Palas zu Wertheim auf die Tätigkeit der gleichen Werkstätte zurückgeführt werden. Die Frage, ob auch derselbe Meister an beiden Orten wirkte, ist demgegenüber weniger wichtig. Die Krautheimer Hütte ist jedenfalls in ihren charakteristischen Eigenheiten nirgendwo so deutlich zu fassen wie in Wertheim, und man muß bedauern, daß außer den Saalfenstern kaum noch Reste vorhanden sind, die etwas von der architektonischen und räumlichen Konzeption des Baues ahnen lassen.

Die Stilstufe der Wertheimer Bauteile gibt diese gegenüber Krautheim als fortgeschrittener, als später zu erkennen. Es treten manche Neuerungen auf, die freilich keinen echten Fortschritt bedeuten, vielmehr als eine Reduktion betrachtet werden müssen: Die Kapitellzone an den Fenstern wird ausgelassen, die seitlichen Rundstäbe der Fensterrahmen haben keine eigenen Basen, sondern beginnen unvermittelt auf der Fensterbank, die Profile werden spröde und in der Zeichnung geometrisch hart. Eigentliche Bauornamentik fehlt. Die merkwürdige Gestalt der Pfeiler zwischen den Fensteröffnungen beweist vollends, daß sich hier eine Vereinfachung, ja eine Erstarrung abzeichnet. Die lebensvollen und plastisch empfundenen Krautheimer Bauglieder wurden ohne Sinnbezug auf das Ganze der Architektur angewendet und zum Teil verbildet. Der um die Jahrhundertmitte einsetzende Stilwandel kündigt sich bereits an; die gegenüber Krautheim „einfacheren“ Formen weisen daher nicht auf eine frühere Entwicklungsstufe, sondern vielmehr auf eine spätere Schöpfung.

Die Bauzeit des Wertheimer Palas wird seit Wibel „um 1200“ angesetzt. Staatsmann kam auf Grund seiner Vergleiche mit Krautheim und Bronnbach zu dem Ergebnis, die Bauzeit müsse in die Zeit um 1220 verlegt werden.<sup>62</sup> Der Vergleich der Architekturformen des Palas mit der Kapelle zu Krautheim, mit dem südlichen Kreuzgangflügel zu Bronnbach und den Bauten der mainfränkischen Schule führt dagegen zu anderen Annahmen: Mit hinreichender Sicherheit können nun die Jahre zwischen 1240 und 1250 als Bauzeit für den Palas (und für die Zierformen des nördlich anstoßenden Wohngebäudes) angegeben werden. Vermutlich ging ein Teil der Krautheimer Werkleute nach Abschluß der dortigen Arbeiten in den Dienst der Grafen von Wertheim, um den Neubau des Palas ihrer Burg auszuführen. Eine Gleichzeitigkeit der Bauvorgänge ist wegen der fortgeschrittenen Einzelformen in Wertheim unwahrscheinlich.

Auch die unmittelbare Nachbarschaft des Klosters **Bronnbach** ist nicht ohne Einfluß auf die Wertheimer Bauten geblieben. Besonders der östliche Kreuzgangflügel mag damals in der Gegend als vorbildlich gegolten haben, denn er zeigt in seiner reichen und heiteren Ornamentik den mittelrheinischen Dekorationsstil des 13. Jahrhunderts in schönster Vollendung. Die Wertheimer Palasfenster lassen sich freilich eher mit dem etwas nüchternen, auch im Dekor zurückhaltenden nördlichen Kreuzgangflügel vergleichen, der dem östlichen unmittelbar folgte. Die Fensterpfosten mit ihren abgefasten Kanten, die überhöhten Spitzbogen in Dreierteilung und manche Einzelheiten bestätigen diese Abhängigkeit. Der Bauteil gehört wie die Palasfenster in Wertheim schon der Zeit an, als die staufische Baukunst ihren Höhepunkt überschritten hatte.



## b) Leofels an der Jagst

Die nächst Krautheim bedeutendste Burg der späten Stauferzeit im Jagstgebiet ist die Ruine Leofels bei Dünsbach (Kreis Gerabronn). Der regelmäßige Grundriß, das durchgehende Buckelquaderwerk der hohen Mantelmauer und die schönen Reste spätromanischer Palasfenster geben das Bauwerk als eine beachtliche Anlage aus dem Ende der Regierungszeit Kaiser Friedrichs II. zu erkennen. Schon E. Gradmann<sup>63</sup> hatte eine Ähnlichkeit der Bauformen von Leofels und Krautheim hervorgehoben; diese Angabe ist seitdem mehrfach wiederholt worden, ohne daß die Frage jedoch näher geprüft worden wäre.

Links der Jagst, auf einer hohen, scharfen Bergnase über dem Tal, erhebt sich die kleine Burganlage. An der Ostseite des Burggeländes trennt ein etwa 13 m breiter Halsgraben eine dreieckige Fläche von der anschließenden Hochebene ab, auf deren höchstem Platz sich die Hauptburg mit ihrer gut erhaltenen Mantelmauer aufbaut. Die innere Burg hat einen ziemlich regelmäßigen Grundriß: Eine in gerader Linie verlaufende Schildmauer von etwa 33 m Länge erhebt sich gegen die Angriffsseite, beiderseits schließt sich daran nahezu rechtwinklig die Umfassungsmauer in gleicher Stärke an und umgibt den Burgbering in Gestalt eines unregelmäßigen Fünfecks. Das Tor liegt an der Nordwestseite. Hinter der Schildmauer stand ursprünglich ein viereckiger Bergfried, der jedoch vor 1864 abgebrochen wurde. Die Süd- und Nordseite des Bezirkes wurde von den Burgbauten eingenommen, die nur einen kleinen Hof freiließen. Der südliche Bau scheint der Palas gewesen zu sein, der nördliche ein zweiter Wohnbau. Das Torhaus und Teile der Wohngebäude sind im 15. Jahrhundert weitgehend umgebaut worden.

Der Zugang zur Burg liegt auf der Bergseite, die Zugbrücke wird von einem auf dem Burgfelsen errichteten Tor aus beherrscht. Der Burgweg zieht sich an der Nordseite zunächst in westlicher Richtung hin, um dann, nach Osten gewendet, an der westlichen Spitze des Beringes in das Haupttor zu münden.

Neben dem sorgfältig aus Muschelkalk gearbeiteten Mauerwerk des Burgmantels sind besonders die Palasfenster wegen ihrer auffallenden Zierformen hervorzuheben. Es handelt sich meist um Doppelfenster, die durch eine zierliche Mittelstütze getrennt werden. Die Öffnungen sind kleebogig oder spitzbogig gebildet und besitzen zum Teil gotische Maßwerkansätze; auch die Zwickel der Bögen werden durch drei- oder vierpaßähnliche Muster ausgefüllt, die frühgotische Maßwerkformen vorbereiten. Die Fensteröffnungen sind nicht (wie in Krautheim und Wertheim) durch Säulchen oder Rundstäbe gerahmt, sie liegen vielmehr bündig in der Außenwand und sind kantig in das Mauerwerk eingeschnitten. Nur eine Fenstergruppe wird an der Ansichtseite durch ein diamantiertes Band geziert, das aus wurzelförmigem Ansatz entspringt. Die Mittelsäulchen stehen auf der Fensterbank mit einfach rechteckigem Sockel und flacher, über den Sockel hervortretender Basis. Die Kapitelle sind aus der Kelchblockform entwickelt und mit Blattwerk reich dekoriert; ihren oberen Abschluß bildet eine ungegliederte, flache Platte. Die Fenster sind aus geglätteten Quadersteinen gearbeitet und sorgfältig in das umgebende Buckelquaderwerk eingefügt. Sie zierten die ehemals reich ausgestatteten Wohnräume der kleinen Burganlage.

Historische Nachrichten über die Burg aus der ältesten Zeit fehlen. Schumm vermutet mit Recht, daß Leofels eine staufische Reichsburg war. Auffällig ist die Tatsache, daß sich kein Adelsgeschlecht nach der Burg nennt, ihr Besitz wechselt vielmehr zwischen einzelnen Dienstadelsfamilien. Die ältesten bekannten Besitzer aus der Familie von Wiltingen sind im Umkreis der Reichsstadt Rothenburg beheimatet und gehörten einem Beamtenadel an, zu dessen Aufgaben die Ver-



waltung des Reichsgutes rechnete. Die spätere Dorfsiedlung entstand erst im Anschluß an die Burg, so daß der Ursprung der Anlage nicht aus einer früher vorhandenen Ortschaft erklärt werden kann.

Der Vergleich der Ruine mit der Burg Krautheim ist aufschlußreich und für die Datierung der Burg wichtig. Der Grundriß ist eigentümlich in seiner straffen Form und auffallenden Regelmäßigkeit, die komplizierte Umrißlinie des Krautheimer Grundrisses sucht man vergeblich, ebenso die auf den größeren Burgen der Stauferzeit entwickelte typische Abfolge von Bergfried, Palas und Kapelle. Leofels ist — ähnlich wie die nahe gelegenen Burgen Stetten und Tierberg — mit einer geraden Schildmauer gegen die Angriffsseite ausgestattet, die durch einen (frei dahinter stehenden) quadratischen Bergfried gesichert wird. Das Vorbild für diese Form könnte man auf Burg Brauneck suchen, bei der die Verteidigungsanlagen der Angriffsseite ähnlich sind. Im Gegensatz zu Leofels liegt dort allerdings das Tor in der Schildmauer, obwohl in beiden Fällen der Zugangsweg von der Bergseite her kommt.

Bemerkenswerte Ähnlichkeit im Grundriß besteht offenbar auch zwischen Leofels und der Burg Lichteneck am Kocher. Letztere hat zwar keinen Bergfried, aber die Grundform der geraden Schildmauer mit nahezu rechtwinkligen Anschlüssen an beiden Seiten; die von einem starken „Mantel“ umschlossene innere Burg und die Einfachheit der Baugestaltung rücken die beiden Burgen in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis. Was in Leofels bereits auffiel — die einfache, gleichermaßen reduzierte Grundrißgestalt — tritt in Lichteneck noch stärker hervor: Die Burg ist auf die notwendigsten Bauten beschränkt und in einfachsten Formen ausgeführt.

Die Architekturglieder von Leofels stehen auf einer späteren Stilstufe als Krautheim. Das Auftreten der „gotischen“ Formen überrascht hier, denn unmittelbare Vorstufen fehlen in der Gegend. Die Herrschaft des Spitzbogens (neben dem Kleebogen) ist nunmehr gesichert, der reiche Apparat der die Fenster rahmenden Säulchen und Profile, die Wirtel und Basen, Kapitelle und Zwischenglieder fallen weg. Die Öffnungen sind hart in die Wand eingeschnitten und bezeugen bei allem Repräsentationsstreben eine gewisse Kargheit. Die Kapitelle der Mittelsäulchen sind lebendig gezeichnet, bieten aber keine neuen Gedanken, die etwa mit der Krautheimer Ornamentik wetteifern könnten. Neuartig sind dagegen die Ansätze zur Maßwerkbildung und auch die abwechslungsreichen Zwickelfiguren der Fenster, die im südlichen Emporenfenster der Krautheimer Kapelle ein Vorbild haben; neuartig erscheinen überhaupt die gotischen Stilformen — Elemente, die in die Zukunft weisen, wenn sie hier auch noch in den Zusammenhang der spätromanischen Architektur eingebunden sind.

Die Entstehungszeit der Burg Leofels muß auf Grund der Gesamtanlage und der Zierformen um 1240 angesetzt werden, kaum früher. Sie entstand vermutlich als echte „Reichsburg“ zur Sicherung von Reichsbesitz und wurde von einem Ministerialengeschlecht verwaltet. Noch 1864 war die Burg (mit Ausnahme des Bergfrieds) unter Dach und Fach, wurde aber damals abgebrochen und ist seitdem verfallen.

Abschließend soll noch erwähnt werden, daß Bodo Ebhardt die Fensterformen von Leofels mit denen der Burg Celano (Provinz Aquila) in Mittelitalien verglich.<sup>64</sup> Diese große Burganlage wurde 1223 von Kaiser Friedrich II. zerstört, 1225 bis 1230 aber wiederaufgebaut. In Grundrißform und Aufbau bestehen anscheinend keinerlei Zusammenhänge zwischen beiden Bauten; die Fensterarchitektur verrät jedoch eine überraschende Ähnlichkeit im einzelnen wie in der Gesamterscheinung.



In beiden Fällen erscheinen zierliche, gekuppelte Spitzbogenfenster, mit Maßwerk gefüllt und mit einer gotischen Vielpaßfigur im Bogenzwinkel. Das Maßwerk ist in Celano fünfteilig, in Leofels dreiteilig.

Wie schon erwähnt, läßt sich in einigen Bereichen der Architektur eine Annäherung der Formensprache im nördlichen und südlichen Teil des Reiches verfolgen, die sich in den letzten Jahrzehnten der Regierungszeit Friedrichs II. anbahnte. Zwar sind die Formen von Leofels aus der deutschen Entwicklung hinlänglich zu erklären, ihr Auftreten an diesem Ort und die auffallende Verwandtschaft mit italienischen Beispielen dieser Zeit ist dennoch beachtenswert. Vielleicht hat auch hier der Austausch zwischen den einzelnen Teilen des Reiches zu neuen gemeinsamen Ausdrucksformen in der Architektur geführt.

Das Verhältnis der Burg Leofels zu Krautheim deutet zwar auf einen gewissen Schulzusammenhang, allein damit sind die Einzelheiten dieser Ruine nicht völlig erklärt. Der weiteren Forschung verbleiben hier noch Aufgaben.

### c) Lichteneck am Kocher

Burg Lichteneck am Kocher (Kreis Künzelsau) ist neben der Stammburg Krautheim die einzige noch bestehende Burganlage, die nachweislich von einem Mitglied der Familie von Krautheim errichtet wurde. Ausnahmsweise hat sich hier eine Urkunde erhalten, die über die Bauzeit genaue Auskunft gibt. Im Jahre 1251 vergleicht sich nämlich Kraft von Boxberg mit dem Kloster Kumburg wegen Grund und Bodens der von ihm erbauten Burg Lichteneck bei Ingelfingen.<sup>65</sup> Kraft muß die Veste demnach vor 1251 errichtet haben, zu einer Zeit also, da die Stammburg Krautheim bereits im Besitz der Grafen von Eberstein war und Kraft sich nach seinem Rückzug von der staufischen Sache wohl dem weiteren Ausbau seiner Besitzungen widmete. Mit dem Bau der Burg Lichteneck stießen die Krautheimer vom Jagsttal aus in das benachbarte Kochertal vor, um auch dort festen Fuß zu fassen.

Burg Lichteneck erhebt sich über Ingelfingen rechts des Kochers auf einer in halber Höhe des Talhanges vorspringenden Terrasse im Wellenkalk. Die Burganlage ist nicht sehr groß und heute leider stark zerstört. Der Grundriß ist nicht mehr überall festzustellen und wohl auch nie genau aufgemessen worden.

Der Bauplatz wird vom Kochertal und von einer tiefen, talähnlichen Klinge begrenzt. Der steil abfallende Berg ist an seinen Hängen mit Wein bewachsen. An der Bergseite trennt ein gut erhaltener Halsgraben den Bauplatz vom Bergmassiv ab. Über dem Graben steht die starke, etwa 26 m lange und bis zu etwa 15 m hohe Schildmauer, an deren Enden die hohe Mantelmauer etwa rechtwinklig und in gleicher Höhe anschließt. Diese seitlichen Mauern setzen sich an der Südseite noch 14 m, an der Nordseite noch etwa 7,50 m fort und sind dann abgebrochen. Ihr ehemaliger Verlauf ist ohne Grabungen nicht mehr zu ermitteln, lediglich an der Talseite lassen Erhöhungen im Gelände den Zug der Mauer stellenweise noch erkennen. Die genaue Form des Grundrisses bleibt aber unklar.

Das Mauerwerk der Ruine besteht größtenteils aus sorgfältig bearbeiteten lagerhaften Bruchsteinen von Muschelkalk in meist durchgehenden Schichthöhen; den Zwischenraum der äußeren Schalen von grobsteinigem Mauerwerk füllt Gußgemäuer aus Kalksteinen mit viel Mörtel. An den Ecken der Schildmauer sind größere Eckquadern eingefügt, das Mauerwerk hat durchweg rauhen Charakter.

Über die Burgbauten läßt sich nur wenig aussagen. Einzig die Schildmauer ist stellenweise gut erhalten und besitzt bei einer Stärke von mehr als 2 m im Inneren eine Treppe, die entweder zu den oberen Geschossen des anschließenden



Palas oder aber auf die Mauerkrone führte. An die Schildmauer stößt im Burghof eine etwa 1,20 m starke, parallel zur südlichen Außenwand verlaufende Mauer etwa rechtwinklig an. Vermutlich war dies die Hofwand des dort gelegenen Palas, denn die südliche Außenmauer der Burg zeigt hier in größerer Höhe die Reste von bedeutenden Fensteröffnungen, die auf einen Palas deuten, auch erinnert der Rest eines Kamins an der inneren Südwand an die ehemalige Bestimmung dieses Bauteils. Die übrigen noch im Burghof erkennbaren Ruinen erlauben vorläufig keine sichere Rekonstruktion. Gottschalk<sup>66</sup> erwähnt noch die Öffnung eines Kellers, „der erst in den neuesten Zeiten, bei Räumung des Platzes, mit unbrauchbarem Schutt ausgefüllt wurde“.

Der Zugang zur Burg muß auf der Bergseite gesucht werden, wo noch im vorigen Jahrhundert ein freistehender Mauerpfeiler zu sehen war, auf dem wahrscheinlich die Zugbrücke ruhte. Da die Schildmauer kein Eingangstor enthält, muß dieses — ähnlich wie in Leofels — an der Talseite gelegen haben.

Die Bauformen der Ruine Lichteneck spiegeln deutlich die Tendenzen wider, die sich in den Jahren um und nach 1250 in der Architektur abzuzeichnen beginnen. Die große Zeit des Burgenbaues geht zu Ende, die tragenden Kräfte der Entwicklung, die zahlreichen adligen Geschlechter, treten nach dem Untergang der staufischen Sache mehr und mehr in den Hintergrund. Das Streben, den Familienbesitz zu sichern und auszubauen, wird gegenüber dem früher entscheidenden Dienst für Kaiser und Reich wichtig, die wirtschaftliche Kraft läßt häufig infolge fehlender Einkünfte empfindlich nach. Das Ergebnis ist in der auf das Notwendigste beschränkten, reduzierten Grundrißgestalt der Burg und aller Einzelheiten ihres Aufbaues zu verfolgen. Neue, zukunftsweisende Gedanken fehlen; die bisherigen Grundsätze werden noch einmal verwirklicht, wenn auch unter Verzicht auf Repräsentation und Gedankenreichtum der Architektur. Sogar die Qualität des Mauerwerkes beginnt nun nachzulassen; an die Stelle des sorgfältigen Quaderwerkes treten in Lichteneck rauhe, lagerhafte Bruchsteine, noch schwerer wiegt der Verzicht auf ornamentalen Zierat, der noch in Krautheim eine so wichtige Rolle spielte.<sup>67</sup>

Entwicklungsgeschichtlich steht die Burg Lichteneck am Ende einer glanzvollen Reihe als spätes, vereinfachtes Schlußglied. Die in Leofels bereits erkannte Tendenz der Kargheit und zunehmenden Vereinfachung hat sich nunmehr durchgesetzt, und es ist nicht verwunderlich, daß wichtige neue Burganlagen nach der Mitte des 13. Jahrhunderts in unserem Gebiet zunächst nicht zu finden sind.

## 2. Der Kirchenbau

### a) Die Klosterkirche zu Gnadental

Konrad von Krautheim, der mutmaßliche Erbauer der Burgkapelle zu Krautheim, hatte das von ihm gegründete Zisterzienser-Frauenkloster Gnadental bei Hall nach 1245 mit reichen Gütern beschenkt. Er zog sich mit seiner Gemahlin in das Kloster zurück und hat dort bis zu seinem Tod im Jahre 1267 gelebt. In seinem Testament vermachte er sein Hab und Gut zunächst seiner Gemahlin Kunigunde, nach deren Tod sollte es an den Konvent in Gnadental fallen. Seine Tochter wurde vermutlich die erste Äbtissin des Klosters. Die Nonnen hielten das Andenken des Stifters und seiner Gattin in hohen Ehren und verpflichteten sich, seinen Jahrtag wie den des Königs Richard von Cornwallis zu begehen.<sup>68</sup>

Diese zweite Klostergründung — das erste Kloster in Hohebach war nach Gnadental verlegt worden — verrät Konrad als einen eifrigen Bauherrn, und gerade diese spätere Bautätigkeit Konrads stützt die Annahme, daß er auch in



Krautheim die entscheidenden Pläne zum Bau der Burgkapelle anregte. Nicht ohne Grund hat man daher eine Abhängigkeit der Klosterkirche zu Gnadental von der Burgkapelle zu Krautheim erkennen wollen. Staatsmann<sup>69</sup> meint, daß man in der Raumdisposition beider Bauwerke „einige Ähnlichkeit“ finde und daß manche Einzelheiten der Dekoration große Verwandtschaft mit Krautheim erkennen ließen, ja zum Teil aus derselben Meisterhand hervorgegangen seien. Letzteres glaubte er vor allem von dem Pflanzen- und Tierornament der Fenster sagen zu müssen. In der Tat erweisen die Grundrißdisposition und der Aufbau der Gnadentaler Kirche eine enge Verwandtschaft mit Krautheim, der Formschatz der Ornamentik aber und auch die konstruktiven Elemente weichen in vieler Hinsicht offensichtlich von Krautheim ab.

Die einschiffige Klosterkirche zeigt im Grundriß einen langen, rechteckigen Hauptraum, dessen westlicher Teil als Nonnenempore zweigeschossig ausgebildet war (heute verbaut). Nach Osten schließen sich zwei querrechteckige Vorjoche an, die sich zu dem quadratischen Altarraum in einem Triumphbogen öffnen. Der erhöhte Altarraum ist gegenüber dem Langhaus eingezogen. Der für den Vergleich mit Krautheim entscheidende, älteste Teil der Kirche umfaßt die beiden östlichen Vorjoche und den Altarraum, die auch räumlich eine Einheit bilden, da sie gegen den Westteil unten durch eine (von drei Türen durchbrochene) Scheidewand und oben durch einen hohen Bogen abgetrennt sind. Die innere Länge der Ostteile beträgt einschließlich des Altarraumes etwa 16,40 m, die Größe des Altarraumes 6 m im Quadrat.

Den Altarraum überdeckt ein Kreuzrippengewölbe auf quadratischem Grundriß, das in den Raumecken auf Kapitellen ruht, die ihrerseits von etwa 2,20 m langen, abgekragten Diensten auf Konsolen getragen werden. Die Gewölbe stützen sich auf unprofilierte Wandschildbögen und besitzen leicht steigende Kapfen.

Der die Vorjoche umfassende Raum ist ebenfalls nahezu quadratisch und wird durch einen breiten Gurtbogen in zwei querrechteckige Joche zerlegt. Der Gurtbogen ruht auf schweren, weit ausladenden Wandkonsolen, die beiderseits auch die Rippen und die Wandschildbögen aufnehmen. Die Diagonalrippen steigen in den Ecken des Raumes ebenfalls von abgetreppten Konsolen auf. Die Kämpferhöhe ist in den beiden Vorjochen und im Altarraum gleich und wird durch das an den Wänden weitergeführte Profil der Deckplatten betont. Die Profilstreifen sind an den Fenstern unterbrochen.

Der Zugang erfolgt an der Südseite der Kirche durch zwei ornamentierte Portale. Eigentümlich schwerfällige Formen zeigt besonders das westliche Spitzbogenportal, bei dem das derbe Sockelprofil nach Hirsauer Art um die Portalöffnung herumgeführt ist. Das Tympanon trägt ein einfaches Kreuz als Schmuck.

Die großen Fenster mit ihren außerordentlich bezeichnenden Einzelformen des Übergangsstils und selbständigen, frühen Maßwerkversuchen sind zwei- oder dreigeteilt und mit eigentümlichem Schmuck versehen. In der Südwand des Altarraumes sind zwei dicht nebeneinanderliegende einteilige Spitzbogenfenster mit darüber schwebendem Rundfenster angebracht. Die Fenster sind durchweg spitzbogig und verzichten auf die in Krautheim üblichen profilierten Rahmen, besitzen aber unterschiedlich gebildete Teilungspfeiler und durchbrochene Steinplatten als Maßwerkfüllung im Bogenfeld. Diese Gestaltung der Fenster ist erstaunlich abwechslungsreich und für die Epoche sehr charakteristisch.

Hervorzuheben bleibt eine Eigenheit des Fensters im westlichen Vorjoch auf der Südseite. Dieses reicht nicht wie die übrigen Fenster bis auf eine Höhe von



etwa 2,50 m über dem Fußboden hinab, sondern endet schon kurz unterhalb der Kämpferhöhe. Wahrscheinlich sollte es zur Beleuchtung einer *Empore* dienen, die der Nonnenempore vorgelagert und vermutlich als Sitz für den Stifter gedacht war. Das Fenster ist aus diesem Grunde dreiteilig gebildet, eine Erscheinung, die in Krautheim in ähnlicher Weise beobachtet wurde.

Die dekorativen Einzelformen weichen von der Krautheimer Zierweise stark ab. Das Profil der im Halbkreis geführten Diagonalrippen hat die Form eines abgekanteten, beiderseits gekehlten Stabes, der sich oberhalb der Deckplatte aus rechteckigem Ansatz entwickelt und in den Kehlen mit Rosetten verziert ist. Diese (meist sechsteiligen) Rosetten kehren auch an anderen Profilen und am Portal immer wieder und bilden das hervorstechendste Kennzeichen der Gnadentaler Ornamentik. Die Kapitelle bzw. Konsolen sind demgegenüber verhältnismäßig trocken gezeichnet, sie verwenden meist überfallende und verschlungene Band- und Palmettenmuster und stehen hinter den lebensvollen Krautheimer Kapitelltypen weit zurück.

Der Kirchenbau ist aus gelblichen bis rotbraunen Sandsteinen aufgeführt, die Quadertechnik ist ganz hervorragend und besonders im Steinschnitt von hohem Interesse. Die Mauern sind von unzähligen Steinmetzzeichen bedeckt. Staatsmann hat die Zeichen sorgfältig aufgenommen und für die Baugeschichte der Klosterkirche auszuwerten versucht.<sup>70</sup>

Insgesamt erscheinen die Formen der Kirche ein wenig fremdartig; manche Details vor allem sind sonst in dieser Gegend nicht geläufig. Zwar wurden an den benachbarten Türmen von Kumburg zahlreiche Einzelformen der Dekoration (besonders an den Schallarkaden) im Sinne des Übergangsstiles entwickelt, die merkwürdig „gotische“ Gesamterscheinung des Raumes in Gnadental ist aber durchaus neuartig und muß damals als Fortschritt empfunden worden sein. Die gotischen Baugedanken bleiben freilich in der Schwere der romanischen Grundauffassung gefangen.

Zweifellos haben die Bauvorschriften des Ordens entscheidenden Einfluß auf die Gestalt der Kirche gehabt, und es kann als sicher gelten, daß klösterliche Bauleute und nicht eine staufische Bauhütte des Mittelrheingebietes hier am Werke waren. Daher rühren auch die Verschiedenheiten gegenüber Krautheim. Wesentliche Übereinstimmungen müssen aber anerkannt werden; Die allgemeine Disposition der Nonnenkirchen, auf die bei der Betrachtung Frauentals<sup>70a</sup> näher eingegangen wurde, ergibt auch hier wieder eine enge Beziehung zwischen der herrschaftlichen Kapelle in Krautheim und der Frauenklosterkirche. Der Schnitt durch die Ostteile der Kirche ähnelt im Aufbau weitgehend dem Krautheimer Kapellenraum. Hier wie dort beruht die Raumkomposition auf dem Ineinanderwirken zweier selbständiger Räume, eines im großen Bogen sich öffnenden Altarraumes und des überhöhten, quadratischen Hauptraumes. Die Abhängigkeit von Krautheim wird noch stärker bestätigt, wenn man annimmt, daß in dem westlichen der beiden Vorjoche in Gnadental ein Emporeneinbau in der Art der Krautheimer Herrschaftsempore geplant war. Darauf weist nicht nur der in Staatsmanns Bauaufnahme an dieser Stelle erkennbare Bogenansatz hin, sondern auch das erwähnte hochgelegene, dreiteilige Fenster. Manche anderen Anklänge mögen hingegen mehr den allgemeinen Stiltendenzen der Zeit zugeschrieben werden.

Kann auf diese Weise ein typologischer Zusammenhang der Gesamtform mit Krautheim festgestellt werden, so ist andererseits die Herkunft der Details schwerer zu bestimmen. Bisher hat man sich mit dem allgemeinen Hinweis auf die nahegelegenen Kumburger Osttürme begnügt. Gradmann hatte auch Be-



ziehungen zum Kloster Schöntal vermutet. P. Schmidt stellte darüber hinaus Zierelemente der „Ellwanger und Faurndauer Schule“ fest und rechnete die Kirche überhaupt dem „Ellwanger Kreis“ zu; die von Rosetten begleiteten Gewölberippen seien vom Weinsberger Chor, die Kämpferform von der Gelnhäuser Schule angeregt.

Zunächst fällt auf, daß Gnadental im Gegensatz zu Krautheim vom Maulbrunner Formkreis weitgehend unabhängig ist. Außer einigen zisterziensischen Eigenheiten, die nicht allein für Maulbronn kennzeichnend sind (z. B. Abkrugung der Dienste), gibt es in der Dekoration kaum Berührungspunkte. Auf der anderen Seite fehlt aber auch eine engere Verbindung zu den mittelhheinischen Bauhütten. Entscheidend bleibt in erster Linie der Einfluß der Bautradition des Ordens, verbunden mit Erinnerungen an oberrheinische Bauten, die man im Ansatz der Gurtbögen auf gestaffelter Konsole, in den polsterähnlichen Konsolkapiteln und in den Entwässerungstrauten am Außenbau erkennen mag. Möglicherweise liegen auch französische Einflüsse vor. Die deutsch-romanischen Erinnerungen treten jedenfalls merklich zurück, ohne daß jedoch das gotische „System“ irgendwie spürbar wäre.

Von den verschiedenen Hinweisen auf die Herkunft der Bauformen ist besonders der auf Weinsberg wichtig, denn nur dort (von weniger bedeutenden Beispielen abgesehen) ist die eigentümliche Dekoration mit Rosetten so beliebt gewesen. Das Verhältnis von Gnadental zu Weinsberg ist leider noch nicht näher untersucht worden.

Als entscheidendes Vorbild für die Kirche in Gnadental muß schließlich der alte Bau der Klosterkirche von Schöntal angesehen werden. Auf der bekannten Abbildung des Klosters vor dem Umbau des 18. Jahrhunderts sind die Ostteile der Klosterkirche mit großer Sicherheit als ein frühgotisches Bauwerk zu erkennen. Im Anschluß an ein niederes, offenbar älteres Langhaus erheben sich die Ostteile als hoher, kreuzförmiger Bau. An den Ecken von Querhaus und Chor steigen ungegliederte Strebepfeiler bis unters Dach auf. In der nördlichen Chorwand liegen zwei große Rundfenster übereinander, in der Wand des Querhauses ein hohes dreiteiliges Maßwerkfenster und ein Portal. Der Charakter des Bauwerkes deutet auf eine Anlage aus dem zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts; die ungegliederten Wände, die schlichten, hohen Strebepfeiler und die Fensterformen fordern zu einem Vergleich mit Gnadental heraus.

Das Kloster Gnadental entstand der Visitation des Abtes von Schöntal und dürfte auch während des Baues von dorthier nachhaltig gefördert worden sein. Daß tatsächlich bauliche Zusammenhänge bestehen, ist auch in dem Umstand erkennbar, daß ein Teil der Maßwerkfenster der um 1250 errichteten Kilianskapelle im Klostervorhof von Schöntal offensichtlich Gnadentaler Mustern folgt. Da überdies der Bauherr Konrad von Krautheim enge Beziehungen zum Kloster Schöntal unterhielt, lassen sich diese Einwirkungen auch historisch sicher belegen.

Als Ergebnis der Betrachtung Gnadentals bleibt festzuhalten, daß der Einfluß der Krautheimer Burgkapelle auf die Raumdisposition der Ostteile der Klosterkirche als sicher gelten darf. Der Aufbau im einzelnen, die konstruktiven Mittel und die Bauornamentik gehen aus der Ordenstradition hervor bzw. hängen mit dem schwäbischen Kreis um Weinsberg und Korbung zusammen. Der spätromanische Stil wird durch die Aufnahme gotischer Elemente geklärt und vereinfacht, das gotische System als Ganzes konnte jedoch noch keine Aufnahme finden, vielmehr gelangte man unabhängig von den großen gotischen Vorbildern im Rahmen der Tradition zu neuen Formen der Baugestaltung.



Die Bauzeit ist nicht überliefert. Nichts steht jedoch der Annahme im Wege, daß mit dem Bau der Klosterkirche bereits kurz nach der Neugründung (um 1245) begonnen wurde. Die Ostteile der Kirche sind einheitlich und in rascher Folge entstanden und spätestens um 1260 vollendet gewesen. Der Bau folgt somit knapp ein Jahrzehnt auf die Burgkapelle in Krautheim. Die ausführenden Kräfte dürften aus einer Ordensbauhütte stammen, der Baumeister kannte Krautheim und unterhielt dorthin rege Beziehungen. Ob er mit dem Krautheimer Meister identisch ist, bleibe dahingestellt.

#### b) St. Johann zu Mergentheim

In der Kirche St. Johann zu Mergentheim haben sich die gotischen Bauformen endgültig durchgesetzt und treten bereits in voll ausgebildeter Gestalt auf.

Das Bauwerk war ursprünglich eine Ordenskirche und wurde von dem in Mergentheim reich begüterten Johanniterorden errichtet. Die Baugeschichte der ältesten Zeit ist unklar und bis heute nicht zuverlässig bearbeitet. Schönhuth<sup>71</sup> gibt auf Grund alter Überlieferung für den Baubeginn das Jahr 1250 an. Dehio<sup>72</sup> bezweifelt diese Datierung und meinte, die Angabe könne nur für den Unterbau des Turmes zutreffen, die Kirche sei „kaum vor Ende des 13. Jahrhunderts“ gebaut worden.

Die Kirche ist eine große, wohlräumige Gewölbekirche mit langgestrecktem, in fünf Seiten des Achtecks geschlossenem Chor und hohem Turm im Winkel zwischen Altarhaus und südlichem Seitenschiff. Der Bau hat fünf querrrechteckige Joche im Langhaus, denen beiderseits längsrechteckige Joche in den Seitenschiffen entsprechen. Die Schiffe werden durch starke quadratische Pfeiler getrennt, auf denen hohe Spitzbogenarkaden ruhen. Die Rippengewölbe des Mittelschiffes gehen von kräftigen Diensten aus, die den Pfeilern vorgelegt und in verschiedenen Höhen unvermittelt abgekragt sind. Der Chor hat bei einer Breite von 8,25 m eine innere Länge von etwa 18 m. Er besteht aus zwei Vorjochen und einem Altarraum im 5/8-Schluß. Im Rahmen dieser Betrachtung interessieren vor allem die Ostteile der Kirche, der Turm und der Chor.

Der Turm ist (abgesehen von seinem oberen Abschluß) der älteste Teil der Kirche. Er ist in sieben Geschossen aufgebaut und mit Ecklisenen versehen. Die einzelnen Stockwerke sind jeweils mit einem gekehlten Rundbogenfries abgeschlossen. Im Erdgeschoß öffnet sich nach Osten ein dreiteiliges Spitzbogenfenster in einer großen Blende, die mittlere Öffnung ist nach Krautheimer Art überhöht. Der unterste Raum im Turm ist mit einfachem grätigem Kreuzgewölbe überdeckt.

Der Chor wird außen durch hohe, dreifach gestufte Strebebögen mit satteldachartiger Abdeckung gegliedert. Oberhalb der Strebebögen geht eine lisenenartige Eckverstärkung (ähnlich wie in Frauental und Röttingen) bis zum Gesims weiter. Die Chorfenster sind mit einfach geschrägtem Gewände in die Mauer eingeschnitten und (mit Ausnahme des Mittelfensters) zweiteilig gebildet. Das heute vorhandene Maßwerk der seitlichen Fenster gehört wahrscheinlich nicht zum ursprünglichen Bestand.

Das Mittelfenster zeichnet sich vor den anderen durch einen reich profilierten Rahmen aus, der das Vorbild der Krautheimer Kapellenfenster nicht verleugnet: Im Gewändeschnitt folgt von außen nach innen eine Kerbe, ein schräggestellter Stab vor einer tiefen Kehle und dann ein Rundstab, der mit einem weiteren Einschnitt den Anschluß an das innere Gewände herstellt. Der Rundstab beginnt auf der Fensterbank als Säulchen mit Basis und rechteckigem Sockel, die übrigen Glieder des Profils enden in wurzelförmigem Ablauf wie in Krautheim. Am



inneren Gewände ist dieses Profil in ähnlicher Form wiederholt. Dort sitzt noch ein zweiter innerer Rundstab mit kleiner Konsole auf der abgeschrägten Fensterbank. Ob das reiche und schöne Maßwerk des Fensters aus der ersten Bauzeit stammt, müßte noch genauer untersucht werden. Manche Anzeichen sprechen dafür.

Das Innere des Altarraumes ist licht und streng. Die Gewölbe mit ihren nahezu waagerechten Scheiteln werden von schwach gekehlten Rippen und spitzbogigen Wandschildbögen getragen. Die gekehlten Rippen steigen in den Polygonecken von hohen, schlanken Eckdiensten mit achteckigem Sockel auf; in den beiden Vorjochen ruhen sie auf Wandkonsolen. Der Schlußstein im Polygon ist mit Blattwerk geziert, der des östlichen Chorjoches trägt das Lamm Gottes, der letzte ist einfach ringförmig gebildet. Die Dienste besitzen keine Schafringe.

Für den Vergleich mit Krautheim sind neben dem Chorfenster noch zwei Einzelformen wichtig. Im Obergaden des Langhauses fallen im vierten Joch der Außenwand Doppelfenster auf: Eine große, rundbogige Blende umfaßt jeweils zwei Spitzbogenfenster. Das ist die Form des Doppelfensters am Krautheimer Bergfried, die sonst in der Gegend kaum vorkommt. Im Innenraum ist im ersten Joch des südlichen Seitenschiffes der Gurtbogen zu beachten, dessen Profil zweifellos den Rippen im Krautheimer Schiffgewölbe nachgebildet ist.

Für die Datierung der Kirche ist die sparsam verwendete Bauornamentik im Chor von großem Wert. Die Konsolen und Kapitelle sind mit Blattornamenten, Tierbildern und menschlichen Gestalten geziert. So erscheinen zwei menschliche Tragefiguren in der Krautheimer Art, weiterhin zwei mit den Hälsen ineinander verschlungene Drachen, ein Kapitell mit aufwärts wachsenden, gelochten Weinblättern, eines mit zwei Reihen fünfteiliger Rosetten, ein anderes mit einer großen Maske, weiterhin eine menschliche Maske, die beiderseits von Fabeltieren (Drachen) gebissen wird, und schließlich ein Adlerkapitell mit frontal gestelltem, dickbauchigem Adler. Kapitelle und Deckplatten sind zum Teil achteckig gebildet, die Deckplatten erinnern in ihrem einfachen Aufbau an die der südlichen Kapellenfenster zu Krautheim.

Für den Vergleich mit Krautheim bietet die genaue Bestandsaufnahme der Ornamentik, die bisher fehlte, überraschende Möglichkeiten: Nahezu der gesamte Krautheimer Formenschatz wird hier noch einmal ausgebreitet. Das gilt für die menschlichen Tragefiguren und die verschlungenen Drachen und Adler ebenso wie für die gelochten Weinblätter, die Rosetten und für das „Bedrohungsmotiv“. Man gewinnt den Eindruck, in die entwickelte gotische Architektur habe man den spätromanischen Schatz an Dekorationsformen hinübergerettet.

Die Übereinstimmung der Formen ist verblüffend, die Qualität der Arbeit in Mergentheim jedoch geringer. Die Figuren haben an Volumen und plastischer Wirkung verloren, sie sind feingliedriger, dünner geworden, das Blattwerk erscheint starr und ohne die in Krautheim spürbare Anlehnung an das Naturvorbild. Diese Verschiedenheiten sind nicht ohne weiteres aus einem geringeren Können der beteiligten Künstler zu erklären, sondern haben ihre Ursache in erster Linie im Stilwandel um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Damals brach die auf eine naturalistische Wiedergabe des Menschen, der Tierwesen und des Blattwerkes abzielende Darstellungsweise plötzlich ab, indem an die Stelle der lebensnahen Skulptur eine unkörperliche, abgekehrte, bisweilen auch starre Form des Ausdrucks trat, im ganzen also eine Reduktion, ein Rückzug auf das unbedingt Notwendige, Kargheit und Strenge gegenüber dem bisher auf das Malerische gerichteten Gestaltungswillen. Diese Tendenzen sind hier auch in der Ornamentik



unmittelbar zu verfolgen und fallen mit der endgültigen Anerkennung der knappen gotischen Form in der Architektur zusammen. Wenig später sollte die Bauornamentik überhaupt zurücktreten, nur das buckelige Laubwerk der hohen und späten Gotik, das in stereotyper Wiederkehr an allen Kapitellen gleichmäßig verwendet wird, setzt dann die alte Linie noch eine Weile fort.

Auf diesem Weg ist die Johanniskirche in Mergentheim ein wichtiges Beispiel, nicht nur für das württembergische Franken, sondern für das Main- und Neckargebiet überhaupt. Sie bleibt einerseits dem spätromanischen Formenkreis der Krautheimer Burgkapelle verpflichtet, zum anderen stellt sie erstmals den neuen gotischen Bauorganismus in völliger Reinheit dar.

Der Chor — wie überhaupt die gesamte Kirche — trägt noch zisterziensische Züge, die in mancher Hinsicht an Frauental erinnern, andererseits aber tritt die gotische Baukunst der Bettelorden bestimmend hervor; die Verwandtschaft mit der Dominikanerkirche St. Paul in Eßlingen kann nicht übersehen werden. Diese beiden Wurzeln, die schlichte Gestalt der zisterziensischen Nonnenkirchen und die Bettelordensarchitektur des 13. Jahrhunderts, erklären den Mergentheimer Bau hinreichend.<sup>73</sup>

Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt die von Schönhuth vertretene Datierung des Baubeginns an Überzeugungskraft. Wenn die Krautheimer Kapelle um 1240 vollendet war, müssen die Ostteile der Kirche St. Johann bald darauf gefolgt sein, und es unterliegt daher keinem Zweifel, daß sie um 1250 begonnen und spätestens in den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts vollendet wurden. Auch das Langhaus dürfte kurz darauf entstanden sein, wenn auch hier einige Unsicherheiten in der Bauausführung die Erklärung der Baugeschichte erschweren.

Für die Forschung bleibt noch die Aufgabe, die Bedeutung des Bauwerkes im Rahmen der Architektur der Johanniter zu untersuchen. Dieser Orden hatte in der Gegend auch in Wölchingen Besitz, und es besteht Anlaß, ihm den Bau der großen romanischen Kirche in Wölchingen zuzuschreiben. Leider liegen hierzu noch keine wesentlichen Arbeiten vor.

#### c) Der Westbau der Pfarrkirche zu Aub

Als letzter Bau in der Nachfolge Krautheims soll die abseits von den großen Verkehrslinien gelegene Pfarrkirche des fränkischen Städtchens Aub (Kreis Ochsenfurt) betrachtet werden. Ihr Westbau ist ein hervorragendes Denkmal des Übergangsstiles, das weitgehend unbekannt geblieben ist, wegen seiner künstlerischen Qualität jedoch besondere Aufmerksamkeit verdient.

Die Kirche besteht heute aus drei Teilen, dem spätromanisch-frühgotischen Westbau, dem saalartigen Langhaus und dem langgestreckten Chor mit seitlichem Glockenturm. Der Westbau besitzt den größten architektonischen Wert. Er hat in seinem Charakter „etwas von der Art eines Westquerschiffes“, ragt allerdings nicht über die Seitenschiffe der Kirche hinaus und sollte daher besser als „Westbau“ angesprochen werden.<sup>74</sup>

Der Bau ist dreischiffig, zweigeschossig und zwei Joche lang. Im Untergeschoß trennen viereckige Pfeiler mit rechteckigen Vorlagen und eingebundenen Ecksäulen die drei Schiffe. Der Raum ist — wie das Untergeschoß in den Doppelkapellen der Pfalzen — niedrig und schwer, das Obergeschoß dagegen (d. h. der Raum auf der Empore) leichter und höher. Die Kreuzrippengewölbe haben halbkreisförmig gezeichnete Rippen, die von den diagonal gestellten Deckplatten der Ecksäulen aufsteigen. Die Säulen stehen auf flachen, wulstigen Basen über einfachen Sockeln mit abgeschweiften Ecken. Den Mittelpfeilern entsprechen an den Wänden analog gebildete Wandpfeiler als Gewölbeträger.



Im Obergeschoß werden die Schiffe durch schlanke Bündelpfeiler getrennt, in ihrem Aufbau sind je acht Dienste um einen kreisrunden Kern angeordnet; den freistehenden Stützen entsprechen wiederum ähnlich gebildete Wandpfeiler. Der Westbau öffnet sich oben und unten in drei Bögen zum Langhaus und wird auf der Empore durch eine spätgotische Brüstung abgeschlossen. Der Aufstieg erfolgt über eine Wendeltreppe in der Südwestecke des Bauwerkes, die jedoch nicht dem ursprünglichen Bestand angehört.

Außen hat der Bau seitliche Strebepfeiler und ist mit dem Langhaus unter einem hohen Satteldach mit westlichem Giebel vereinigt. Die Westfassade nimmt in ihrem unteren Teil das Hauptportal auf, im Obergeschoß liegt in der Mitte eine große, mit reichem Maßwerk gefüllte Fensterrose, rechts und links sind Spitzbogenfenster eingelassen. Das Mauerwerk ist heute verputzt und daher in seiner ursprünglichen Beschaffenheit nicht mehr zu erkennen.

Bedeutsam ist das Westportal. Es bildet eine rechteckige, von einem Rundstab gerahmte Nische, über der eine große, rundbogige Blendnische eingetieft ist. Die Portalöffnung selbst ist spitzbogig mit dreifach gestuftem Gewände, dessen Rücksprünge beiderseits mit Säulchen auf wulstigen Basen und polygonalen Sockeln ausgesetzt sind. Das äußere Profil der Spitzbogenöffnung ist mit einem Sternchenmuster zwischen zwei Rundstäben verziert und endigt unten wurzelförmig; die Kapitelle (von Viertelkreisgrundriß) sind in ihrer Grundform aus dem Kelchblock entwickelt, ihre Deckplatten in drei Stufen schwach profiliert. Über den Deckplatten setzen sich die Säulen als Rundstäbe weiter fort, und an Stelle eines Tympanons erscheinen im Bogenfeld vier dicht nebeneinanderliegende Spitzbogenfenster. Die Türöffnung wird durch einen beiderseits auf Konsolen ruhenden scheinbaren Sturz begrenzt.

Die Profile im Untergeschoß sind meist in wulstiger, spätromanischer Weise gebildet, während die im Obergeschoß knapper und straffer gehalten erscheinen. Die Rippen setzen rechteckig an und gehen im Untergeschoß in geschweifter Form, im Obergeschoß in gewellter Form in das eigentliche Profil über. Dieses ist unten doppelt gekehlt, während auf der Empore Birnstabrippen in gotischer Form auftreten. Gurt- und Scheidebogen sind analog als Kombination zweier Birnstäbe gebildet. In den Gewölbe- und Bogenscheiteln fallen Schlußsteine mit plastischem Schmuck, mit Blattwerk und Tieren (Adler) auf.

Für den Vergleich mit Krautheim ist vor allem die Bauornamentik wichtig. Hier finden sich nämlich — ähnlich wie in Mergentheim — überraschende Anklänge an die Krautheimer Formen. Insbesondere gilt dies für folgende Einzelheiten:

1. Pflanzliche Motive: Verschieden abgewandelte Palmetten und „geschlitzte Blätter“ an den Kapitellen, besonders des Untergeschosses, die sich aus einer lederartigen, um den Kelch gelegten Hülle herauslösen, dreiblättrige Kleeblätter mit langen Stielen, fünfteilige, in zwei Zonen angebrachte Rosetten an Kapitellen im Erdgeschoß. Weinlaub mit Trauben an einem Schlußstein und frei angeheftetes Laubwerk an Kapitellen im Obergeschoß.
2. Tierbilder: Adler in einem Bogenscheitel und miteinander verschlungene, geflügelte Drachen auf einem Kapitell im Obergeschoß. Frontal gesehene, dickbauchige Adler auf einem Kapitell im Erdgeschoß.
3. Menschliche Darstellungen: Tragefiguren an Kapitellen im Obergeschoß. Eine von Drachen bedrohte menschliche Maske an einem Kapitell im linken Portalgewände.



Weiterhin können verschiedene Details am Westportal und die mit reichem Laubwerk ausgesetzte Kehle im äußeren Gewände des Radfensters neben die Krautheimer Formen gestellt werden.

Am Portal erinnern der waagerechte Türsturz und die merkwürdige, seltene Füllung des Tympanons mit vier Spitzbogenfenstern an das Krautheimer Palasportal. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, so genügte hierzu die Betrachtung des Kapitells im linken Portalgewände, in dessen Aufbau das rechte Kapitell vom Krautheimer Portal fast wörtlich wiederholt ist. Dasselbe kann man von den zahlreichen an den Kapitellen auftretenden Blattwerktypen, von dem Sternchenornament im äußeren Profilsaum des Portales (dieses entspricht dem Muster an den Rippen des Krautheimer Chorgewölbes) und vom Verhältnis der Dekoration und der Strukturglieder zum Ganzen der Architektur sagen.

Ähnlich wie in Mergentheim fällt auch in Aub (vor allem im Untergeschoß) auf, daß bei aller bildhauerischen Qualität eine Reduktion, eine gewisse Dürftigkeit gegenüber dem kraftvollen Krautheimer Vorbild festzustellen ist. Auch hier ist aber nicht das mangelnde Können der Steinmetzen die Ursache, sondern der inzwischen veränderte Stilwille. Der Aufbau der Architektur ist in der Konzeption wie in den Einzelformen mit Sicherheit und großer Eleganz durchgeführt und läßt den Gedanken an eine minderwertige Qualität der ornamentalen Einzelheiten gar nicht aufkommen, die Formbegriffe der Zeit waren aber andere geworden. Die plastischen Gebilde haben an Volumen verloren, das Blattwerk ist bei aller Schönheit im einzelnen vielfach schablonenhaft gebildet, erscheint matt und ohne Energie. Manche Blatt-Typen, z. B. die Weinblätter im zweiten Kapitell des linken Portalgewändes, wirken hart und starr, fast wie gestanzte. Ebenso wirken viele der Tiergebilde, so etwa die Adler, wenn man sie mit den Krautheimer Vorbildern vergleicht. Auch die Architekturglieder sind abgezehrt: Die zweifach gekehlten Deckplatten und Diagonalrippen im Erdgeschoß lassen den Substanzverlust am deutlichsten spüren. Die leichter modellierten Formen des Obergeschosses haben dagegen teilweise Anschluß an frühgotische Vorbilder gefunden.

Im Charakter sind die beiden Räume (unter- und oberhalb der Empore) durchaus nicht einheitlich, und so drängt sich auch in der Ornamentik der Vergleich mit den Doppelkapellen auf: Die Ornamentik des Erdgeschosses ist härter und kantiger, stärker dem romanischen Vorbild verpflichtet, im Obergeschoß dagegen ist ein leichter und freier Geist eingezogen. Die Einzelformen zeigen die formale Ausdruckskraft der frühen Gotik und suchen noch einmal Anschluß an die naturalistische Stufe der Bildhauerkunst, die in der Zeit um 1240 eine so reiche Blüte erlebte. Über diese Möglichkeiten ist die Zeit jedoch schon hinweggeschritten, und diese Tatsache wird auch in den lebensnah gezeichneten Einzelformen des Obergeschosses spürbar.

Die historischen Nachrichten über die Kirche sind außerordentlich dürftig. Eine frühe Kirche wird 1136 erwähnt, die nächste Urkunde datiert erst vom Jahre 1275. Damals vermachte Konrad von Hohenlohe verschiedenen geistlichen Stiften testamentarisch 2000 Pfund Heller, darunter auch 10 Pfund Heller an Aub.<sup>75</sup> 1280 wird der Probst in Aub erwähnt, 1446 wurde die Probstei aufgelöst.<sup>76</sup> Bedeutsam ist an diesen Nachrichten, daß die Benediktinerprobstei Aub durch die Herren von Hohenlohe gefördert wurde. Über den Bau selbst und seine Geschichte schweigen jedoch die Quellen.

Eine genaue Datierung des Westbaues ist noch nicht versucht worden. Im Inventar findet sich die Angabe, daß er „wohl nicht vor der Mitte des 13. Jahrhunderts begonnen“ wurde.<sup>77</sup> Das ist sicher richtig, der Vergleich mit Mergent-





Abb. 21 und 22. Kapitellvergleich. Oben: Krautheim, Kapelle; unten: Aub, Stadtpfarrkirche, Westbau.

heim führt jedoch noch zu genaueren Ergebnissen. Wenn man den Baubeginn von St. Johann mit etwa 1250 ansetzt, läßt sich auch der Baubeginn in Aub spätestens für das erste Jahrzehnt nach der Jahrhundertmitte fixieren. Der Bau muß einige Jahre gedauert haben, wenn man auch zwischen den beiden Geschossen keine Unterbrechung annehmen sollte. Die hohenlohische Stiftung von 1275 kann jedenfalls nur mit dem Bau des anschließenden Langhauses in Zusammenhang gebracht werden.



Ein eingehender Vergleich der Architekturformen mit anderen Bauten würde in diesem Zusammenhang zu weit führen. Der Hinweis auf die Turmobergeschosse von St. Burkhard in Würzburg (die zwischen 1241 und 1249 entstanden sind) und auf die Dominikanerkirche St. Paul in Eßlingen<sup>78</sup> rühren zweifellos an wichtige Zusammenhänge, reichen aber zur Klärung nicht aus. Auffallend scheint besonders die Verwandtschaft mit der Deutschordenskirche zu Würzburg, die um die Jahrhundertmitte begonnen wurde. Dieser Bau mit großer westlicher Empore und schöner frühgotischer Ornamentik gehört vermutlich in den gleichen Schulzusammenhang. Für die Ornamentik sind außerdem die verwandten Formen am Altar in der Kiliansgruft von Neumünster in Würzburg heranzuziehen.

Verschiedene Probleme, die die Untersuchung des Westbaues in Aub sonst noch aufwirft, können hier nur angedeutet werden. So ist die Frage nach der Herkunft des Bautypus ungeklärt. Einerseits fordert die betonte Ausbildung des „Westwerkes“, zum anderen die Doppelgeschossigkeit nach einer Erklärung. Weiterhin wäre die Frage zu untersuchen, in welchem Zusammenhang die Herren von Hohenlohe mit dem Kirchenbau in Aub stehen.

In der Frage der Zweigeschossigkeit treten ähnliche Probleme wie in Krautheim auf. Läßt sich die Zweigeschossigkeit allein aus dem Bedürfnis nach einem erhöhten Sitz für einen geistlichen oder weltlichen Herren erklären? Hat der Typus der Herrschaftskapelle die Art des Emporeneinbaues in Aub bedingt? Das ließe sich nur in einer eingehenden Untersuchung des Baubestandes aufhellen, ebenso die Frage nach dem zu diesem Westbau gehörigen alten Langhaus. Leider hat ein Brand im letzten Krieg die Kirche schwer heimgesucht und auch einen Teil der wertvollen Bauplastik vernichtet. Manche Anhaltspunkte für eine Rekonstruktion des ursprünglichen Bauplanes mögen verlorengegangen sein.

Stilgeschichtlich betrachtet steht der Westbau in Aub am Ende einer langen Entwicklungsreihe und leitet hinüber in die gotische Baukunst, die für die Zukunft entscheidend bleiben sollte. Freilich fanden auch hier die lebensvollen frühgotischen Formen keine Nachfolge, sondern wurden durch die strengen Formen der Bettelordensarchitektur und der „akademischen“ Gotik verdrängt, und so ist der Westbau in Aub ein alleinstehendes Denkmal der Frühgotik ohne bedeutendere Nachfolgebauten geblieben.

## **XI. Gesichtspunkte zu einer Entwicklungsgeschichte der Architektur des 13. Jahrhunderts in Main- und Neckarfranken**

Die Bauanalyse der Burg Krautheim und die Ergebnisse der Untersuchung über die Herkunft der Bauformen ergaben für Krautheim zwei Bauperioden, die unmittelbar aufeinander folgten, dabei aber sehr deutlich voneinander abgehoben sind. Die Unterschiede erstrecken sich ebenso auf die Grundrißdisposition wie auf den architektonischen Aufbau und die Einzelheiten der Bauformen. In der älteren Bauperiode (etwa 1210—1220) überwiegt der Einfluß der Kaiserpfalz Gelnhausen und ihrer Nachfolgebauten, d. h. die staufische Baukunst des Mittelrheingebietes in der Zeit nach 1200. Die jüngere Bauperiode (etwa 1232—1240), der das Palasportal und der Umbau der Kapelle angehören, wurde durch verschiedene stilistische Einwirkungen bestimmt: durch die Bauhütte von St. Marien in Gelnhausen und die von ihr abhängigen mittelrheinischen Bauten aus der Zeit nach etwa 1220, die Zisterzienser-Architektur in der Nachfolge von Maulbronn und die frühgotische Architektur Nordfrankreichs (Kreis von Laon und Soissons).



In der Ornamentik werden daneben die Formensprache der frühgotischen Lettnerwerkstätten und offenbar auch Vorbilder aus der kaiserlichen Kunst Süditaliens deutlich.

Eine genauere Untersuchung der Architektur in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts im mainfränkischen Raum führt zu dem wichtigen Ergebnis, daß die Eigentümlichkeiten der beiden Krautheimer Bauperioden an sehr vielen Bauwerken dieser Zeit feststellbar sind. Dabei liegt jedoch vor diesen beiden Bauperioden noch eine weitere, in Krautheim nicht vertretene Epoche, die durch oberrheinisch-elsässische Bautypen und Einzelformen ausgezeichnet ist. Ausgangspunkte hierfür waren das Elsaß und seine Nachbargebiete mit ihrer bedeutenden romanischen Baukunst und die davon abhängige Wormser Bauschule.

Da auch die zeitliche Abfolge dieser Bauepochen ziemlich genau festzulegen und an einzelnen datierten Werken nachzuprüfen ist, lassen sich aus einem Vergleich der Bauten sichere Schlüsse auf die Entstehungszeit herleiten. Eine weitere Anwendung der Erkenntnisse von Krautheim ist daher für eine Entwicklungsgeschichte der Baukunst des 13. Jahrhunderts sowohl im Burgenbau als auch in der Sakralarchitektur ergebnisreich und für die künftige Forschung von Wert.

Als Hypothese für die weitere Arbeit kann daher die Abfolge von drei Bauepochen innerhalb der spätromanischen Baukunst aufgestellt werden, die jeweils von den verschiedenen Zentren der „großen Architektur“ ausgingen und in den Bautypen, in der Bildung der Bauformen und in der Ornamentik deutlich ausgeprägt sind:

1. Eine erste Bauepoche, die von der oberrheinisch-elsässischen Architektur bestimmt ist, die Zeit des „schweren Stils“<sup>79</sup> von etwa 1180 bis 1210.
2. Eine zweite, durch die mittlrheinische Baukunst beeinflusste Bauepoche des „leichten Stils“ in der Zeit von etwa 1200 bis 1230.
3. Schließlich eine dritte Bauepoche, die von der burgundischen Gotik, der Zisterzienser-Architektur, der mainfränkischen Bauhütte von St. Marien in Gelnhausen und auch von nordfranzösisch-gotischen Vorbildern gekennzeichnet wird und die einen „synthetischen Stil“ in der Zeit von etwa 1220 bis 1250 hervorbringt.

Die Werke im fränkischen Gebiet in der Zeit von etwa 1180 bis 1250 lassen sich in ihren Erscheinungsformen verhältnismäßig leicht bestimmen und meist zwanglos in die Abfolge der drei genannten „Stile“ einfügen. Im einzelnen können die Kennzeichen der verschiedenen Epochen etwa folgendermaßen beschrieben werden:

Die Bauten der ersten Epoche zeichnen sich durch eine weitgehende Verwendung der im Oberrheingebiet entwickelten romanischen Bauformen aus. Richtunggebend erscheinen hier die großen Kirchenbauten von Straßburg, Basel und Freiburg sowie Ordenskirchen (Murbach), Stiftskirchen (St. Fides in Schlettstadt) und Pfarrkirchen (Rosheim). Darüber hinaus war die großartige elsässische Burgenarchitektur von bedeutendem Einfluß. Ausbreitungsgebiete dieser Bauweise wurden namentlich die Pfalz und die Gegend von Worms, wo sie vor allem in der „Wormser Bauschule“ aufgegriffen und ausgestaltet wurden. Sie befruchteten von hier aus weithin die Baukunst des späten 12. und frühen 13. Jahrhunderts. Deutlich faßbar sind die Formen z. B. an den ältesten Teilen der Kaiserpfalz Gelnhausen und auch in Speyer, Maulbronn und anderen Kirchenbauten.<sup>80</sup>

Bezeichnend für diesen Stil sind die wuchtigen, ernsten Bauformen, die massigen, meist derb gegliederten Wandflächen in vorzüglichem Quadermauerwerk und die plastischen, voluminösen Einzelglieder. Das Erscheinungsbild der



Bauten zeigt kubische, streng gegliederte Baukörper von großer Plastizität in den Einzelheiten und kantigem, sparsam verteiltem Schmuckwerk; der wehrhafte Charakter beherrscht auch die Sakralbauten. Die ornamentalen Details unterliegen den gleichen Gesetzen: In der älteren Zeit (d. h. bis gegen 1200) findet sich meist das mehr oder weniger stark dekorierte Würfelkapitell, das am Oberrhein sehr lange beliebt war; auch spätere elsässische Kapitelltypen (Vorbilder z. B. in Schlettstadt), vor allem das sogenannte „Straßburger Kapitell“,<sup>81</sup> werden im fränkischen Raum häufig übernommen.

Auch im **Burgenbau** zeigen sich in der ersten Epoche starke Anklänge an oberrheinische Beispiele. Die Grundrißtypen folgten im fränkischen Gebiet noch keinen festen Regeln, doch ist bereits ein Streben nach einfacher Gesetzmäßigkeit zu verfolgen, das allmählich den Grundriß und auch die Gestaltung der Hauptbauten ergreift. Im Mauerwerk werden die wichtigen Buckelquadern bevorzugt, die Einzelformen gehören meist dem oberrheinischen Kunstkreis an. Erwähnenswert ist auch die meist viereckige Grundform der Bergfriede.

Neben den Hauptbeispielen im Elsaß und der Kaiserpfalz Gelnhausen zeigen u. a. die fränkischen Burgen Wildenberg, Salzburg, Prozelten, Seligenstadt (ältere Teile), Wertheim, Rothenfels, Rieneck, Schüpf und besonders eindrucksvoll die Kaiserpfalz Wimpfen mit Palas und Pfalzkapelle diesen Formwillen. Außerhalb des betrachteten Gebietes sei auf die Parallelen dieser Entwicklung in Nürnberg und Eger und auf den Trifels hingewiesen.

Im **Kirchenbau** läßt sich die enge Beziehung zum Oberrhein an zahlreichen Bauwerken nachweisen, die bisher nicht in diesem Zusammenhang gesehen wurden. Sowohl die Grundrißtypen und Konstruktionen als auch die ornamentalen Details lehnen sich zum Teil sehr eng an die Gepflogenheiten der oberrheinischen Bauhütten an, meist verbunden mit bereichernden Elementen aus der örtlichen Tradition.

Man vergleiche zum Beispiel den Grundriß von Wölchingen mit dem von St. Peter und Paul in Rosheim (auch mit Ellwangen), die ausgegrabene Kirche von St. Jakob in Schwäbisch Hall mit der Klosterkirche zu Lobenfeld oder die schweren Rechteckrippen der Gewölbe von Bronnbach, Schwäbisch Hall (Vorhalle von St. Michael), Tullau, Wachbach, Ellwangen u. a. mit Beispielen aus dem Elsaß oder Bauten der Wormser Schule!

In **Aufbau und Detail** ist der Kapitelsaal von Bronnbach unmittelbar neben die Pfälzer Beispiele von Otterberg (Kapitelsaal) oder Rothenkirchen (Refektorium) zu stellen.<sup>82</sup> Auch im Dorfkirchenbau lassen sich derartige Fälle mühelos finden. So erinnert der massige Westturm von Königshofen (Kreis Tauberbischofsheim) mit seiner zweifachen Lisenenteilung lebhaft an elsässische Türme (Altenstadt, Gugenheim, Zabern). Die Kirche von Wölchingen schließlich, wohl eine Ordenskirche, ist in nahezu allen Einzelformen von oberrheinischen Bauten abhängig. Dort sind auch (am Südportal) überzeugende Beispiele für das „Straßburger Kapitell“ zu finden. Andere oberrheinische Kapitelltypen bieten Bronnbach, die Reste der Burg Schüpf, der Turm von St. Michael in Schwäbisch Hall und manche anderen Bauten.

In der **zweiten** Epoche wurde die Strenge und Schwere der älteren oberrheinischen Formenwelt allmählich verlassen und zugunsten leichterer, zierlicher Formen abgewandelt. Die am Mittelrhein neu geschaffenen Grundlagen (besonders in den Schulen von Worms und Mainz) und namentlich der Palasbau der Kaiserpfalz Gelnhausen aus der Zeit Kaiser Heinrichs VI. erlangten damals das Ansehen vorbildlicher Werke. Nicht mehr der oberrheinische, sondern der mittel-



rheinische Kunstraum wurde nun für die Architektur in Franken maßgebend. Daneben traten erstmals kleinere Zentren mit eigenem Charakter hervor, die in Frankreich entwickelte Bauweisen verarbeitet hatten und in der deutschen Baukunst fruchtbar werden ließen, insbesondere Maulbronn.

Hervorstechend an den Bauten der zweiten Epoche ist eine gewisse Eleganz, eine Feingliedrigkeit und Flächigkeit im Aufbau wie im Detail im Gegensatz zu der schweren, plastischen Formensprache in der ersten Bauepoche. Die derben Rundstäbe, die kantigen Gesimse und wuchtigen Stützen werden in ihrer Wirkung gemildert, stärker differenziert, abgestuft und verfeinert. Schlanke Gliederungen und gerahmte Fenster verringern das Gewicht der Mauermassen, bereichern die Bauwerke und geben ihnen einen verbindlicheren Charakter. Auch der ornamentale Zierat löst sich aus den strengen Gestaltungsweisen der älteren Zeit und ist den feingliedrigen, lebhaften Rankengespinnten und Blatt-Typen der Gelnhäuser Palasarkaden verpflichtet. Häufig verbinden sich auch spezifisch mittelhheinische Kapitellformen (z. B. das Palmettenstengelkapitell) mit diesem Dekor in der mainfränkischen Ornamentik. Haupttyp der Kapitellkunst sollte das Kelchblockkapitell werden.

Im **Burgenbau** bezeugt die Vorbildlichkeit der staufischen Grundrißtypen<sup>53</sup> das Streben nach Regelmäßigkeit der Grundform und einheitlicher Ausbildung der Wohn- und Wehrbauten und die Bedeutung verbindlicher Gestaltungsgrundsätze, die sich in Grund- und Aufriß der Bauten nun weitgehend durchsetzen. Die wichtigsten staufischen Grundrißtypen erscheinen (freilich in zahlreichen Abwandlungen) bereits fest ausgeprägt und in vielen Beispielen verwirklicht. Entscheidende Vorbilder waren neben den Bauten der ersten Periode weiterhin Gelnhausen, dann Münzenberg, Büdingen und andere Burgen dieses Kreises. Der in Wildenberg vollendet ausgebildete Typ der „Abschnittsburg“ wurde infolge der landschaftlichen Gegebenheiten in Franken bevorzugt und häufig auch den örtlichen Bedürfnissen angepaßt.

Beispiele für den nach dem Mittelrheingebiet orientierten Burgenbau sind u. a. Wildenberg (Torturm), Babenhausen, Hinterburg, Zwingenberg, Miltenberg, Salzburg (einzelne Bauten), Bodenlauben, Trimberg, Prozelten (Teile des Palas), Seligenstadt (Teile aus der zweiten Bauzeit), Steinsberg, Möckmühl, Brauneck, Krautheim I, Stetten, Tierberg und Lichtenberg.

Im **Kirchenbau** brachte das frühe 13. Jahrhundert die höchste Blüte der Baukunst im fränkischen Gebiet. Neben den mittelhheinischen Zentren Mainz, Worms und Gelnhausen treten die Würzburger und Bamberger Hütten und die Schule von Maulbronn bestimmend auf. Für die französischen Einflüsse in Bamberg, Bronnbach und Maulbronn ist die Mittlerrolle der Zisterzienser ausschlaggebend.

Die bisherigen Bautypen wurden weitergebildet, grundsätzlich Neues erscheint nur vereinzelt. Die Entwicklung erfaßt hauptsächlich die Gewölbekonstruktionen und den strukturalen Aufbau, weniger die Grundrißgestalt. Neuartig sind hier nur die polygonalen Grundrißformen der kleineren Kapellenbauten.

In Würzburg entstanden damals u. a. die Osttürme des Domes und die Hauptbauten von Neumünster, im östlichen Franken der Dom zu Bamberg und die Klosterkirche zu Ebrach. Die beiden Klöster Maulbronn und Bronnbach erhielten ihre wichtigsten Bauteile, die Maulbronner Schule errichtete zahlreiche kleinere Bauwerke, von denen besonders die Deutschhauskirche in Heilbronn und das wesentlich selbständigere Weinsberg zu nennen sind. Zahllose größere und klei-



nere Kirchenbauten wurden damals begonnen oder erweitert, die meisten Kirchen erhielten ihr für Jahrhunderte bestimmendes Gesicht. Besonders interessant sind die zahlreichen Kapellenbauten, darunter die Achteckanlagen von Oberwittighausen, Grünsfeldhausen und Standort, die Sechseckkapelle auf der Kumburg und die Kapellen von Burgerroth und Neudenu (St. Gangolf). Im Hohenloher Land war die Bautätigkeit besonders lebhaft.

Die Zentren der Baukunst in der dritten Epoche sind die mainfränkische Bauhütte von St. Marien zu Gelnhausen mit den dort verarbeiteten Elementen der burgundischen Gotik und die Zisterzienserbauhütte von Maulbronn; daneben führt der zunehmende Austausch mit Frankreich zur planmäßigen Aufnahme französisch-gotischer Bau- und Konstruktionsweisen. Am Mittelrhein ist überdies der Westchor des Mainzer Domes im Bau, in der Bildhauerkunst führen die Lettnerwerkstätten.

Die Wesensmerkmale der Bauten dieser letzten staufischen Epoche äußern sich in ganz typischen, unverwechselbaren Zügen. Viele Eigenheiten des „leichten Stils“ werden beibehalten, neue eigenwillige und selbständige Elemente treten hinzu. Ein freierer Geist wird lebendig, strenge Regeln sind nicht mehr erkennbar. In Grund- und Aufriß der Bauten setzt sich eine Auflockerung durch, die gotischen Wölbweisen, mit denen man nun allorts experimentiert, gestatten freiere Konzeptionen. Eine Durchgliederung der Wand, ein Ablösen der Bauglieder vom Grund oder aus dem ursprünglichen Zusammenhang der Profile, verbunden mit einer Differenzierung aller Konstruktionsteile, erfassen das Bauwerk. Gelegentlich führen diese Vorgänge zu einer malerischen Bereicherung der Architektur (wie in der Maulbronner Schule), auf der anderen Seite aber auch zu einer elastischen Struktur im Sinne des gotischen Gliedersystems (Marienkirche in Gelnhausen).

Die Profile sind nun tief gekerbt, unterschritten oder ausgehöhlt, die Ornamentik wird durch Hinzunahme der Knospen- und Laubkapitelle und neuer pflanzlicher wie animalischer Motive weiterentwickelt.<sup>84</sup> Bezeichnend ist stets die Aufnahme verschiedenartiger Elemente und ihre Einschmelzung zu einem neuen, eigenständigen Organismus. Man kann daher von einem „synthetischen Stil“ sprechen.

Im Burgenbau verlieren die in der vorangegangenen Epoche so entscheidenden Grundrißtypen an Bedeutung. Eine allmähliche Lösung aus dem Banne der staufischen Tradition ist zu beobachten. Frei von strengem Schema — freilich unter Auswertung aller bisherigen Erfahrungen — werden die Neubauten geplant. Meist sind es allerdings Um- oder Erweiterungsbauten, die an vorhandenen Burgen vorgenommen werden. Viele Palasse werden aufgestockt oder ausgebaut, da Ausdehnungsmöglichkeiten innerhalb der Burgmauern sonst nicht gegeben waren. Späte Neuanlagen (z. B. Leofels und Lichteneck) zeigen einfache Grundformen von auffallender Regelmäßigkeit, andere, z. B. Neipperg, ganz eigenwillige Pläne. Eine Reduktion wird hier spürbar, die nach anfänglichen, sehr prunkvollen Neuschöpfungen gegen 1200 als eine gewisse Erstarrung auffällt.

Auch im Burgenbau ist die erwähnte Synthese vieler Einzelelemente zu vermerken, zumal nun auch die klösterlichen Hüttenverbände neben der Palastbauhütte und den weltlichen Werkstätten Steinmetzen für den Burgenbau stellten. Beispiele für größere Neubauten sind nicht sehr zahlreich, es können hier Neipperg, Limpurg, Lichteneck und Leofels genannt werden. Für Um- und Ausbauten sei auf Krauthem II, Wildenberg (Saal), Wertheim (Palas), Mergentheim (Palas



und Kapelle), Prozelten (Saal) und Salzburg („Münze“) sowie auf die Reste der Kaiserpfalz in Rothenburg ob der Tauber (Fenster der Blasiuskapelle) hingewiesen. Auf weiter entfernt gelegenen Burgen sind ähnliche Vorgänge z. B. in Münzenberg (Falkensteiner Bau), Ulrichsburg (zweiter Palassaal) oder Trifels (großer Saal) nennenswert.

Das Nebeneinander verschiedener Bautypen im Kirchenbau bringt für die letzte staufische Bauepoche eine große Vielfalt der Erscheinungsformen mit sich. Grundlegend bleibt die kreuzförmige, nun meist gewölbte Basilika, daneben entwickeln sich als besondere Typen die Frauenklosterkirchen, die Bettelordenskirchen und verschiedene Kapellenformen. Im Grundrißbild werden die Polygonalhöfe häufig, die gotischen Gewölbekonstruktionen erlauben eine elastische Gestaltung der Grundrisse, z. B. durch die Rippenwölbung auch über rechteckigen oder vieleckigen Räumen. Die Gewölbe werden dann sechs- oder achteilig gebildet. Nur in wenigen Fällen erfaßt freilich die gotische Konstruktionsweise (im Sinne der Kathedralgotik) auch das Wandsystem; im allgemeinen werden über die Gliederungsversuche des Maulbronner Stils hinaus keine wesentlichen Fortschritte mehr erzielt. Die Vielfalt der regionalen und stilistischen Einflüsse und der zunehmende Import französischer Bauelemente ergibt ein malerisches Gesamtbild von großem Reiz im Sinne der Spätromanik, aber auch die ersten Anzeichen einer Reduktion zu einem strengen gotischen Ideal im Geiste der Bettelordensarchitektur.

In diese Epoche fallen u. a. die späten Bauarbeiten am Neumünster in Würzburg (vor allem der Turm), ebenso wesentliche Teile der Stiftskirche in Aschaffenburg und der Stadtkirche von Schweinfurt, weiterhin die Turmaufbauten von St. Burkhard in Würzburg und viele kleinere Kirchenbauten. Auch die Klöster Bronnbach (Kreuzgang) und Schöntal (Osteile der alten Kirche) haben bedeutende Neubauten ausgeführt; in Aschaffenburg entstand damals der schöne Kreuzgang der Stiftskirche.

Zahlreiche Neuanlagen rief die lebhaftige Stiftertätigkeit der Adelsgeschlechter im Bereich der Zisterzienser-Nonnenklöster hervor. Die für Württembergisch Franken bemerkenswertesten Bauten sind Frauental und Gnadental mit ihren wohl erhaltenen Kirchen, viele andere erhielten ihre Hauptbauten erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Am Ende der dritten Epoche werden schließlich die Formen des „Übergangsstils“ völlig durch gotische Bau- und Zierweisen abgelöst. Die Zeit um und nach 1250 ist durch das Aufkommen rein gotischer Formen besonders ausgezeichnet, da neben den Nachwirkungen der malerischen und reichen Spätromanik nun strenge, regelhafte gotische Bauten entstehen.

Zwei unterschiedliche Richtungen heben sich dabei voneinander ab: die lebensvolle, frühgotische Architektur aus dem Bereich der Kathedralgotik und die asketische, zisterziensische Ideale bewahrende Bettelordensgotik. Diese Richtungen laufen zunächst unvermittelt nebeneinander her, begegnen sich aber im 14. Jahrhundert auf einer gemeinsamen, zur Spätgotik hinführenden Linie.

Für die von der Kathedralgotik abgeleitete Entwicklung zeugen u. a. die Stiftskirche von Wimpfen im Tal, die Deutschordenskirche zu Würzburg und auch der Westbau zu Aub, für die „strenge“ Richtung neben dem Schulbau St. Paul in Eßlingen die Kirche St. Johann in Mergentheim, die Franziskanerkirche in Würzburg und die Nonnenkirchen des Zisterzienserordens aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.



Ist schon die Zahl der Bauvorhaben weit geringer als in den Jahrzehnten vor der Jahrhundertmitte, so läßt nun auch der Erfindungsreichtum der Gestaltung im Ganzen wie in den Einzelheiten bedeutend nach. Das große Jahrhundert der staufischen Baukunst war zu Ende gegangen.

#### Anmerkungen

Die vorstehende Untersuchung ist ein Auszug aus der gleichnamigen Dissertation des Verfassers, die im Jahre 1956 an der Technischen Hochschule Karlsruhe abgeschlossen wurde. Die Bauaufnahme der Burg Krautheim, das Plan- und Bildmaterial sowie die Anmerkungen konnten nur zum Teil wiedergegeben werden. Der vollständige Text- und Bildband befindet sich in der Bibliothek der Technischen Hochschule Karlsruhe und im Archiv des Historischen Vereins für Württembergisch-Franken in Schwäbisch Hall.

Die Pläne und Photographien stammen vom Verfasser. Abb. 15, 18 und 19 Schloßbibliothek zu Krautheim. Abb. 16 und 17 Aufn. M. Schenk, Karlsruhe.

Das vollständige Inhaltsverzeichnis der Dissertation lautet:

#### Vorwort

- I. Material über Burg Krautheim
  1. Literatur
  2. Alte Abbildungen und Pläne von Krautheim
  3. Bauaufnahmen der Burg
- II. Allgemeine Voraussetzungen
  1. Geographische Lage
  2. Einfluß der Landschaftsformen auf den Burgenbau
- III. Geschichte der Burg Krautheim
  1. Die älteste Geschichte
  2. Die Edelherren von Krautheim
  3. Krautheim unter den Grafen von Eberstein
  4. Geschichte in der Neuzeit (Mainz und Baden)
- IV. Grundsätzliches über die Errichtung von Burgen
  1. Gründe für den Burgenbau
  2. Einordnung der Burg Krautheim in den staufischen Burgenbau
- V. Baubeschreibung der Burg
  1. Die Gesamtanlage
  2. Die Schildmauer
  3. Der Bergfried
  4. Der Palas mit dem Palasportal
  5. Die Burgkapelle
  6. Das Schloßgebäude
  7. Die Außenwerke
- VI. Die Baugeschichte der Burg
  1. Die staufische Zeit
  2. Die Baugeschichte nach 1300
  3. Die Restauration von 1888/89 und Baugeschichte seit 1887
- VII. Die Herkunft der Bauformen
  1. Die Grundrißgestalt
  2. Der Bergfried
  3. Der Palas und das Palasportal
  4. Die Burgkapelle
    - a) Die Burgkapellen der romanischen Zeit
    - b) Die Zisterzienser-Frauenkirchen
    - c) Einzelformen
- VIII. Die Bauornamentik
  1. Die Ornamentik des Palasportals
  2. Die Ornamentik der Burgkapelle
    - a) Beschreibung
    - b) Herkunft der Formen
    - c) Stilistische Einordnung



## IX. Ergebnisse

1. Datierung
2. Die Rekonstruktion der staufischen Buranlage
3. Die Stellung der Burg Krautheim in der Architektur des 13. Jahrhunderts

## X. Die Bauten in der Nachfolge Krautheims

1. Der Burgenbau
  - a) Der Palas zu Wertheim am Main
  - b) Leofels an der Jagst
  - c) Lichteneck am Kocher
2. Der Kirchenbau
  - a) Die Klosterkirche zu Gnadental
  - b) St. Johann zu Mergentheim
  - c) Der Westbau der Pfarrkirche zu Aub

## XI. Gesichtspunkte zu einer Entwicklungsgeschichte der Architektur des 13. Jahrhunderts in Main- und Neckar-Franken

- Anmerkungen  
Literaturverzeichnis  
Abbildungen

<sup>1</sup> Schumm, Karl: Hohenlohe, Burgen und Schlösser, Historischer Verein Heilbronn, 20, 1951, 204 ff.

<sup>2</sup> Gradmann, Robert: Siedlungsgeographie des Königreichs Württemberg, Stuttgart 1914, 1, 118.

<sup>3</sup> Weingartner, Josef: Tiroler Burgenkunde, Innsbruck/Wien 1950, 85.

<sup>4</sup> Weingartner, a. a. O. 49, vgl. auch ebenda 9.

<sup>5</sup> Vgl. Weller, Karl: Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert n. Chr., Stuttgart 1938, 278 ff. — Weingartner a. a. O. 63, stellt für Tirol fest, daß in der großen Zeit des Burgenbaues das unterhalb der Burgen liegende Gelände längst besiedelt war. „Der Zug geht hier nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben.“

<sup>6</sup> Die großen alten Straßen führten meist über die Höhen, nicht durch die Täler. Vgl. die Karte bei Gradmann, R.: Süddeutschland, 1931, 1, Tafel 8.

<sup>7</sup> Hotz, Walter: Staufische Reichsburg am Mittelrhein, Berlin 1937, 24 f. und Karte S. 35.

<sup>8</sup> Schlag, Gottfried: Kaiserpfalzen und Reichsburg, Forschungen und Fortschritte, 16, 1940, 208. Hotz, a. a. O., Karte S. 35, unterscheidet „Reichsburg 1. und 2. Ordnung“, ohne diese Begriffe jedoch näher zu erläutern.

<sup>9</sup> Schumm, a. a. O., 200 ff., und Schumm, Karl: Leofels, eine Stauferburg im Frankenland, Schwäbische Heimat, 2, 1951, 48 ff.

<sup>10</sup> Schrader, E.: Das Befestigungsrecht in Deutschland von den Anfängen bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts, Göttingen 1909, 42 ff.

<sup>11</sup> Klingelhöfer, Erich: Ursprünge und Wirkungen der Reichsgesetze Kaiser Friedrichs II. von 1220, 1231/32 und 1235. Dissertation Marburg 1948, 228.

<sup>12</sup> Das Vorhandensein eines Burgverlieses im Bergfried ist schon in der Urkunde von 1342 ausdrücklich bezeugt. Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Band IV, 2, Amtsbezirk Tauberbischofsheim, bearbeitet von Adolf von Oechelhäuser, Freiburg i. Br. 1898, 70.

<sup>13</sup> Vgl. Kapitel Baugeschichte.

<sup>14</sup> Vgl. Schönhuth, Ottmar F. H.: Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz, Lahr 1861/62, 2, 168 f.

<sup>15</sup> Dieser Ausdruck wird hier erstmals eingeführt.

<sup>16</sup> Der Grundriß der Kapelle läßt in der Achse des Altarraumes gegenüber der des Hauptraumes einen deutlichen Knick erkennen; dabei ist die Achse des Altarraumes stärker der Ostrichtung angenähert.

<sup>17</sup> Die ehemalige Gestaltung der Fenstergewände ist nicht mehr zu erkennen. Die Fenster waren einteilig und besaßen kein Maßwerk, wahrscheinlich aber einen inneren Profilrahmen mit Säulchen. Eine Skizze des Befundes vor der Restauration gibt der Bericht Nr. 1839, Generallandesarchiv Karlsruhe, Akten der Baudirektion, 422/I 132, Fasc. 19.



<sup>18</sup> Vgl. Schönhuth, Ottmar F. H.: Crautheim sammt Umgebungen, Mergentheim 1846, Anm. 4. Schönhuth sagt von diesem Altar: „Das gegenwärtige Altarbild stellt eine Madonna dar und ist auf Leinwand gemalt. Zur Zeit, als der Altar aus der jämmerlich verwüsteten Burgcapelle herüberkam, soll ein auf Holz gemaltes Muttergottesbild sein Schmuck gewesen seyn.“ Möglicherweise kann man hieraus schließen, daß die Kapelle der Muttergottes geweiht war.

<sup>19</sup> Vgl. den Bericht Staatsmanns in den Akten des GLA Karlsruhe, Baudirektion 422/I, 132 Fasc. 19 vom 17. September 1888.

<sup>20</sup> Beispiele bei Hamann, Richard: Die Frührenaissance der Italienischen Malerei, Jena 1909, Abb. 63, und Fischer, Otto: Geschichte der Deutschen Malerei, München 1943, 195. Zum Vergleich sei auch auf die zahlreichen Konsolen an den Fassaden italienischer Profanbauten hingewiesen, z. B. am Palazzo Pubblico in Siena.

<sup>21</sup> Der Giebel stammt von einem alten, zum Abbruch bestimmten Gebäude aus dem Hohenloher Land und wurde erst nach 1887 aufgesetzt. Vorher waren einfache Giebel-schrägen vorhanden. Vgl. Schmidt, Hugo: Geschichte Krautheims, unveröffentlichtes Manuskript, I, 11.

<sup>22</sup> Der untere gewölbte Raum ist etwa 2,30 m breit, die nördliche und südliche Außenwand haben nur eine Stärke von 0,40 m.

<sup>23</sup> Der ehemalige Zustand der Mauer ist infolge der Errichtung des sogenannten Neubaus heute nicht mehr zu erkennen, jedoch durch einen Plan von Mossbrugger von 1845 (GLA Karlsruhe, Baupläne) überliefert.

<sup>24</sup> Ebenso wie am Bergfried wurden die Tuffquadern hier nicht direkt auf den gewachsenen Felsen aufgesetzt, sondern erhielten einen Sockel aus Muschelkalk.

<sup>25</sup> Der Plan von J. Näher trägt an dieser Stelle die Bezeichnung „Brunnen“. Tatsächlich endete hier die alte Wasserleitung der Stadt Krautheim in einer Brunnenstube.

<sup>26</sup> Auszüge aus diesen beiden Verträgen im Badischen Inventar, a. a. O., 69 f. Photokopien in der Schloßkapelle. Herkunftsnachweis dieser und der folgenden Urkunden nach Schmidt, Hugo: Geschichte Krautheims.

<sup>27</sup> Schönhuth, Crautheim sammt Umgebungen, 57 f., und ders. Die Burgen . . . Badens und der Pfalz, 171 f.

<sup>28</sup> Badisches Inventar, a. a. O., 68.

<sup>29</sup> Hotz, a. a. O., 30 f.

<sup>30</sup> Hotz, Walter: König und Verschwörer, Männer und Mächte um Heinrich VII. von Hohenstaufen, Bremen-Berlin 1940, 230 f.

<sup>31</sup> Vgl. die ausdrückliche Erwähnung dieses Befundes im Bericht über die Schloßkapelle vom 9. März 1888 der Großherzoglichen Bezirksbauinspektion Wertheim, worin gesagt wird, daß die „Rückwand der Nische (Umfassungsmauer) teilweise später eingesetzt“ ist. GLA Karlsruhe, Akten der Baudirektion, 422/I, 132 Fasc. 19.

<sup>32</sup> Die 1953 im Zuge der südlichen Zwingermauer freigelegte Mauerecke aus großen Tuffsteinquadern ist vermutlich der Rest eines dem Tor vorgelagerten Verteidigungswerkes. Eine ähnliche Anlage ist auf Lichtenberg im Bottwartal erhalten.

<sup>33</sup> Vgl. Kapitel VII der Dissertation (unveröffentlichtes Manuskript), Die Herkunft der Bauformen.

<sup>34</sup> Nach den liturgischen Vorschriften durfte der Altarraum ursprünglich nicht durch profane Räume überbaut werden, vgl. Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, 3, 538. Hier hat man sich über diese Vorschrift hinweggesetzt, indem man den (weltlichen) Bedürfnissen des Palasbaues den Vorrang gab.

<sup>35</sup> Badisches Inventar, a. a. O., 70. Da in dieser Urkunde für den Fall des Durchbruches eines Tores im „oberen“ Teil der Burg verschiedene Vorkehrungen rechtlicher Art angedeutet werden, ist es sicher, daß das Torhaus damals nicht im oberen Teil der Burg, d. h. an der Nordseite der Umfassungsmauer, lag. Es muß vielmehr an der Süd- bzw. Westseite gesucht werden.

<sup>36</sup> Heckmann, Oskar: Romanische Achteckanlagen im Gebiet der mittleren Tauber, Freiburger Diözesanarchiv 68, N. F. 41, 1941, 156.

<sup>36a</sup> Vgl. Leistikow, Oskar: Aus der Frühzeit Krautheims, Mein Boxberg, 9, 1954, 8 ff.

<sup>37</sup> Vgl. auch den Bericht vom 18. August 1887 des Rittmeisters a. D. Hugo Schmidt an Professor Dr. Durm in Karlsruhe, GLA Karlsruhe, Akten der Baudirektion, 422/I, 132, Fasc. 19., der die Krautheimer Pfarrchronik, 1862, S. 18 ff., zum Teil wörtlich zitiert.

<sup>38</sup> Bericht von 1842 im GLA Karlsruhe, 391/20 728.

<sup>39</sup> Bericht des Oberbaurats Fischer vom 30. Juli 1846, GLA Karlsruhe, Akten der Baudirektion, a. a. O., siehe auch Krautheimer Pfarrchronik a. a. O.



<sup>40</sup> Schon 1880 hatte man das Schloß einer öffentlichen Versteigerung ausgesetzt, der Turm soll sogar zum Abbruch ausgeschrieben worden sein. Jedoch scheint damals die öffentliche Stimmung eine Änderung dieser Pläne herbeigeführt zu haben. Vgl. den Bericht des Großherzoglichen Konservators in Karlsruhe vom 8. Juni 1887 an das Großherzogliche Ministerium des Kultus und Unterrichts, GLA Karlsruhe, Bausache Krautheim, a. a. O.

<sup>41</sup> Zu dieser Auffassung neigt K. Schumm gemäß einer freundlichen brieflichen Mitteilung.

<sup>42</sup> Dehio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Band IVa, Südwestdeutschland, Berlin 1926, 178.

<sup>43</sup> Heckmann, a. a. O., 60 und 115 f. Diese Beobachtungen gelten freilich nur für das Muschelkalkgebiet des Jagsttales, für das Taubertal, für einen großen Teil des Baulandes und für das obere Gäu. In den Buntsandsteingebieten des Odenwaldes und in den Keuperbergen liegen die Verhältnisse anders.

<sup>44</sup> In den Jahren nach der Jahrhundertmitte wird neben dem Sandstein in zunehmendem Maße wieder der Kalkstein gebraucht, ebenfalls verbunden mit einer Entwicklungsstufe der Bauformen: Damals traten die reichen, spätromanischen Profile gegenüber den kantigen und knapp geschnittenen Steinhauerarbeiten der Bettelordensgotik zurück.

<sup>45</sup> Badisches Inventar, a. a. O., 78, Abb. 11.

<sup>46</sup> GLA Karlsruhe, Akten der Baudirektion 422/I, 132, Fasc. 19.

<sup>47</sup> Staatsmann, Karl: Das Aufnehmen von Architekturen, Leipzig 1910, 2, 119.

<sup>48</sup> Vgl. Staatsmann, a. a. O., 119.

<sup>49</sup> Leidich: Die Abtscapelle und der Capitelsaal des ehemaligen Cistercienserklosters Pforta, Zeitschrift für Bauwesen, 43, 1893, 238.

<sup>50</sup> Reuter, Barbara: Die Baugeschichte des Zisterzienserklosters Bronnbach an der Tauber, Dissertation Würzburg 1952, 18. Vgl. auch Reuter, B.: Baugeschichte der Abtei Bronnbach, Mainfränkische Hefte, 30, 1958, 29.

<sup>51</sup> Groß, Werner: Die Hochgotik im deutschen Kirchenbau, Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft, 7, 1933, 290 ff.

<sup>52</sup> Zum Beispiel die Kunst Karls des Großen (Aachener Bauschule), Ottos I. (Ottonische Bauschule des Harzgebietes) oder Konrads II. (Bauschule von Limburg und Speyer).

<sup>53</sup> Schmidt, Paul: Maulbronn, Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 47, Straßburg 1903, und Dörrenberg, Irmgard: Das Zisterzienserkloster Maulbronn, Würzburg 1938.

<sup>54</sup> Graf zu Solms-Laubach, Ernst Otto: Die Wormser Bauschule in Hessen und ihre Grundlagen in Deutschland und Oberitalien, Dissertation Marburg 1923. Vgl. auch Hausen, Edmund: Otterberg und die kirchliche Baukunst der Hohenstaufenzeit in der Pfalz, Kaiserslautern 1936.

<sup>55</sup> Hotz, Walter: Burg Wildenberg, Dissertation Gießen 1935 (Auszug), 26.

<sup>56</sup> Vgl. Dehio, Georg: Zwei romanische Zentralbauten, Zeitschrift für Geschichte der Architektur, 1, 1907/08, 250 ff., und ders.: Die Kunst Unteritaliens in der Zeit Kaiser Friedrichs II., Anhang: Burg Egisheim, Kunsthistorische Aufsätze, München-Berlin 1914.

<sup>57</sup> Sedlmayr, Hans: Die Entstehung der Kathedrale, Zürich 1950, 445.

<sup>58</sup> Hotz, W.: Staufische Reichsburgern . . ., 31.

<sup>59</sup> Wibel, Ferdinand: Die alte Burg Wertheim und die ehemaligen Befestigungen der Stadt, Freiburg i. Br. — Leipzig 1895, 215 ff. Piper, Otto: Die Burgruine Wertheim am Main und Dr. Wibels Buch über dieselbe, Würzburg 1896.

<sup>60</sup> Badisches Inventar, a. a. O., 218, Abb. 92.

<sup>61</sup> Staatsmann, Karl: Die alte Burg zu Wertheim a. M. im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, Süddeutsche Bauzeitung, 8, 1898, Nr. 4—7, 31 f. bzw. 50 f. Hotz: Staufische Reichsburgern . . ., 31, gibt an, daß der „Krautheimer Meister“ auch auf der Burg Wertheim gearbeitet habe, begründet diese Ansicht jedoch nicht.

<sup>62</sup> Staatsmann, K., a. a. O., 50. Dehio-Gall: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, 4, Rheinfranken, Berlin 1943, 473, nennt als Entstehungszeit 1200—1210.

<sup>63</sup> Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Jagstkreis, Stuttgart 1907, 317.

<sup>64</sup> Ehardt, Bodo: Die Burgen Italiens, Berlin 1907/27, 162, Abb. 634 und 636, und Verzeichnis, 19.

<sup>65</sup> Württembergisches Urkundenbuch, 4, Nr. 1210.

<sup>66</sup> Gottschalk, Friedrich: Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands, Halle (Saale) 1815/35, 4, 414.



<sup>67</sup> Die ehemaligen Palasfenster von Lichteneck waren vermutlich nicht aufwendiger gestaltet als die in Leofels. Vgl. auch die einfachen gotischen Maßwerkfenster der elsässischen Burgen Ortenberg, Spesburg und Hohandlau, die ebenfalls der Mitte des 13. Jahrhunderts angehören.

<sup>68</sup> Württembergisches Urkundenbuch, 7, Nr. 2227.

<sup>69</sup> Staatsmann, Karl: Ein Werk der Frühgothik in Süddeutschland, Süddeutsche Bauzeitung, 7, 1897, Nr. 26—29, 217 f.

<sup>70</sup> Staatsmann, Karl: Über den Werth der Steinmetzzeichen, Süddeutsche Bauzeitung, 7, 1897, Nr. 45, 46, 48—52.

<sup>70a</sup> Siehe Kapitel VII, 4 b der Dissertation (unveröffentlichtes Manuskript), Die Zisterzienser-Frauenkirchen.

<sup>71</sup> Schönhuth, Ottmar F. H.: Chronik der vormaligen Deutschordensstadt Mergentheim, Mergentheim 1857, 97 f.

<sup>72</sup> Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, 3, Süddeutschland, Berlin 1925, 30 f.

<sup>73</sup> Groß, a. a. O., 314, rechnet die Kirche von Mergentheim unter den „Eßlinger Typus“, zusammen mit Ladenburg, Markgröningen, Landau, Bernkastel, Neustadt an der Haardt u. a.

<sup>74</sup> Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern, 3. Bd., Unterfranken und Aschaffenburg, Heft 1, Bezirksamt Ochsenfurt, München 1911, 19 f.

<sup>75</sup> Hohenloher Urkundenbuch, 1, Nr. 595.

<sup>76</sup> Bayrisches Inventar, Bezirksamt Ochsenfurt, 13.

<sup>77</sup> Bayrisches Inventar, a. a. O., 19 f.

<sup>78</sup> Bayrisches Inventar, a. a. O., 19 f.

<sup>79</sup> Diese Begriffe sollen nur zur Charakterisierung der Formensprache in den betreffenden Zeitabschnitten dienen. Sie sind hier erstmalig verwendet.

<sup>80</sup> Vgl. auch die Karte über die Verbreitung der oberrheinisch-elsässischen Bauformen bei Hausen, a. a. O., 93.

<sup>81</sup> Kautzsch, Rudolf: Der romanische Kirchenbau im Elsaß, Freiburg i. Br. 1947, 247, 296.

<sup>82</sup> Vgl. auch die Andreaskapelle des Straßburger Münsters, Hausen, a. a. O., Abb. 111.

<sup>83</sup> Hotz, W.: Staufische Reichsburgen . . . , 7 f.

<sup>84</sup> Vgl. Kapitel VIII der Dissertation (unveröffentlichtes Manuskript), Die Bauornamentik.



## Das römische Kastell am Rendelstein in Öhringen

Von Hans Schönberger

Die Erforschung des römischen Limes in und um Öhringen ist eng verbunden mit dem Namen des fürstlich-hohenloheschen Regierungs- und Lehensrates Christian Ernst Hanßelmann. Er war es, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach dem Limes nördlich bis Jagsthausen und südlich bis Mainhardt suchte und in Öhringen selbst in den Jahren 1766 bis 1770 die beiden Kastelle auf der Unteren Bürg im Westen und am Rendelstein im Osten feststellte. In zwei Veröffentlichungen, dem „Beweis, wie weit der Römer Macht in den mit verschiedenen deutschen Völkern geführten Kriegen auch in die nunmehrige Ost-Fränkische, sonderlich Hohenlohische, Lande eingedrungen“ (Schwäbisch Hall 1768) und in der „Fortsetzung des Beweises“ (1773), legte er seine Erkenntnisse nieder, die natürlich als Kinder ihrer Zeit gewertet werden müssen, aber auch heute noch in vieler Beziehung recht gut verwendbar sind.<sup>1</sup>

Hanßelmann fand keine unmittelbare Nachfolge, doch blieb das Interesse an der römischen Vorzeit im Hohenloheschen wach. 1861 brachte der Bahnbau südlich vom Bürgkastell neue Funde zutage. 1863 und 1865 befaßten sich der Topograph Eduard Paulus und sein Sohn, der Landeskonservator, mit den römischen Altertümern von Öhringen — so 1865 in der Oberamtsbeschreibung —, und 1871 tat dies Otto Keller in seiner Schrift „Vicus Aurelii oder Öhringen zur Zeit der Römer“. 1878 wurden dann an der Unteren Bürg beim Anlegen einer Baumschule Teile einer römischen Heizung angeschnitten. Wirkliche planmäßige Untersuchungen führte jedoch erst in den Jahren 1892 bis 1894 die Reichslimeskommission aus. Über diese und auch alle älteren Arbeiten hat dann Professor E. Herzog im Rahmen des Limeswerks 1897 berichtet.<sup>2</sup> In der Folgezeit wurden natürlich durch Bauarbeiten bei beiden Kastellen und im Vicus immer wieder neue Funde gemacht, die planmäßige Erforschung der Limesanlagen fand aber erst im Herbst des vergangenen Jahres ihre Fortsetzung, als ich in Zusammenarbeit mit Dr. H. Zürn vom Staatlichen Amt für Denkmalpflege in Stuttgart vom 9. September bis 26. Oktober 1957 im Rendelkastell eine größere Grabung durchführte. Der Anlaß dazu war folgender:

Nicht nur bei diesem Öhringer Kastell liegen die letzten planmäßigen Ausgrabungen über ein halbes Jahrhundert zurück, sondern auch bei fast allen anderen Limeskastellen, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Damals wurden mit einem verhältnismäßig geringen Einsatz an finanziellen Mitteln im wesentlichen ihre Grundrisse festgestellt. Nur bei ganz wenigen ließen sich wirklich die verschiedenen Bauzustände klären. Bei den weitaus meisten aber können wir die einzelnen Bauperioden noch nicht voneinander trennen. Doch gerade das im Einzelfall zu wissen, wäre oft außerordentlich wichtig, wenn man die Okkupationsgeschichte im größeren Rahmen richtig beurteilen will.

Den Herausgebern des Limeswerks waren diese Mängel sehr wohl bewußt. Wir müssen daher Professor E. Fabricius, der vor allen anderen das Werk zu



einem guten Ende brachte, heute noch nachträglich danken, daß er dieses gewaltige Corpus trotzdem abgeschlossen hat. Denn auf einer so ausgezeichneten und umfassenden Grundlage vermögen wir nunmehr weiterzubauen. Daß wir dazu auch finanziell in der Lage sind, dafür haben wir im allgemeinen und besonders im Fall von Öhringen der Deutschen Forschungsgemeinschaft unseren Dank auszusprechen, bei der unsere Anliegen ein offenes Ohr gefunden haben.

Daß unser von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstütztes Untersuchungsprogramm im badisch-württembergischen Raum gerade in Öhringen begann, hat seinen besonderen Grund: Es ist bekannt, daß es zwei Kastellreihen gibt, von denen die hintere im Odenwald verläuft und dann über die Kastelle Oberscheidenthal und Neckarburken bei Wimpfen den Neckar erreicht, dem sie mit den Kastellen in Böckingen, Walheim, Benningen, Cannstatt, Köngen usw. weit nach Süden folgt. Während die Kastelle am oberen Neckar schon in den achtziger Jahren entstanden sein dürften, neigt man für die am mittleren Neckar zu einem um ein paar Jahre späteren Ansatz. Uns beschäftigt hier jedoch mehr die Frage, wann diese hintere Linie geräumt und die Truppen an den äußeren Limes verlegt wurden. E. Fabricius hat dabei vor allem drei Weihesteine im Kastell Böckingen aus dem Jahre 148 n. Chr. angeführt und sich dafür ausgesprochen, daß der äußere Limes und seine Kastelle erst kurz nach der Mitte des 2. Jahrhunderts errichtet sein könnten, wenn es so späte Inschriften noch in den Kastellen der hinteren Linie gäbe.<sup>3</sup> Ich selbst habe das Problem neuerdings wieder aufgegriffen und an Hand von bestimmten Funden am äußeren Limes gemeint, daß der Vorgang der Truppenverlegung in diese vordere Linie doch verwickelter gewesen sei, als wir uns das bisher vorstellten, und daß einige der vorderen Kastelle unter Umständen als vorgeschobene Stützpunkte schon bis zu 20 Jahre früher erbaut worden seien, nämlich unter Kaiser Hadrian.<sup>4</sup>

Aber nur mit Hilfe einiger planmäßiger Grabungen kann man der Lösung nahekommen. Besonders das offenbar schon im Altertum als Verkehrsknotenpunkt wichtige Öhringen verspricht in diesem Zusammenhang Aufschlüsse, da hier gleich zwei Kastelle bekannt sind, von denen das Bürgkastell, den Funden nach zu urteilen, etwas älter als das Rendelkastell sein könnte. Daher galt es, sich sobald wie möglich Klarheit über die Baugeschichte und ihre zeitliche Abfolge in beiden Kastellen zu verschaffen. So stellt unsere Untersuchung im Rendelkastell nur einen allerersten Schritt dar.<sup>5</sup> Ich hoffe daher Verständnis zu finden, wenn ich mich am Ende des nun folgenden kurzen Berichtes<sup>6</sup> noch nicht verbindlich zu dem dargelegten Problem äußere. Das wird erst dann möglich sein, wenn auch im Bürgkastell und vielleicht noch in anderen Kastellen an der vorderen und hinteren Linie der Spaten angesetzt worden ist.

Untersucht wurden von uns in mehreren Flächen das seiner Lage nach bisher unbekannte Südtor, die südöstliche Kastelecke und die zwischen beiden liegenden Teile der südlichen Kastellumwehrung (Abb. 1). Im Kastellinnern wurden vier weitere Flächen angelegt, von denen besonders Nr. 2, 5 und 12 einige Gruben und eine Anzahl von Pfostenlöchern ergaben. Die letztgenannten vermag man aber zu keinem Grundriß zu ergänzen, da die Flächen dafür immer noch zu klein waren. Wir konnten sie aber aus zeitlichen Gründen nicht mehr erweitern und mußten unser Augenmerk in der Hauptsache auf die Umwehrung richten. — Noch weiter nach Norden wurde das Kastellareal bis kurz vor die nördliche Mauer mit einem Baggergraben (Nr. 9) abgetastet, der weitere Gruben und in seinem nördlichen Stück einen größeren Keller anschnitt.



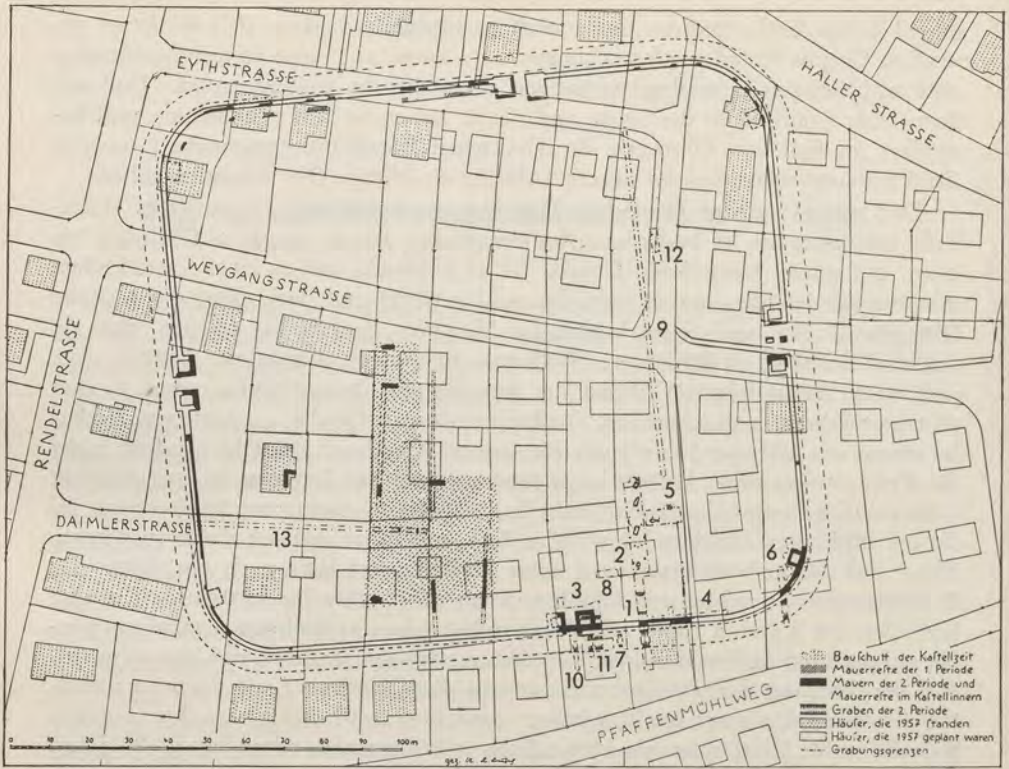


Abb. 1. Rendelkastell Öhringen. Grundplan nach dem Stand der Ausgrabungen 1957. (Der Graben der 1. Bauperiode ist nicht eingezeichnet.)

Das Gelände, eine in ihrem Untergrund von einem Geröllband durchzogene Terrasse, neigt sich ganz allmählich nach Süden. Wie unsere Grabung zeigte, liegt die südliche Kastellumwehrung unmittelbar am Rand dieser Terrasse, die dort mit stärkerem Gefälle zur Ohrn hin abbricht. Das Terrain war in vorrömischer Zeit schon einmal besiedelt, wie einige von uns angetroffene prähistorische Gruben lehren. Sie waren allerdings fast sämtlich fundleer. Nur die an der nördlichen Grabungskante der Fläche 3 (Abb. 2) enthielt ein paar winzige Scherben, die mit großer Wahrscheinlichkeit steinzeitlich sind und der sogenannten Bandkeramik angehören.

Was nun die römische Zeit betrifft, so war nach dem anfangs Gesagten von vornherein ebenso wie bei den meisten anderen Limeskastellen zu vermuten, daß das Rendelkastell nicht nur in einer einzigen Bauphase entstanden sei und wir in dieser Beziehung doch zu anderen Ergebnissen kämen als seinerzeit Herzog.<sup>7</sup> Die Grabung hat dann unsere Vermutung auch vollauf bestätigt: Zur ältesten Anlage gehören zweifellos die sechs tiefen abgerundet-rechteckigen Löcher am Südtor (Abb. 2). In ihnen dürften ehemals durch Steine verkeilte Holzpfosten gesessen haben, welche die südliche Torgasse flankierten und mittels je einer Bohlenwand auf beiden Seiten den Walldruck abzufangen hatten. Die beiden nördlichen Löcher saßen etwas enger als die übrigen zwei Paare. Doch kann das reiner Zufall sein und braucht nicht unbedingt darauf hinzuweisen, daß auch die Pfosten selbst näher beieinanderstanden.



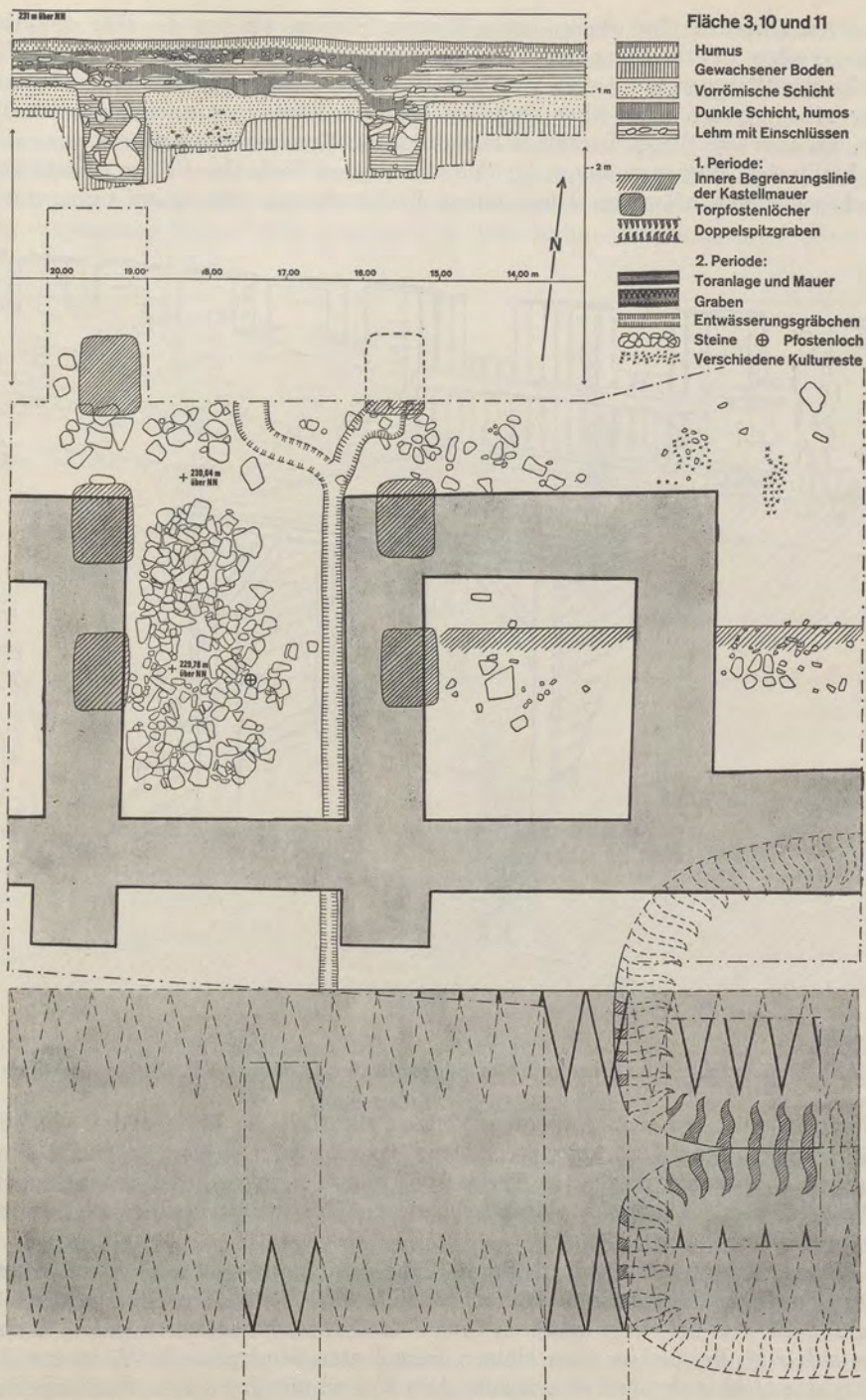


Abb. 2. Rendelkastell Öhringen. Grundplan des Südtores. Oben: Schnitt im Verlauf der nördlichen Grabungskante.



Den Oberbau über diesen sechs Pfosten können wir uns als eine einfache waagerechte Überdeckung der Torgasse durch Bohlen vorstellen. Sie muß die Höhe des Wehrgangs auf dem Wall gehabt haben. Anstatt der steinernen Zinnen der Mauer wären dann über dem Tor hölzerne Zinnen anzunehmen (Abb. 3). Da wir aber von dieser Toranlage tatsächlich nicht mehr kennen als eben nur die sechs Pfosten, darf man angesichts der sehr großen Tiefe der Löcher ebenso gut auch mit einem hölzernen Turm, einem Fachwerkturm oder einem turmartigen

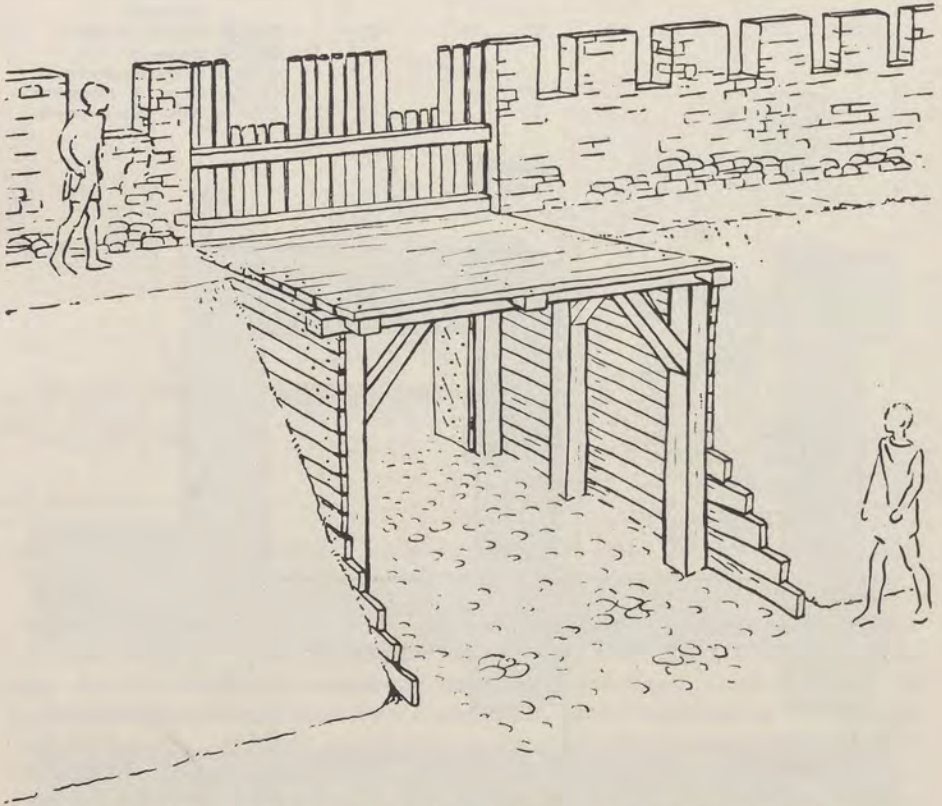


Abb. 3. Rindelsburg Öhringen. Das Südtor in der 1. Bauperiode. Rekonstruktion.

offenen Gerüst rechnen. Außerdem können natürlich die übrigen drei von uns nicht untersuchten Tore, oder wenigstens das eine oder andere, an Stelle eines solchen Durchgangs in gleicher Weise konstruierte Flankentürme gehabt haben. Diese Möglichkeit ließ sich jedoch bei unserem Tor durch verschiedene Schnitte ausschließen.

Der südliche Pfosten in der östlichen Reihe stand damals genau vor der Leibung der von Osten heranzuführenden, ursprünglich 0,70 bis 0,90 m starken Kastellmauer. Sie war bei einem späteren Umbau freilich restlos zerstört worden, so daß sie sich zum Beispiel in dem kleinen freigelegten Stück auf der Westseite der Torgasse nicht mehr nachweisen ließ (Abb. 2) und wir ihre Reste überhaupt nur zu erkennen vermochten, weil uns der ältere Befund auf der nördlichen Kastellseite zur Verfügung stand.<sup>8</sup> Dieser kann freilich nun eine ganz andere Deutung



erfahren. Wie besonders die westliche Schnittkante der Fläche 1 (Abb. 1) sehr schön zeigte, dürfen wir hinter der Mauer einen an seinem Fuß 4,30 m breiten Erdwall und dahinter wiederum eine rund 3 m breite geschotterte Wallstraße annehmen, die im Innern des Kastells ringsherum lief. Vor der Mauer befand sich ein ziemlich breiter Graben mit einer doppelten Spitze, der jedoch eine unregelmäßige Form hatte. Seine äußere Kante lag dem Gefälle des Geländes entsprechend erheblich tiefer als das horizontale Stück unmittelbar vor der Mauer, die sogenannte Berme (Abb. 4 oben). Vor dem Südtor war dieser ältere Graben unterbrochen (Abb. 2).

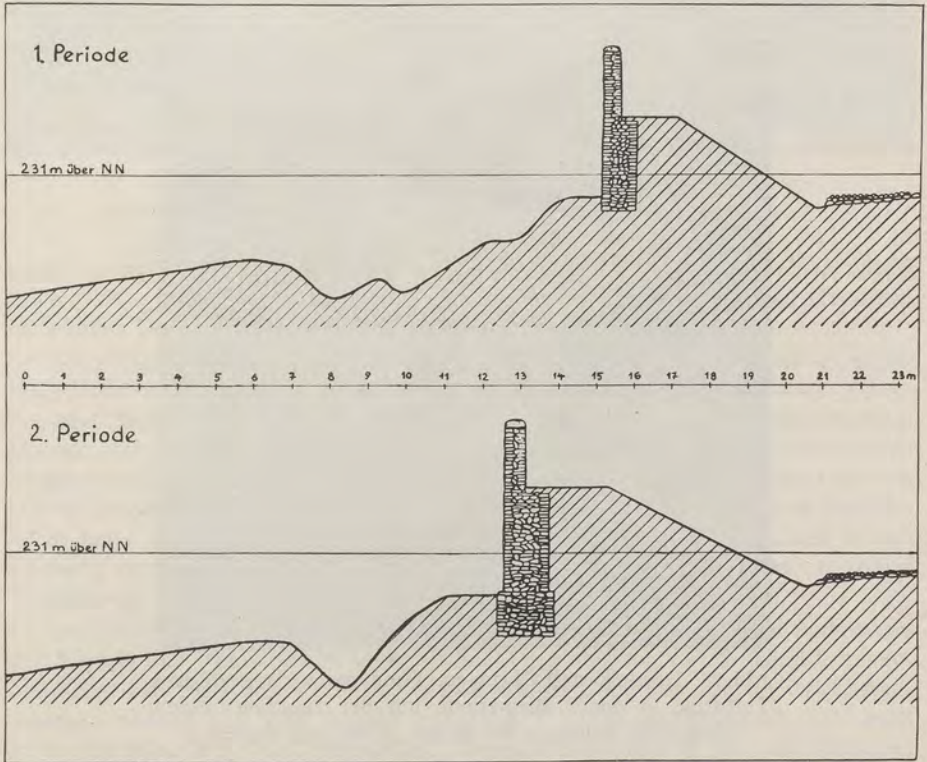


Abb. 4. Rendelkastell Öhringen. Die Kastellumwehrung in der 1. und 2. Bauperiode. Schematische Querschnitte.

Das einzige bisher bekannte Beispiel in Deutschland für eine sehr ähnliche Toranlage kennen wir vom 1. Steinkastell auf dem in der Luftlinie rund 11 km nördlich von Wiesbaden gelegenen Zugmantel.<sup>9</sup> Auch jenes Kastell wurde höchstwahrscheinlich in den Jahren zwischen 140 und 150 n. Chr. errichtet, also etwa gleichzeitig wie die 1. Periode des Rendelkastells in Öhringen. Es ist indessen als ziemlich sicher anzunehmen, daß es noch weitere solche Tore gibt, und wir müssen bei den anderen Kastellen des äußeren Limes und auch bei denen der hinteren Linie gleichfalls danach suchen. Man wird sie allerdings nur dort nachweisen können, wo die jüngeren Torbauten sie nicht völlig zerstört haben.

Irgendwelche Anzeichen für eine gewaltsame Vernichtung der eben beschriebenen Kastellanlage in Öhringen, beispielsweise ausgedehnte Brandschuttspuren,



fehlen. Das Kastell hatte in der nun folgenden 2. Bauperiode den gleichen belegbaren Innenraum wie zuvor. Die von uns festgestellten Umbauten bedeuten nämlich keine Vergrößerung des Kastellareals, sondern nur eine Verstärkung der Wehranlagen. Wir dürfen vermuten, daß sie auf höheren Befehl ausgeführt worden sind.

In einem Abstand von rund 1,50 m wurde vor der wohl Zug um Zug abgebrochenen Mauer der 1. Periode eine stärkere Mauer aufgesetzt, die in einer Breite von 1,50 m in der Berme und zum Teil noch im nördlichen Grabenrand der 1. Periode fundamementiert war. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, mit



Abb. 5. Rendelkastell Öhringen. Fundamente der südlichen Tortürme in der 2. Bauperiode mit der zwischen beiden liegenden Stückung des Weges. Blick nach Westen.

dem Graben ebenfalls weiter vorzurücken und den älteren Doppelspitzgraben zuzufüllen. An seiner Statt hob man bis auf das anstehende Geröllband einen einfachen Spitzgraben aus, der nun auch vor dem Südtor nicht mehr unterbrochen wurde (Abb. 1 und 2). Der Wall hinter der Mauer konnte jetzt auf 6,60 m verbreitert und damit wahrscheinlich noch erhöht werden (Abb. 4 unten).

Auch die Mauer dieser Kastellperiode ist sehr schlecht erhalten und oberflächlich nirgends mehr wahrzunehmen. Der größte Teil der Steine ist sicher zum Bau der Häuser und der Stadtmauer in Öhringen ausgebrochen und abgefahren worden.

An Stelle der älteren Toranlage entstanden zwei steinerne Tortürme, deren Fundamente sich bei der Grabung sehr gut herauspräparieren ließen (Abb. 5). Sie hatten vermutlich nach der Torgasse zu je einen auf die Berme vorspringenden Stützpfiler (Abb. 2). Wie wir uns das Südtor des Rendelkastells in dieser Periode



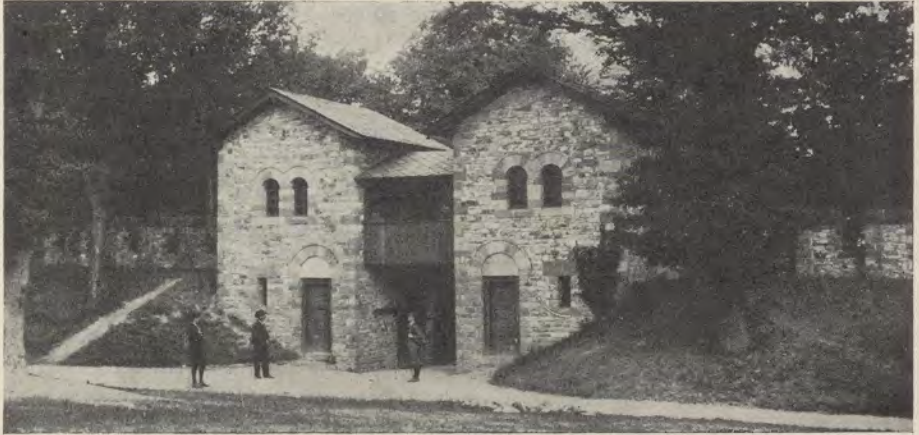


Abb. 6. Nordtor des Römerkastells Saalburg von innen.  
(Als Vergleich zum Tor der 2. Bauperiode des Südtores in Öhringen.)

vorstellen müssen, zeigt recht anschaulich das Nordtor des als Modell in natürlicher Größe wiedererrichteten Limeskastells auf der Saalburg bei Bad Homburg im Taunus (Abb. 6).

Beim Bau der Türme mußte in Öhringen der schon bestehende Wall ein Stück abgetragen werden, wobei die an zwei Plätzen angetroffenen Kulturreste (Scherben und Ziegelbruchstücke) auf den gewachsenen Boden gekommen sein dürften. Die nur noch zum Teil erhaltene Stückung des nach Norden zu etwas ansteigenden Weges zwischen den beiden Türmen gehört höchstwahrscheinlich ebenso wie ein kleiner, in den Kastellgraben führender Entwässerungskanal erst in diese Periode. Nicht ganz genau mitten in der Torgasse fand sich an einer Stelle der Wegestückung ein von Steinen umstelltes Pfostenloch, das möglicherweise von einer Verrammlung der Spätzeit herrührt (Abb. 2).

Im Gegensatz zu den Angaben im Limeswerk<sup>10</sup> konnten in der Südostecke des Kastells die Fundamente eines in die Mauerrundung der 2. Periode eingebundenen kleinen Eckturms nachgewiesen werden, der nur 2,80 m ins Kastellinnere vorsprang und 4,20 m breit war (Abb. 1). Wir müssen solche wohl auch in den anderen drei Ecken annehmen. Dagegen bestätigte es sich, daß zwischen diesem Turm und dem Südtor auch in dieser Periode kein Zwischenturm vorhanden war.

Nach der Lage der Tore zu urteilen, dürfte das Kastell in beiden Bauphasen nach Osten orientiert gewesen sein. Das heißt, daß sich dort — mindestens in der 2. Periode — der doppeltorige Haupteingang befand, die *Porta praetoria*. Das nördliche und das neu entdeckte südliche Seitentor müssen wir uns mit einer verhältnismäßig breiten Lagerstraße, der *Via principalis*, verbunden denken. Östlich von dieser fanden sich bislang keine Reste von steinernen Bauten, so daß man mit Recht hier in der Hauptsache die Baracken für die Mannschaften vermuten wird. Unmittelbar westlich der *Via principalis* aber scheinen in einem breiten Streifen die offiziellen Dienstgebäude gestanden zu haben. In der Mitte also die Kommandantur, die sogenannten *Principia*, zu denen vom östlichen Haupttor her die *Via praetoria* führte, die im rechten Winkel auf die *Via principalis* stieß. Von der Kommandantur haben sich noch keine sicheren Spuren gefunden.



Dagegen erbrachten die Grabungen der Reichslimeskommission in der Zone südlich davon eine Reihe unzusammenhängender Mauerzüge und viel Bauschutt, der vor allem von Heizungsanlagen (Hypokausten) herrührte. Auch ein Kanal, den die Stadtverwaltung kurz nach unserer Grabung im Westteil des Kastells ausheben ließ, führte in diesen Schuttstreifen hinein und durchschnitt zwei Mauern eines heizbaren Raumes (Abb. 1, Nr. 13). Dort in der Gegend soll auch das „Kastellbad“ gelegen haben, das schon Hanßelmann entdeckt hatte.<sup>11</sup> Doch ist dies unter Umständen gar kein Bad gewesen, sondern die Wohnung des Kommandanten. Die Bäder pflegten in dieser Zeit nämlich meist außerhalb der Lager zu liegen, während der Kommandant in einem Limeskastell niemals in der Kommandantur selbst, sondern wohl häufig in einem der festen Häuser rechts oder links daneben wohnte, das ebenfalls an der Via principalis lag.

Was nun die Zeitstellung der beiden Bauperioden des Rendelkastells angeht, so läßt sich einstweilen nur sagen, daß es nach den bei den Grabungen gemachten Funden keinen Grund gibt, die Errichtung der 1. Periode früher als um die Mitte des 2. Jahrhunderts anzusetzen.<sup>12</sup> Es ist aber zweckmäßig, sich jetzt noch nicht verbindlich über diese Frage zu äußern und erst die Grabungen im Bürgkastell und womöglich noch in anderen Kastellen abzuwarten. Deshalb wäre es gleichfalls verfrüht, schon jetzt etwas über die Verteilung der römischen Truppen in Öhringen sagen zu wollen.<sup>13</sup>

Die 1. Periode dürfte allerspätstens bis in die achtziger oder neunziger Jahre des 2. Jahrhunderts bestanden haben und dann in der geschilderten Weise umgebaut worden sein. Auch dafür, daß die durch den Umbau entstandene 2. Periode irgendwann einmal mit Gewalt zerstört wurde, gibt es vorerst keinen sicheren Hinweis. Jedenfalls ist der oben erwähnte Bauschutt in diesem Zusammenhang nicht heranzuziehen, da er von sehr viel späteren Zerstörungen beim Ausbrechen und Abfahren des Steinmaterials stammen könnte. — Im Jahre 237 n. Chr. wird das Kastell vermutlich noch besetzt gewesen sein, wie eine im Bereich des Rendelsteins gefundene Bauinschrift unter Kaiser Maximinus zeigt.<sup>14</sup> Jedoch bleibt die Frage offen, ob in den letzten Jahren oder Jahrzehnten vor dem Fall des obergermanisch-rätischen Limes (253/54, spätestens aber 259/60) noch eine reguläre Einheit in voller Stärke im Kastell lag, ja ob dieses überhaupt noch bis zum Ende gehalten und nicht schon vorher geräumt worden ist.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Weiteres über die Geschichte der römischen Forschungen in Württemberg und Literatur dazu findet man bei E. Fabricius, *Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches*, Abt. A, Bd. IV, Strecke 7—9 (*Der obergermanische Limes von Miltenberg am Main bis zum Haghof bei Welzheim*), Verlag O. Petters, Berlin u. Leipzig 1933, S. 3 ff.

<sup>2</sup> E. Herzog, *Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches*, Abt. B, Bd. IV, Nr. 42 und 42<sup>1</sup> (*Die Kastelle bei Öhringen*) 1897, S. 1 ff.

<sup>3</sup> Vgl. Anm. 1, dort S. 49 ff.

<sup>4</sup> *Germania*, Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäol. Instituts 35, 1957, 74 ff.

<sup>5</sup> Für die Vorbereitung der Grabung und ständige Hilfe haben wir Herrn Archivat K. Schumm in Neuenstein und Herrn Lehrer i. R. G. Breyer in Öhringen zu danken. Während der Ausgrabungen selbst unterstützte uns die Öhringer Stadtverwaltung tatkräftig, wofür wir unseren besonderen Dank Herrn Bürgermeister R. Laidig, Herrn Stadtbaumeister A. Küstner und dem Angestellten H. Müller auszusprechen haben. Unser Dank gilt auch Herrn Karl Bengs, Herrn Karl Eck und Herrn Hubert Worms, sämtlich in Öhringen, sowie Herrn Louis Schwab in Cappel, die freundlicherweise die Untersuchungen auf ihrem Grund und Boden gestatteten.



<sup>6</sup> Ein längerer Bericht ist für die Fundberichte aus Schwaben, N. F. 15, 1959, vorgesehen. — Die Zeichnungen zum vorliegenden Aufsatz hat Fräulein A. L. Busch vom Saalburgmuseum angefertigt, für Beratung bei der in Abb. 3 wiedergegebenen Rekonstruktionszeichnung danke ich meinem Grabungsassistenten Diplomingenieur W. Kleiss.

<sup>7</sup> Vgl. Anm. 2.

<sup>8</sup> Vgl. Anm. 2, dort S. 5 f. zu Taf. 2, 3.

<sup>9</sup> Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches, Abt. B, Bd. II, 1 Nr. 8 (1909), S. 8 f. zu Taf. 2 und 3, 2—3.

<sup>10</sup> Vgl. Anm. 2.

<sup>11</sup> Vgl. Anm. 2, dort S. 8 mit Anm. 1.

<sup>12</sup> Vgl. Anm. 3 und 4.

<sup>13</sup> Vgl. Anm. 1, dort S. 144 ff.

<sup>14</sup> Vgl. Anm. 2, dort S. 18 Nr. 2.



## Mittelalterliche Gräber von der Kumburg

Von Sophie Ehrhardt

Die Öffnung von Gräbern aus dem Hoch- und Spätmittelalter und der beginnenden Neuzeit beansprucht ein besonderes wissenschaftliches Interesse, da man aus dieser Zeit nur verhältnismäßig wenig menschliche Skelettreste besitzt. Aus dem 5. bis 8. Jahrhundert, dem Zeitalter der Reihengräber, ist uns durch zahlreiche Funde ein recht gutes Bild über gewisse Kopf-, Gesichts- und Körpermerkmale der damaligen Menschen gegeben, das gleiche gilt für die letzten 150 Jahre, während dazwischen eine merkliche Lücke besteht. Die Schädelform muß sich aber gerade in dieser Zeit wesentlich geändert haben, da die Reihengräberschädel ganz vorwiegend lang und schmalförmig sind, die heutigen Schädel dagegen meist rundköpfig. Dieser Umwandlungsprozeß ist in ganz Europa beobachtet und wiederholt beschrieben worden. Da bisher noch keine eindeutige Klärung dafür vorliegt, wird schon aus diesem Grunde jeder sicher datierte Grabfund aus dem Zeitabschnitt von etwa 800 bis 1600 von erhöhter Bedeutung sein. Dies gilt auch für Skelette aus Grabbestattungen einer Kirche oder einer Familiengruft, also für Personen höher gestellter sozialer Schicht. Bei diesen Schädeln weiß man allerdings, daß sie vor allem dem Bild der nordischen Rasse, dem „germanischen“ Typus von Hölder, der auch die Form der Reihengräber beherrscht hat, gleichen, wie ja die führenden Schichten noch über Jahrhunderte hinaus das rassische Gepräge ihrer Vorfahren, der Reihengräberbevölkerung, aus der sie erwachsen sind, bewahrt haben. Für jeden Einzelfall wird aber zu klären sein, ob und in welchem Maß auch hier eine rassische Beimischung vorgelegen hat.

Von ganz besonderer Bedeutung und außerdem von allgemein menschlichem Interesse sind aber Skelette, die bestimmten Personen zugeordnet werden können wie die Gründer des Klosters Kumburg und Geistliche aus den Anfangszeiten des Klosters, deren Skelette ich untersuchen konnte.

Mein Dank hierfür geht an das Bischöfliche Ordinariat in Rottenburg, an das Württembergische Amt für Denkmalpflege und nicht zuletzt an den verstorbenen hochverehrten Herrn Professor Goessler, der mir die Möglichkeit dieser Untersuchung vermittelt hat. Ich danke auch Herrn Stadtarchivar W. Hommel für sein Interesse an meiner Arbeit, die aus technischen Gründen erst 10 Jahre nach der Aufdeckung des Sarkophags am 29. September 1948 veröffentlicht werden kann.

Die Gründer des Klosters Kumburg sind die beiden Grafen Burkhard und Heinrich, Nachfahren der Kaiserinmutter Adelheid in 4. Generation,<sup>1</sup> und der Mönch Wignand; dazu kommt der Abt Hartwig. Wie aus den Chronikberichten erschlossen werden kann, sind diese vier Personen zunächst einzeln bestattet gewesen und kamen im Jahre 1180 in den Steinsarkophag, der 1719 in den Boden versenkt und erst 1948 wieder gehoben wurde. Der Sarkophag barg einen Holzsarg, der durch zwei Querwände in drei Fächer geteilt war, in denen die Gebeine ruhten (siehe die Skizze bei Kost 1950, S. 57).

Die Identifizierung der vier Personen war möglich durch beigelegte Bleiplatten, und zwar war das Skelett in einem Fach als das des Grafen Burkhard gekennzeichnet. Im Mittelfach fand ich am Boden innerhalb einer Schädelkalotte eine



Plakette, deren Aufschrift den Namen Wignand trug. Im gleichen Fach lag oberflächlich eine zweite mit einer Aufschrift, die auf den Grafen Heinrich hinwies. Dieses Bleitäfelchen muß wohl versehentlich aus dem dritten Fach ins mittlere geraten sein, da der eine Schädel aus dem dritten Fach mit großer Sicherheit als der des Grafen Heinrich bestimmt werden konnte, wie weiter unten ausgeführt wird. Im dritten Fach sind drei Plaketten gefunden worden, von denen jedoch nur eine auf eine bestimmte Person hinwies, nämlich auf den Abt Hartwig. Es tauchte nun die Frage auf: Welcher von den zwei Schädeln bzw. welches Skelett im Fach 3 gehört zum Grafen Heinrich und welches zum Abt Hartwig? Diese Frage scheint mir durch den morphologischen Befund und durch die Bestimmung des persönlichen Alters der Schädel hinreichend geklärt zu sein. Beim Vergleich aller Schädel zeigte sich, daß der eine aus Fach 3 dem Schädel des Grafen Burkhard aus Fach 1 ähnelt: beide waren schmalförmig und verhältnismäßig niedrig und wiesen ein ausladendes Hinterhaupt auf. Der andere Schädel aus Fach 3 war dagegen viel breiter und hatte ein gleichmäßig gerundetes Hinterhaupt. Es lag nach diesem ersten Befund nahe, an engere verwandtschaftliche Beziehungen der äußerlich ähnlichen Schädel zu denken, und ich erfuhr hinterher, daß die beiden Grafen Brüder sind. Mir erschien es berechtigt, den Schädel mit dem ausladenden Hinterhaupt als den des Grafen Heinrich zu bezeichnen. Ob beim zweiten Schädel aus Fach 3 mit der mehr rundlichen Form ein andersartiger Rasseinschlag vorliegt als bei den beiden Grafen, war zu prüfen. Der Abt gehört seiner Herkunft nach nicht zum fränkischen, sondern zum bayerischen Adel, worauf auch sein Name Hartwig hinweist.

Was die Altersbestimmung der Schädel betrifft, die nach dem Verschuß der Nähte und dem Befund der Zähne getroffen wurde, so ergab sich für den Grafen Heinrich ein jüngeres Alter als für den Abt und den Grafen Burkhard, was mit der historischen Überlieferung übereinstimmt: Graf Burkhard um 55 Jahre, Graf Heinrich etwas jünger, um 50, Mönch Wignand 40 bis 50 Jahre und der Abt Hartwig Ende 50.

Von den übrigen Skelettknochen aus Fach 3 konnten die beiden Unterkiefer einwandfrei zugeordnet werden, indem sich ein kleines linkes Oberkieferstück mühelos auf den einen Unterkiefer aufsetzen ließ und mit seiner Bruchkante an das linke Jochbein des Grafen Heinrich anschloß (siehe Abb. 1). Somit war die Zugehörigkeit des einen Unterkiefers erwiesen. Der zweite paßte mit seinen beiden Gelenköpfen gut in die Gelenkgruben des anderen Schädels. Die übrigen Skelettknochen waren nicht alle einwandfrei zu trennen, was jedoch für den Gesamtbefund ohne Bedeutung ist.

Der Erhaltungszustand der Gebeine war im ganzen gut. Das Gesichtsskelett war nur beim Grafen Burkhard intakt. Am Schädel des Mönchs Wignand ließ es sich aus kleinen Einzelstücken zusammensetzen. Sehr brüchig war der Zahnschmelz. Dieser wie auch alle Bruchstellen an den Skeletten wurden mit Zaponlack gehärtet.

Nach historischen Quellen ist ermittelt, daß die Gebeine unter Abt Rüdiger aus den ursprünglichen Bestattungsplätzen in der Kirche herausgenommen und in dem noch heute erhaltenen romanischen Sarkophag zusammengelegt wurden. 1468 ist bei einer Öffnung unter Abt Ehrenfried II. festgestellt worden, daß die Gebeine der gräflichen Brüder von ledernen Säcken umschlossen waren. Ebenso waren die Knochen des Mönchs Wignand und die des Abtes Hartwig jeweils in einem



ledernen Sack geborgen. Die Identität der Gebeine war durch die Bleitafeln gesichert, die zweifellos, entsprechend dem Bestattungsbrauch der salischen Zeit, schon bei der ersten Beisetzung beigegeben wurden. Bei der Öffnung der Tumba 1948 war kein Lederrest zu finden, so daß angenommen werden muß, daß die Knochen bei der Versenkung des Sarges in den Boden frei in den Holzsarg gelegt wurden. Bei der Untersuchung der Knochen stellte sich heraus, daß im Fach 3 ein ganzer rechter Arm fehlte (Oberarm, Unterarm, Hand), vermutlich vom Grafen Heinrich, dem ich die etwas grazileren Knochen zuspreche. Von den kräftigeren Knochen der oberen Extremität waren beide Arme vorhanden. Ich halte es für ausgeschlossen, daß die Einzelknochen dieses Armes aus dem Holzsarg genommen worden sind, weil eine Kenntnis der Seitenunterschiede der Knochen bei dem, der



Abb. 1. Kieferstück  
des Grafen Heinrich.

sie entfernt haben sollte, nicht vorausgesetzt werden kann und ein Zufall, daß nur alle Knochen des linken Armes zurückblieben, sehr unwahrscheinlich ist. Der Arm kann entweder bei der Erstbestattung schon gefehlt haben (urkundlich ist darüber nichts bekannt) oder aber er ist bei der Umbestattung abhanden gekommen. Da jedoch 40 bis 80 Jahre vom Todesjahr der vier Personen<sup>2</sup> bis zu ihrer Umbettung in die Ledersäcke verstrichen waren, möchte ich annehmen, daß der Arm früher verloren ging, als das Gewebe die einzelnen Knochen noch zusammenhielt.

Erwähnen möchte ich noch, daß die Umbettung der Skelette jedesmal sehr sorgsam durchgeführt worden ist, da nur wenige kleine Knochen fehlten. Einige Verwechslungen konnten richtig gestellt werden.

Für den anthropologischen Befund war es hinsichtlich der genommenen Maße notwendig, Vergleichsgruppen heranzuziehen. Ich wählte hierzu einerseits Untersuchungen über fränkische, alamannische und bajuvarische Reihengräberskelette, weil eine gewisse Ähnlichkeit mit diesen Gruppen vorausgesetzt werden konnte, andererseits Maße der fränkischen und insgesamt württembergischen Bevölkerung der Jetztzeit bzw. der letzten Jahrhunderte,<sup>3</sup> wobei die Einzelwerte der Lebendbevölkerung nach Czekanowski auf Schädelmaße umgerechnet wurden.

Die Charakteristik der einzelnen Skelette bietet sich in Maßen und Formmerkmalen, was eine etwas ausführliche Beschreibung der Schädel notwendig macht.



Bei der Besprechung der Maße habe ich einzelne Meßpunkte angeführt, ohne sie näher zu erklären, da mir dies für den vorliegenden Fundbericht nicht wesentlich erschien, dem Fachmann könnten jedoch diese Hinweise von Bedeutung sein.

Der Schädel vom Grafen Burkhard (Abb. 2—4) ähnelt von oben gesehen in seiner schmalen Form den Reihengräberschädeln, das Längenbreitenverhältnis ist sehr ähnlich: beim Grafen Burkhard beträgt der sogenannte Längenbreitenindex 74,3, bei den Reihengräberschädeln liegen die entsprechenden Werte zwischen 73

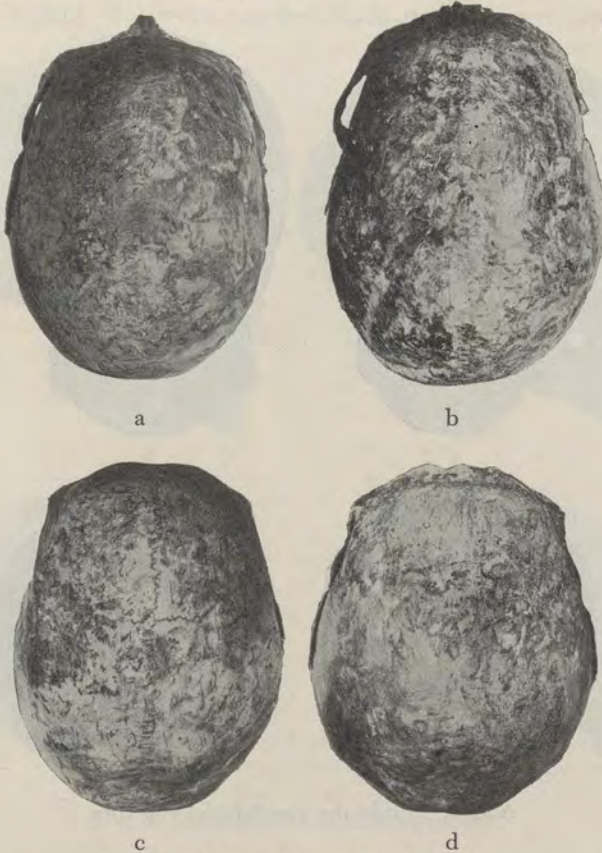


Abb. 2. Ansicht der vier Schädel von oben.

a) Graf Burkhard, b) Mönch Wignand, c) Graf Heinrich, d) Abt Hartwig.

und 75. Die Stirn- und Hinterhauptspartie sind beim Grafenschädel ausgesprochen schmal. In den absoluten Maßen der Länge und Breite ist der Schädel etwas kleiner als der Durchschnitt bei den Reihengräberskeletten. Er paßt am besten zu den fränkischen Schädeln der damaligen Zeit: größte Schädellänge bzw. -breite beim Grafen Burkhard 183/136 mm, bei Reihengräberschädeln 187/138 mm. Die heutige Bevölkerung in Württembergisch Franken hat kürzere und sehr viel breitere Köpfe: Länge 181 mm, Breite 151 mm, Längenbreitenindex 83,8 (umgerechnet auf die Schädelform). Die Höhe des Hirnschädels ist beim Grafen Burkhard ziemlich niedrig, obgleich das Scheitelpprofil gut gewölbt ist: Ohr-Bregma-Höhe 110 mm (bei Reihengräberschädeln 115 mm, bei heutigen Frankenschädeln vom Kreis Backnang



119 mm), Basion-Bregma-Höhe 130 mm (bei Reihengräberschädeln 132—137 mm). Die Schädelkapazität ist aus den Maßen der Länge, Breite und Höhe nach Pearson berechnet worden und ist mit 1385 ccm (ba-b-Höhe) ziemlich klein (fränkische Reihengräberschädel 1437 ccm, alamannische Reihengräberschädel aus Nusplingen 1492 ccm, württembergische Schädel der letzten Jahrhunderte 1448 ccm).

Als Besonderheit des Schädels ist die verhältnismäßig geringe Beteiligung des Stirnteils am gesamten Mediansagittalbogen zu erwähnen (Frontaler Anteil 31,9%).



Abb. 3. Ansicht der vier Schädel von vorn.

Das Scheitelbein ist länger als das Stirnbein (Parietaler Anteil 34,6%). Bei Reihengräberschädeln konnte gleichfalls ein größeres oder gleichgroßes Parietale nachgewiesen werden, während heutige Schädel meist ein größeres Frontale haben. Von der Seite gesehen ist das Stirnbein beim Grafenschädel mäßig geneigt und im ganzen schwach gewölbt (Krümmungswinkel 137°). Das Verhältnis des Frontalbogens zur Frontalsehne zeigt mit einem Index von 89,8 die relativ geringe Bogenlänge. Der Index ist größer als beim Durchschnitt aller Reihengräberschädel. Die Hinterhauptsschuppe hat einen großen Anteil am Gesamtbogen (33,5%). Der Occipitalbogen (Lambda-Opisthion) ist mit 123 mm auch absolut größer als bei den Reihengräberschädeln (119—122 mm) und den Schädeln aus der Neuzeit (116 mm). Am Hinterhauptsbogen fällt zunächst die Ausladung der Oberschuppe und die flache auffallend lange Unterschuppe auf. Ungewöhnlich stark ist somit auch die Neigung der ganzen Hinterhauptsschuppe zur Ohraugenebene (gelegt



durch den Oberrand der Gehöröffnungen und durch den Unterrand der — meist linken — Augenhöhle). Diese „nestartige Vorbuckelung des Oberschuppenumrisses“ (nach Henkel) ist ein kennzeichnendes Merkmal des „Reihengräbertypus“ von Ecker.

Das Gesichtsskelett ist durch eine relativ große Gesichtshöhe und geringe Gesichtsbreite gekennzeichnet. Die Gesichtshöhe von der Nasenwurzel bis zum tiefsten Punkt des Unterkieferkörpers in der Mediansagittale mißt 123 mm (Obergesichtshöhe 74 mm), die Breite von Jochbogen zu Jochbogen beträgt 130 mm.



Abb. 4. Ansicht der vier Schädel seitlich.

Das Verhältnis der Gesichtshöhe zur Gesichtsbreite ergibt somit ein hohes schmales Gesicht mit einem Gesichtsinde von 94,6 (Obergesichtsinde 56,9). Am besten paßt diese Gesichtsforn zu der der fränkischen Reihengräber. Die Schädel der anderen Reihengräbergruppen sind im Durchschnitt breiter. Die rezenten Schädel zeigen ein niedrigeres und namentlich breiteres Gesicht. In der Gesichtsforn hebt sich sehr schön die Ähnlichkeit Burkhardts mit den frühen Frankenschädeln gegenüber allen anderen Vergleichsgruppen heraus. In der Breite des Unterkiefers (Gonion — Gonion 99 mm) gleicht der Schädel des Grafen Burkhard denen der Reihengräberzeit und auch denen der Jetztzeit aus Württemberg, während die heutige fränkische Bevölkerung auch in der Untergesichtsparte breiter ist. Entsprechend der großen Gesichtshöhe ist auch die Nasenhöhe bei unserem Schädel besonders hoch (54 mm), die Nasenbreite (25 mm) zeigt dagegen gegenüber den Vergleichsgruppen keine nennenswerten Unterschiede. Die Nasenmaße zeigen von



der Reihengräberzeit bis jetzt ziemlich konstante Werte, nur das Höhenmaß ist bei rezenten Schädeln im Durchschnitt etwas geringer. In der Form der Augenhöhle, mäßig hoch und mittelbreit, ähnelt der Grafenschädel denen der Franken aus dem 5. bis 8. Jahrhundert. Das Höhenbreitenverhältnis zeigt einen Indexwert von 80,5 gegenüber 79,1 bei den fränkischen Schädeln. Die Reihengräberschädel der anderen Vergleichsgruppen haben im Durchschnitt niedrigere und breitere Orbitae, besonders die der bajuvarischen Gruppe. Die rezenten Schädel haben dagegen relativ höhere und schmälere Augenhöhlen mit einem Orbitalindex von 85,8. An der unteren Stirnpartie ist die Glabellarregion beim Schädel Burkhard's stark betont und die Nasenbeine springen vor. Nach der Profillinie zu urteilen, hat der Graf eine große, sehr wahrscheinlich leicht gebogene Nase gehabt. Eine Prognathie liegt nicht vor, das Kinn wird leicht gewölbt gewesen sein.

Obleich der Schädel des Grafen Burkhard im ganzen klein und zart gebaut ist, zeigt er doch ziemlich starke Muskelmarken am Hinterhaupt und Unterkiefer und auch an den langen Gliedmaßenknochen, so daß es berechtigt ist, von einem grazil gebauten, aber doch kräftigen Mann zu sprechen. Auffallend schmal ist sein Becken. Die Körperhöhe konnte an Hand der Extremitätenknochen auf 169 cm berechnet werden, was etwa dem Durchschnitt heute lebender württembergischer Männer entspricht. Ähnlich liegen die Durchschnittswerte bei den Reihengräberskeletten (168 cm bei den alamannischen Skeletten von Hailfingen bis zu 172,4 bei den bajuvarischen).

Über das äußere Erscheinungsbild des Grafen Burkhard ist historisch nichts bekannt. Man weiß nur, daß er an den Kreuzzügen nicht teilgenommen hat und daß er in seiner Lebenshaltung geistigen Dingen sehr aufgeschlossen war. Dieser, wenn auch nur sehr knappen Aufzeichnung kommt ein besonderes Interesse zu, denn man weiß, daß der Graf Burkhard Zeichen einer schweren langdauernden Knochenerkrankung aufweist, die ihm eine ritterliche körperliche Betätigung unmöglich machte. Die Beurteilung des pathologischen Befundes am Skelett ist von den Herren Professor W. Maßhoff, Direktor des Pathologischen Instituts des Katharinenhospitals in Stuttgart, sowie Dr. A. Vogt, Facharzt für Röntgenologie in Frankfurt (Main), in dankenswerter Weise vorgenommen worden. Ich gebe ihre Brücke hierüber zum Teil im Wortlaut wieder.

„An den Skelettknochen wird eine erhebliche Arthrosis deformans des linken Hüftgelenkes und eine ebenfalls deformierende Spondylosis festgestellt. Der krankhafte Prozeß an der Wirbelsäule verschont die kleinen Gelenke weitgehend und manifestiert sich in der Hauptsache an den Wirbelkörpern. Als Ursache für die Erkrankungsform wird eine primäre Schädigung des Bandscheibenapparates angenommen. Die Verformung der Wirbelkörper geht mit einer Stellungsanomalie der ganzen Wirbelsäule einher, sie läßt sich auch am vorliegenden Material eindeutig rekonstruieren (siehe auf der Abb. 5 die verbogene Wirbelsäule und zum Vergleich eine normale). Die Deformierung der Wirbelsäule bewirkt ihrerseits eine besondere Belastung des linken Hüftgelenkes. Im Verlauf dieser Belastung entwickelt sich auch dort ein Umbau im Sinne einer deformierenden Arthrosis“ (siehe die Abb. 5 links unten).

Es konnte meinerseits durch Dickenmessung der Beckenknochen nachgewiesen werden, daß die linke Extremität weniger kräftig war als die rechte, was die Folge einer schwachen Belastung gewesen sein mag. Diese statischen Veränderungen haben am rechten Oberschenkel eine deutliche Knochenverstärkung mit einer besonders starken Knochenleiste (sogenanntes Pilaster) nach sich gezogen. Eine gewisse Beweglichkeit im linken Hüftgelenk mag vorgelegen haben (siehe Abb. 5b).

Die röntgenologische Untersuchung der Knochen fügt einiges zu der oben gestellten Diagnose hinzu. So konnte am rechten unteren Schambeinast eine gut geheilte Fraktur festgestellt werden. Zur vorhandenen Hüftgelenksarthrose schreibt Vogt, daß sie „relativ



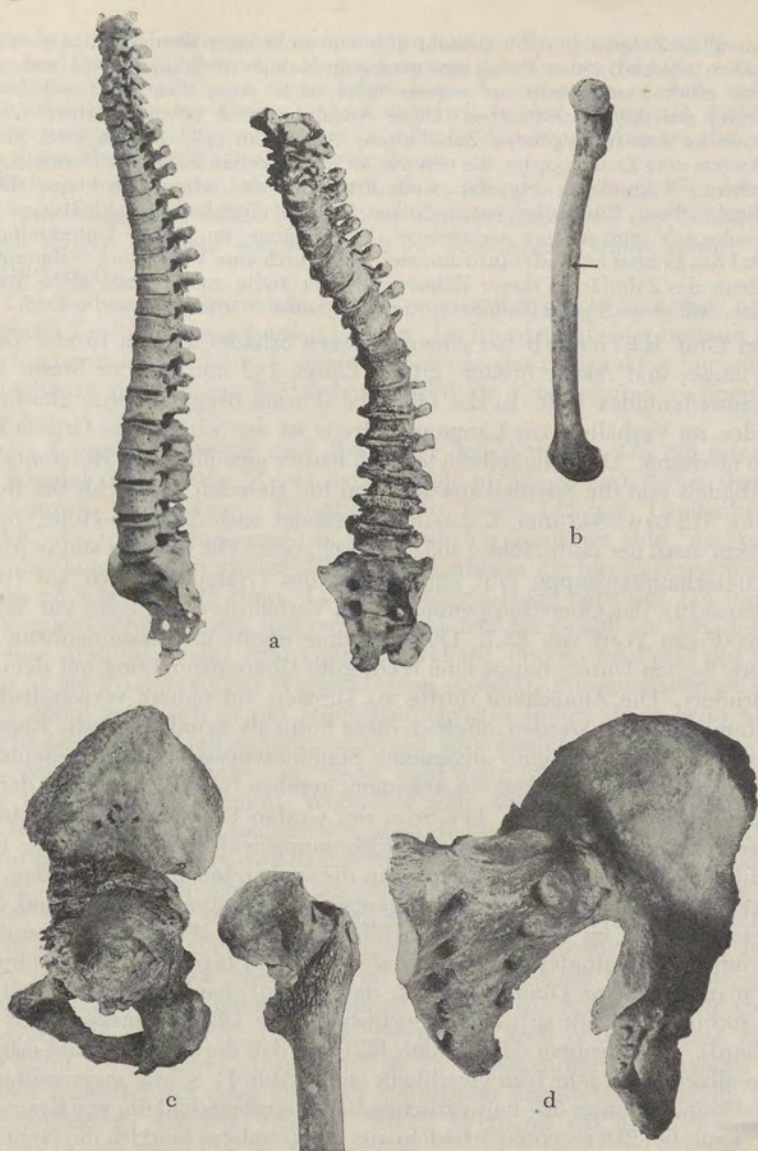


Abb. 5. a) Wirbelsäule des Grafen Burkhard (rechts) im Vergleich mit einer normalen Wirbelsäule. b) Rechter Oberschenkel des Grafen Burkhard. c) Linke Beckenhälfte und Oberschenkelknochen des Grafen Burkhard. d) Becken des Mönchs Wigand.

früh einzutreten pflegt und daß sie bis zu der Ausbildung in dem Grad, wie es beim Grafen Burkhard vorliegt, 20 bis 30 Jahre benötigt hat. Es ergibt sich auf Grund dieses Bildes kein Anhalt dafür, daß diese Erkrankung eine Unfallfolge darstellt“.

Zum Schluß sei noch der Zahnbefund hinzugefügt, den ich Herrn Professor E. Fröhlich, Direktor der Universitätszahnklinik Tübingen, verdanke. Es zeigt sich, daß auch hier eine schwache Erkrankung vorlag. Ob diese im ursächlichen Zusammenhang mit der deformierenden Arthrosis des Hüftgelenks stand, ist möglich, aber nicht zu entscheiden.



„An allen Zähnen besteht ausnahmslos ein mehr oder weniger starker Abbau des knöchernen Alveolarrandes. Es lag eine marginale Zahnbetterkrankung vor, wahrscheinlich in Form einer Parodontose im engeren Sinn, d. h. eines nicht entzündlichen reinen Schwundes des Alveolarfortsatzes. Diese Annahme wird bekräftigt durch Zahnsteinkrustation an den freiliegenden Zahnhälsen. Außerdem fand sich an zwei Stellen des Unterkiefers eine Zementkaries, die sich nur an freiliegenden Zahnhälsen entwickeln kann. Eine schwere Erkrankung zeigt der zweite Praemolar am rechten Oberkiefer. Die Krone war abgebrochen. Ein apikal entzündlicher (osteomyelitischer) Krankheitsherd ließ sich röntgenologisch einwandfrei nachweisen. Zwei Zähne im linken Unterkiefer müssen während des Lebens entweder instrumentell oder durch eine Verletzung verlorengegangen sein, denn die Zahnfächer dieser Zähne sind vollständig auf normale Höhe wieder geschlossen, wie es nach einer Zahnbetterkrankung nicht möglich gewesen wäre.“

Der Graf Heinrich hat einen größeren Schädel als sein Bruder Burkhard, er ist länger und relativ breiter: größte Länge 192 mm, größte Breite 144 mm, Längenbreitenindex 75,0. In der Ohrhöhe (Porion-Bregma-Höhe) gleichen beide einander, im Verhältnis zur Länge und Breite ist der Schädel des Grafen Heinrich jedoch niedriger. Das Scheitelbein ist auch flacher gewölbt. Der Horizontalumfang des Schädels und die Schädelkapazität sind bei Heinrich größer als bei Burkhard: Umfang 512 bzw. 543 mm, Kapazität, berechnet nach der ba-b-Höhe, 1385 bzw. 1469 ccm, nach der po-b-Höhe 1405 bzw. 1498 ccm. Die überaus starke Ausladung der Hinterhauptsschuppe fällt am Schädel des Grafen Heinrich auf (siehe die Seitenansicht); der Oberschuppenindex (das Verhältnis des Bogens zur Sehne) hat den niedrigen Wert von 85,7. Die Profillinie ergibt in Zusammenhang mit der ziemlich flachen Unterschuppe eine recht gute Übereinstimmung mit dem Schädel des Bruders. Die Ähnlichkeit dürfte als Hinweis auf nähere verwandtschaftliche Beziehung gewertet werden, obgleich diese Form als charakteristische Eigenart der nordischen Rasse auch eine allgemeine Stammesverwandtschaft bedeuten kann. Ich habe in dieser Ähnlichkeit ein Argument gesehen für die Zuordnung der Schädel im Fach 3 des Sarkophages. Die Stirn des Grafen Heinrich ist etwas steiler und stärker gekrümmt als bei Burkhard (Krümmungswinkel 126°). Leider fehlt das Gesichtsskelett nahezu ganz. Wenn man die vorhandenen Jochbeine dem Schädel anfügt, so zeigt es sich, daß die Augenhöhlen im ganzen größer sind als beim Grafen Burkhard, im Verhältnis von Höhe und Breite aber gut miteinander übereinstimmen (Orbitalindex 81,4 beim Grafen Heinrich gegenüber 80,5 bei Burkhard). Fügt man das kleine Oberkieferstück, das gut auf den Unterkiefer paßt, an das linke Jochbein, so läßt sich eine Gesichtshöhe von 122 mm messen (123 mm bei Burkhard). Am Stirnbein des Schädels fällt auf, daß die sagittale Naht erhalten ist, die im allgemeinen sehr früh verschließt (siehe Abb. 1). Solche sogenannten Kreuzschädel kommen unter 567 bajuvarischen Reihengräberschädeln, wie Kramp angibt, in 13% vor, bei 218 rezenten Schädeln aus Württemberg fand ich die Naht erhalten bei 7,8%. Das Offenbleiben der Naht bewirkt eine länger andauerndes Knochenwachstum, was dann beim Erwachsenen in einer breiteren Stirnform zum Ausdruck kommt. Im vorliegenden Fall ist auch die kleinste Stirnbreite größer als dem Durchschnitt württembergischer Schädel entspricht: 108 mm gegenüber 102 mm der Württemberger Schädel aus dem Kreis Backnang oder 96 bis 98 mm an Schädeln der Reihengräberbevölkerung. Die Stirnpartie ist beim Grafen Heinrich stärker vorgewölbt als es im allgemeinen bei männlichen Schädeln der Fall ist.

Das Offenbleiben der Stirnnaht erklärt Sitsen durch einen zu schwachen Zug der Hirnsichel (Falx cerebri), die innen normalerweise an der Mittellinie des Stirnbeins ansetzt und seine zweite Befestigung an der Hinterhauptsschuppe hat. Im vorliegenden Fall wären die beiden Stirnbeine ungenügend gefestigt und unterlägen Nahtlinienbewegungen, die ein weiteres Knochenwachstum über das erste bis zweite Lebensjahr hinaus ermög-



lichen. Die Spannung der Hirnsichel kann nach Sitsen herabgesetzt sein durch mangelnde Festigung am Hinterhauptsbein, wie das bei Knochenerkrankungen (Rachitis) vorkommt. Am Schädel des Grafen Heinrich treten jedoch keine Anzeichen von Rachitis auf. Die Hinterhauptschuppe ist bei diesem Schädel nicht wie in den allermeisten Fällen von Metopismus flach, sondern besonders stark gewölbt, so daß anzunehmen ist, daß andere Ursachen dieser Hemmungsbildung zugrunde liegen.

Es dürfte von gewissem Interesse sein, daß unter den Öhringer Funden zwei Schädel, ein weiblicher Schädel aus dem Sammelgrab und der Schädel des 12jährigen Kindes, das sehr wahrscheinlich zur fürstlichen Familie gehört, Metopismus aufwies.

Am Gebiß des Grafenschädels konnte zahnärztlicherseits nur eine geringe pathologische Veränderung gefunden werden. Im Frontzahnggebiet bestand lediglich eine beginnende Paradontose, die in Anbetracht des gleichmäßig horizontalen Knochenabbaues mit gewisser Wahrscheinlichkeit als nicht entzündlich angesehen werden kann.

Für die Körperhöhe wurde nach Breitinger der Wert von 173 cm errechnet.

Der Schädel des Mönchs Wignand ähnelt in Länge und Breite dem des Grafen Heinrich: größte Länge 190 mm, größte Breite 143 mm, Längenbreitenindex 75,3. Auch von oben gesehen zeigt sich ein ähnliches Bild, nur ist der Horizontalumfang bei ihm größer (536 mm), gleichfalls die Schädelkapazität (auf Grund der po-b-Höhe 1503 ccm). Die Ohr-Bregma-Höhe paßt mit 114 mm gut zu den Vergleichsgruppen der Reihengräberschädel. Im gewölbten Scheitelprofil besteht eine Ähnlichkeit mit dem Grafen Burkhard, ebenso im Profil des Stirnbeins, nur ist die Krümmung bei Wignand etwas stärker (Krümmungswinkel 130°). Ein Unterschied zeigt sich in der Hinterhauptsparie, indem diese beim Mönch mehr gerundet ist, die Maßverhältnisse liegen aber ähnlich wie bei den Grafenschädeln, wobei sie bald mehr zum einen, bald mehr zum anderen passen. Die Stirn ist für das große Gesicht Wignands sehr schmal (Kleinste Stirnbreite 98 mm), was auch an der Aufnahme von oben deutlich zu sehen ist. Zum Unterschied von den beiden Grafenschädeln treten die Jochbögen beim Mönchsschädel seitlich vor. Die Augenhöhlen sind besonders hoch (Orbitalindex 88,1), die Nase ist hoch (57 mm) und sehr schmal (23 mm) und liegt mit dem Nasalindex von 40,4 unter dem Durchschnitt aller Vergleichsgruppen. Die Nasenbeine fehlen leider. Nach dem nasalen Teil des Oberkiefers zu urteilen, muß der Mönch eine große, vorspringende Nase gehabt haben, die schmal gewesen ist. An den Kiefern springt die Alveolarpartie etwas vor. Der Kieferkörper ist hoch und das Kinn ist betont und leicht vorspringend. Das Gebiß ist im vorliegenden Falle nahezu vollständig und kariesfrei mit einer geringen marginalen Zahnbetterkrankung. Nach den Gliedmaßen zu urteilen, war der Mönch Wignand ein großgewachsener, kräftiger Mann von etwa 175 cm Körperhöhe.

Krankhafte Veränderungen waren am Skelett nicht zu erkennen. Eine schwache degenerative Altersveränderung konnte Vogt am Röntgenbild beider Oberschenkelknochen nachweisen. Die Verwachsung des Kreuzbeins mit dem linken Hüftknochen ist zwar als seltenes Merkmal, nicht jedoch als pathologisch anzusehen, gleichfalls die Verwachsung mit dem letzten Lendenwirbel (sogenannte Sacralisation) (siehe Abb. 5 rechts unten).

Zusammenfassend kann für die drei besprochenen Skelette gesagt werden, daß sie gut in den Formenkreis der Reihengräberschädel passen, ganz besonders der Mönch Wignand, nicht nur durch seinen langen, schmalen Kopf, sondern auch durch sein besonders hohes, schmales Gesicht. Andere Rassenelemente als die nordische Rasse lassen sich mit Sicherheit bei den drei Schädeln nicht nachweisen.



Das Skelett des Abts Hartwig weicht in einigen Maßen und Formmerkmalen von den drei anderen Skeletten ab. Der Schädel ist zwar auch lang (189 mm), aber erheblich breiter (153 mm) und hat einen größeren Horizontalumfang (547 mm), größer als bei den Reihengräbern aus Hailfingen (528 mm) und rezenten Württemberger Schädeln (518 mm). Sein Längenbreitenindex liegt mit 81,0 höher als der Durchschnitt bei Reihengräberschädeln; andererseits ist er kleiner als bei rezenten Schädeln. Die Schädelkapazität ist mit 1567 ccm (po-b-Höhe) groß. Die Scheitelkurve verläuft flach gewölbt, wobei die Lambda-gegend gegen das Occipitale zu leicht abfällt. Die Porion-Bregma-Höhe ist keineswegs groß, 113 mm, und der Schädel ist im Vergleich zu seiner Länge und Breite ziemlich niedrig. Das Stirnbein ist stark gegen das Parietale geneigt (Stirnneigungswinkel  $54^\circ$ ) und besonders flach (Krümmungswinkel  $139^\circ$ ). Die Glabellagegend ist betont wie bei den anderen Schädeln. Im gerundeten Hinterhauptprofil ähnelt der Abt Hartwig dem Mönch Wignand, nur daß bei letzterem die Oberschuppe gegen die Unterschuppe stärker abgesetzt ist; der Abt hat einen deutlich größeren Knickungswinkel: bei den Grafen und dem Mönch  $115^\circ$  und  $117^\circ$ , beim Abt  $123^\circ$ . Der Occipitalbogen ist beim Abt besonders klein: Lambda-Opisthion 117 mm gegenüber 123 bis 129 mm bei den drei ersten Schädeln.

Die Gesichtsform ist beim Abt Hartwig — wenn man die beiden Jochbögen anfügt — breit. Die Jochbogenbreite konnte mit 138 mm gemessen werden (bei rezenten Schädeln im Mittel 133, 134 mm). Die Gesichtshöhe ließ sich nicht mehr ermitteln. Besonderheiten treten am Schädel nicht auf. Am breiten, kräftigen Kinn (go-go 103 mm) ist auf die vorstehenden Ecken am vorderen Basalrand hinzuweisen. Solch eine Form wird als „Lateralkinn“ bezeichnet und kommt bei rezenten württembergischen Schädeln nach Schulz in 11,3% vor, schwächere Formen sind dagegen recht häufig.

Am Gebiß besteht nach Fröhlich eine fortgeschrittene marginale Zahnbett-erkrankung.

„Es ist wahrscheinlich, daß zunächst ein Knochenschwund einsetzte, als dessen Folge sich an drei Stellen an den freiliegenden Zementfächern eine Zementkaries entwickelte. Auf der linken Seite dürfte zu dieser Erkrankung eine entzündliche marginale Parodontitis hinzugekommen sein, wofür der ungleiche Abbau des Knochens und der verticale Abbau, d. h. die Knochentaschen an den Praemolaren sprechen.“

An dieser Stelle sei für den Zahnbefund der vier besprochenen Schädel, wenn auch mit Vorbehalt, bemerkt, daß ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz kariöser Zähne nachgewiesen werden konnte (etwa 10%, bezogen auf die Gesamtzahl der vorhandenen Zähne). Der durchschnittliche Prozentsatz kariöser Zähne betrug im Mittelalter übereinstimmend nach mehreren Untersuchungen 2 bis 4%. Doerlich konnte an Hand eines größeren Materials aus dem Mittelalter (Schädel aus der Kaiserpfalz Tilleda und aus dem Kloster Hagenrode) für die höheren sozialen Schichten und Klosterinsassen eine stärkere Kariesanfälligkeit nachweisen (9%) als für die Landbevölkerung (2%). Er führt diesen Umstand auf die verfeinerte Lebensweise dieser Volksschichten zurück. Entsprechendes mag auch für unser Material zutreffen.

Vergleicht man den Schädel des Abtes Hartwig mit den drei oben besprochenen Schädeln, so zeigt es sich, daß er in Einzelheiten abweicht. Für eine genaue Rassendiagnose liegen nicht genügend Anhaltspunkte vor. Allein seiner Herkunft nach — aus bayerischem Hochadel — wäre vielleicht an die Möglichkeit von



dinarischem Einschlag zu denken, doch sprechen Maße und Formmerkmale des Schädels dagegen: große Schädellänge, niedrige Ohrhöhe, Profilkurve des Hirnschädels.

Die Berechnung der Körperhöhe nach Breitinger ergab für die langen Knochen im Fach 3 die Größe von 174 cm. Ich habe angenommen, daß die größeren, kräftigeren Knochen dem Abt gehören und die anderen dem Grafen Heinrich. Ein Beweis dafür konnte allerdings nicht erbracht werden.

Die Längenmessungen der Gliedmaßenknochen lassen noch einige Schlüsse auf die Körperproportionen der vier Männer zu. Beim Grafen Burkhard sind die unteren Extremitäten im Verhältnis zu den oberen lang. Der Intermembralindex, das Verhältnis der Armknochen zu den Bein Knochen, hat den gleichen Wert (69,5) wie bei den Alamannen von Augst (nach Schwerz). Einen noch kleineren Index, also eine relativ größere Beinlänge, hat der Mönch Wignand, der auch eine große Körperhöhe aufweist. Da die größere Längenentwicklung der Extremitäten auf einer stärkeren Entwicklung der Unterarm- bzw. Unterschenkelknochen beruht, ist zu erwarten, daß bei der relativ großen Körperhöhe der Männer eine relativ stärkere Entwicklung der unteren Extremitätenabschnitte vorliegt, also ein ziemlich hoher Humeroradialindex (Verhältnis von Oberarm zu Unterarm) und Femorotibialindex (Verhältnis von Oberschenkel zu Unterschenkel). Dieses trifft in hohem Maße für den Mönch Wignand zu (Index 78,4 bzw. 84,0), während der Abt Hartwig — soweit ihm die größeren Knochen aus Fach 3 zugezählt werden dürfen — niedrigere Indices aufweist, die jedoch dem Durchschnitt der Alamannen nahe kommen.

Das Einzelgrab (Grabfund vom 16. Oktober 1948).

Gleichfalls in zentraler Lage des Mittelschiffs befand sich ein weiteres Grab. Es war tiefer und mehr westlich vom Sarkophag gelegen, so daß dieser über das Fußende des Toten hinüberraigte. Da jegliche Beigaben fehlten, blieb es zunächst unbekannt, wer der Tote ist. Das Skelett lag in einem Holzsarg in gestreckter Lage, die Unterarme schräg über dem Becken, wahrscheinlich waren die Hände gefaltet. Die Leiche war mit gelöschtem Kalk übergossen gewesen, an der Innenseite der Kalkdecke waren noch Reste von grobem Leinen zu erkennen. Diese Bestattungsart ist vorwiegend für Pestleichen aus früherer Zeit bekannt, doch mag vielleicht hier auch ein anderer Grund die Ursache gewesen sein. Vergleichsweise sei erwähnt, daß in der Grabstätte der Johnniskirche zu Crailsheim gleichfalls ein mit Kalk bedecktes Skelett gefunden worden ist (siehe Frank 1936). Die dort gefundenen Skelette stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Für diese Bestattung auf der Komburg ist anzunehmen, daß sie mindestens 100 Jahre vor der Aufstellung des Sarkophages stattgefunden hat, da aus Pietätsgründen ein so schwerer Steinsarg nicht über die Beine eines Toten gestellt worden wäre, wenn man davon gewußt hätte. Die Erinnerung an diese frühe Grablegung mußte also damals nicht mehr vorhanden gewesen sein. Im Jahre 1088 ist die erste kleinere Kirche auf dem Platz der Stiftskirche eingeweiht worden. Es mag sein, daß der Tote schon damals bestattet wurde, also kann die Leiche aus dem Zeitabschnitt von 1088 bis etwa 1650 stammen, eine ziemlich große Spanne Zeit, die aber vorerst nicht genauer zu präzisieren ist. Wahrscheinlich war es ein geistlicher Würdenträger, vielleicht einer der Äbte oder Chorherren des Klosters.

Das Geschlecht konnte einwandfrei als männlich bestimmt werden.

Der Schädel des Mannes ist ganz besonders groß (siehe Abb. 6). Am Hirnschädel steigt das Stirnbein steil an und ist auffallend stark gewölbt (Krümmungs-



winkel  $120^\circ$ ). Das Bregma liegt weit hinten (n-b-Bogen 148 mm, frontaler Anteil am Gesamtbogen 37,7!). Das leicht gewölbte Scheitelbein fällt nach hinten zu stark ab. Das Occipitale ist sehr kurz (l-o-Bogen 115 mm, l-o-Sehne 86 mm) mit sehr flacher Ober- und Unterschuppe, die stark gegeneinander geknickt sind.



Abb. 6. Schädel aus dem Einzelgrab.

Die Länge und Breite des Schädels sind sehr groß, ähnlich wie beim Abt Hartwig: größte Länge 192 mm, größte Breite 155 mm, Längenbreitenindex 80,7. Bei großer Hinterhauptbreite (ast-ast 132 mm) und geringer Stirnbreite (Kleinste Stirnbreite 101 mm) hat der Schädel einen rundlichen Umriß (558 mm). Die absolute Ohrhöhe ist größer als bei den vier anderen Schädeln (ba-b-Höhe 134 mm, po-b-Höhe 121 mm) und ähnelt der heutigen fränkischen Bevölkerung. Im Vergleich zur sehr langen Schädelbasis von 109 mm ist die Gesamtwölbung mit einem Index von 361 nicht besonders groß. Die Schädelkapazität ist beträchtlich, berechnet nach der ba-b-Höhe 1585 ccm, nach der po-b-Höhe beträgt sie 1674 ccm.

Allein nach den Schädelmaßen läßt sich sowohl bei diesem Einzelgrab als auch beim Schädel des Abts Hartwig eine gewisse Parallele zu den Mönchs- und Abschädeln des Klosters Lorsch ziehen. Eine Reihe jener Schädel vom Ende des



8. Jahrhunderts sind noch lang wie die Reihengräberschädel, aber ausgesprochen breit mit einem Längenbreitenindex, der an der Grenze zwischen Mesokranie und Brachykranie steht.

Das Gesicht des Mannes ist mittelhoch (118 mm) bei großer Breite (nach Ergänzung der Jochbögen 138 mm). Im Vergleich zu heutigen Württembergern ist der Gesichtssindex kleiner (85,8), das Gesicht von ihm ist also relativ breiter. Die knöchernen Augenhöhlen sind höher und namentlich breiter, die Nase ist deutlich höher und etwas breiter als bei rezenten Württemberger Schädeln. Die Nasenbeine stehen steil zueinander und springen stark aus dem Gesicht heraus. Der Mann muß eine sehr große, kräftig gebogene Nase gehabt haben. Das Kinn springt stark vor. Der Oberkieferkörper ist auffallend breit und hat einen ziemlich flachen Gaumen. In Maß und Form weicht der Hirn- und Gesichtsschädel des Einzelgrabes erheblich von den Reihengräberschädeln ab. Krankhafte Anzeichen liegen beim Skelett nicht vor. Bei den Zähnen handelt es sich um ein kariesfreies, vollständiges Gebiß im Oberkiefer. Im Unterkiefer sind zwei Molaren während des Lebens verlorengegangen, vielleicht durch Karies, sicher nicht durch eine Parodontose, da am ganzen Gebiß kein wesentlicher marginaler Knochenabbau nachgewiesen werden konnte.

Nach den Extremitätenknochen ließ sich für das Skelett eine Körperhöhe von 175 cm errechnen.

Die Untersuchung der fünf Skelette hat gezeigt, daß es durchaus möglich ist, nach Maß- und Formbeschreibung einen gewissen Eindruck über die Kopf- und Gesichtsform sowie über den Körperwuchs und die Gestalt des Lebenden zu gewinnen. Die bildhafte Vorstellung bringt uns auch menschlich die Toten näher.

#### Schrifttum

- Breitinger, E., Zur Berechnung der Körperhöhe aus den langen Gliedmaßenknochen. *Anthr. Anz.* 1937, XIV, H. 3/4.
- Beiträge zur Rassengeschichte Bayerns, 1940, XXXI, H. 4.
- Czekanowski, J., Untersuchungen über das Verhältnis der Kopfmaße zu den Schädelmaßen. *Arch. f. Anthr.* 1907, N. F. 6.
- Doerlich, G., Die Zahnkaries im südlichen Kerngebiet Mitteldeutschlands. *Dt. zahn-ärztl. Wchr.* Nr. 10, 12.
- Eble, H., Die Reihengräberskelette von Nusplingen. *Med. Diss.*, Tübingen 1955. Nicht im Druck.
- Ellwanger, K., Limpurger und Hohenloher. Rassenkundliche Dorfuntersuchung am oberen Kocher und an der mittleren Jagst. *Med. Diss.*, Tübingen 1944. Nicht im Druck.
- Fischer, E., Die Gebeine aus dem Karolingischen Kloster Lorsch. *Z. f. Morph. u. Anthr.* 1933, XXXI.
- Frank, W., Neuentdeckte Grabstätten in der Johanniskirche zu Crailsheim. „Württ. Franken“, *Jb. d. Hist. Ver. f. Württ. Franken* 1936, N. F. 17/18.
- Häcker, R., Katalog der Anthropologischen Sammlung in der Anatomischen Anstalt der Universität Tübingen. 1902, Vieweg, Braunschweig.
- Kost, E., Bodenerzeugnisse der Vorzeit und des Mittelalters in Württembergisch Franken 1948—1950. „Württ. Franken“, *Jb. d. Hist. Ver. f. Württ. Franken* 1950, N. F. 24/25.
- Kramp, P., Die bajuvarischen Reihengräberskelette vom Riegeranger in München-Giesing. *Anthr. Anz.* 1938, H. 2.
- Krüger, E., Schwäbisch Hall. Ein Gang durch Geschichte und Kunst. 1953.
- Lieven, O., Die Reihengräberschädel aus der Sammlung von Hoelder. *Med. Diss.*, Tübingen 1949. Nicht im Druck.
- Martin, R., Lehrbuch der Anthropologie. 1928.
- Matthäus, K., Fränkische Reihengräberschädel aus dem Rheingau. *Anthr. Anz.* 1940, XVII, H. 1/2.



- Schlunk, H.-J., Die Knochenfunde aus dem alamannischen Friedhof Hailfingen, OA. Rottenburg. Med. Diss., Tübingen 1935. Nicht im Druck.
- Schulz, H. E., Ein Beitrag zur Rassenmorphologie des Unterkiefers. Z. f. Morph. u. Anthr. 1933, XXXII, H. 1/2.
- Schumm, W., Rassenkundliche Untersuchungen in hohenloheschen Dörfern (Bächlingen, Unter- und Oberregenbach, Eberbach). Nicht im Druck. Siehe bei Ellwanger!
- Schwerz, E., Untersuchungen über die Körpergröße, die Proportionsverhältnisse und die Symmetrie der Skelette aus dem alamannischen Gräberfeld von Augst (Kanton Aargau). Arch. f. Anthr., N. F. 15.
- Sitsen, A. E., Über die Ursachen des Metopismus. Anthr. Anz. 1937, XIV, H. 2. Beschreibung des Oberamtes Hall. Stuttgart-Tübingen 1847.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Die Adelheidstumba in Öhringen wurde am 17. März 1958 geöffnet. Hierüber erscheint ein ausführlicher Bericht in der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Band 50.

<sup>2</sup> Graf Burkhard gestorben nach 1096 (? 98), Graf Heinrich gestorben nach 1108, spätestens 1116, Mönch Wignand gestorben nach 1108/09, Abt Hartwig gestorben 1139 oder 1141 (vor 1145).

<sup>3</sup> Untersuchungen über fränkische Reihengräber (Matthäus), alamannische Reihengräber (Eble, Lieven, Schlunk, Schwerz), bajuvarische Reihengräber (Kramp), rezente Bevölkerung (Ellwanger, Schumm), Schädel der letzten Jahrhunderte (Häcker).



# Die Beziehungen zwischen Rothenburg ob der Tauber und dem ostfränkischen Neckarraum zur Zeit Heinrich Topplers

1340—1408

Von Heinrich Schmidt

Das Land und das Volk zwischen Neckar und Tauber ist von eh und je miteinander verbunden. Schon in der germanischen Landnahmezeit diente der Raum als alemannisches Siedlungsgebiet bis nach Wetringen und Insingen an der oberen Tauber und bis nach Röttingen und Creglingen an der mittleren Tauber — bei der fränkischen Landnahme erscheint er als Mulachgau zwischen den Waldenburger Bergen und der Frankenhöhe, der seine Mitte in Crailsheim hatte. In karolingischer Zeit wird aus diesem die Kochergaugrafschaft mit ihrem neuen Mittelpunkt in der Stöckenburg (= „Stockheimer Burg“). Deren Grenzen liegen wieder auf den Waldenburger Bergen im Westen und der Frankenhöhe bzw. der Altmühl im Osten und zwischen dem Waldland an der Murr im Süden bis zu der Wasserscheide zwischen der Jagst und der mittleren Tauber im Norden, als Grenzen der Gerichtsbezirke,<sup>1</sup> die an 1000 Jahre Beständigkeit behielten. Die letzten Kochergaugrafen hatten ihre Herrensitze sowohl am Kocher (Komburg) als auch an der Tauber (Rothenburg). Als sie ausstarben, fiel diese Grafschaft in die Hände der Stauer, welche wiederum zu Rothenburg ihre Hofhaltung errichteten, aber auch in Hall eine bedeutsame wirtschaftliche Zentrale hatten. Zu ihren Zeiten reichte das rothenburgische „Zentgericht ante portas“ (gekennzeichnet durch seine Maße und Gewichte) von dem Steilrand der Frankenhöhe im Osten bis nahe der Jagst (Schmalfelden, Blaufelden, Gerabronn) im Westen. Die Ministerialen des rothenburgischen Stauerhofes, nämlich die Sippen der Küchenmeister von Nordenberg, Seldeneck, Bielrieth und der Herren von Bebenburg, von Hornburg, von Rotenburg hatten Besitzungen bis ins Jagstgebiet. Erst das Jahrhundert Ludwigs des Bayern, Karls IV. mit seiner andauernden Geldentwertung und Lebensverteuerung zwang diese verarmenden Rittergeschlechter zum Ausverkauf dieses Besitzes.<sup>2</sup>

Auf der Grundlage, aus den Trümmern des Stauerstaates erhoben sich andererseits die vielen Stadtrepubliken, die Reichsstädte des Mittelalters, die infolge ihrer gleichartigen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verfassung vielfach miteinander Verbindungen aufnahmen. Ihre vorbildliche geldwirtschaftliche Haltung brachte sie in den Vordergrund des damaligen Geschehens, brachte ihnen Vormachtstellung, aber auch politischen Gegensatz zu Adel und Fürsten und zwang sie zu gemeinsamem Vorgehen und zur Einigung in Städtebünden.

## I. Die Zeit von 1374/75

Damit kommen wir in die Zeit Heinrich Topplers, der nicht nur örtliche Bedeutung für Rothenburg, sondern allgemeinen Einfluß auf die Geschichte des Reiches, vor allem im Raum des ehemaligen Staufergebietes, gewann, insbesondere im politischen Feld zwischen Tauber und Neckar. Die Stadtrechnung Rothenburgs



zeigt die vielfältigen Beziehungen.<sup>3</sup> Kriegerische „Sammlungen“ am Neckar werden gemeldet, Botendienste gehen dauernd hin und her, Warnungen, z. B. durch die befreundeten Grafen von Hohenlohe-Weikersheim, werden angezeigt, des Kaisers „Landvogt“ in Rothenburg, der Graf von Leuchtenberg, hält sich zu Hall und anderen Orten auf und steht in brieflicher Verbindung mit Rothenburg. Auch mit dem Grafen Eberhard dem Greiner (Stuttgart) nahm Toppler Verbindung auf. Dieser übermittelte sowohl ihm wie dem Pfalzgrafen zu Heidelberg und den Hohenlohe Briefe, die er von Kaiser Karl IV. aus Prag mitbrachte. Zwei Dutzend Orte des Neckargebietes werden von Rothenburg angeschrieben: Schrozberg, Crailsheim, Lohr, Morstein, Klingenfels, Leofels, Creglingen, jede mehrmals, dann Weikersheim, Bartenstein (= die Seldeneck), Hollenbach, Hall sechsmal, Öhringen, Schöntal, Ingelfingen, dreimal Möckmühl und Herbolzheim, auch Weinsberg, Heilbronn, Wimpfen und Beilstein, jenseits des Neckars Güglingen. Mehrmals heißt es verallgemeinernd „Boten zum Kocher“ oder „zum Neckar“. Hall gelang es damals, den berüchtigten Ekele von Geyling zu fangen, den es dann an Rothenburg auslieferte (für den aber Bischof Gerhard von Würzburg, in dessen Dienst mehrere Geyling standen, Fürsprache einlegte).

Eine Reihe von Friedensbrechern aus diesem Raum tauchen in den Rothenburger Akten jener Zeit auf, z. B. Raban („Ratz“) von Wiesenbach, Raban und Albrecht Eisenhut, die Brüder Marquard und Engelhard Scholl, Heinz von Herbolzheim, Cunz und Herolt Schrot von Neuenstein, Hans und Heinz die Hürbelacher, Burkhard von Weiler, Hans und Wilhelm von Wunnenstein, Berlichingen, Arnolt von Rotenburg zu Schrozberg und Lupolt, im ganzen nennt das „Urfehdebuch“ der Stadt 80 beteiligte Ritter und Knechte.<sup>4</sup>

Besonders oft und bedeutsam hebt die Stadtrechnung „den Landgrafen“ als gesuchten Beistand hervor. Die Landgrafen von Leuchtenberg waren innig mit Rothenburg verbunden. Als am 7. August 1358 Kaiser Karl IV. hier auf einem Fürstentag einen „Landfrieden von Rothenburg“ für das südliche Deutschland beschloß, stellte er als Hauptmann des Landfriedens die Landgrafen von Leuchtenberg auf, zunächst Johann, der seines Amtes von 1358 bis 1368 waltete,<sup>5a</sup> dann ab 1369 dessen älteren Bruder Ulrich. Als „Landrichter von Rothenburg“ erhielten sie die jährliche Reichs- und Judensteuer der Stadt in Höhe von 800 Pfd. Heller, dazu den in der Stadt erhobenen Zoll. 1361 verlieh ihnen der Kaiser auch das Recht, „in des Reiches Namen daselbst Pfennige und Heller zu schlagen“.<sup>5b</sup> Am Münzgeschäft beteiligt war der reiche Bürger und Ratsherr Heinrich Vetter. 1365 übertrug der Kaiser den Landgrafen auch „das Amt und die Pflege in Halle“ (= „Schwäbisch Hall“). Als 1371 Landgraf Ulrich dem Kaiser 4000 Pfd. lieh, verlieh ihm dieser dafür „das Schultheißenamt Hall“. Dadurch wurden die Beziehungen noch mehr verstärkt.<sup>5c</sup> Eng waren sie schon dadurch, daß die Schwester der Landgrafen (Anna) seit 1340 mit Kraft von Hohenlohe-Weikersheim († 1371) verheiratet war und sie nach dessen Tode das Hohenlohesche Gebiet verwaltete, wohl mit Unterstützung durch den Landgrafen Ulrich. Damit war in den ersten Jahren Topplers, bis zu Ulrichs Tod 1378, das freundliche Zusammenwirken von Rothenburg, Hall und Hohenlohe verbürgt. Da die jungen Landgrafen schon mit 7 oder 8 Jahren ihren Vater verloren hatten, wurden sie von dem mütterlichen Oheim Burggrafen zu Nürnberg neben dem jungen Burggrafen Friedrich V. erzogen. Daher auch die Freundschaft und gleiche politische Ausrichtung mit diesem. Ihr friedliches Zusammenstehen kam dem Reich und Franken zugute. Heinrich Toppler hatte bei seinem Friedensstreben an den Landgrafen und dem Burggrafen



einen guten Rückhalt. Welches persönliche Ansehen diese Pfleger der Stadt Rothenburg, die Landgrafen, in der Welt genossen, ist daraus zu ersehen, daß beide sich hochhinauf verheiratet konnten. Ulrich ehelichte die Tochter eines schlesischen Herzogs „von Falkenberg“, und Johann gewann 1353 eine Tochter aus dem vornehmsten und reichsten Adelsgeschlecht Böhmens (Rosenberg). Sie genossen allezeit hohe Vertrauensstellungen in Böhmen und Bayern (Straubing und Holland). Als Männer friedlichen Ausgleichs wurden sie zu vielen Schiedsgerichten herangezogen. Und in ihren Vogteien (Rothenburg, Hall) bemühten sie sich ebenfalls um den Frieden.<sup>6</sup>

Nach dem Tode des Richters Friedrich von Seldeneck fiel die Stammburg Seldeneck an seinen Schwiegersohn von Seinsheim, der sie schon 1374 an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg verkaufte. Dadurch kam dieser mächtig aufstrebende Fürst in Rothenburgs sichtbare Nähe und setzte seinen Fuß erstmals auf das Land westlich der Tauber. (Die Seldeneck wohnten jetzt meist zu Bartenstein.)

## II. Die Zeit von 1377 und 1378

Die Einträge der Stadtrechnung werden jetzt besonders inhaltsreich. Zwar von dem „Städtekrieg in Schwaben“ vom Herbst 1376 bis Mai 1377 berichtet sie nichts. Nur einige Streifscharen aus dem Raum zwischen Neckar und Steigerwald brachen beunruhigend ein, wurden aber in harter Verfolgung erledigt. Kriegszüge nach Heilbronn, Nördlingen, Schrozberg kosteten Rothenburg 757 Pfd. Heller. — Die Zehrung der Gesellen zum Neckar wurde eigens verrechnet. Wieder werden dabei ein Dutzend Orte erwähnt, z. B. „Da wir gen Vellberg ritten.“<sup>6</sup>

Der Städtekrieg, der in Schwaben mit dem Sieg der Städter bei Reutlingen endete, wurde in Rothenburg durch einen Reichstag vom 25. bis 31. Mai abgeschlossen.<sup>7</sup> Kaiser Karl eröffnete ihn, übertrug aber den Vorsitz bei den Verhandlungen „dem Römischen König Wenzel“. Die königliche Regierung trat einen völligen Rückzug an. In 5 Verträgen wurde die Acht über die schwäbischen Städte aufgehoben; sie wurden als verhandlungsfähig wieder zugelassen, ihre Freiheiten wurden wieder bestätigt. Am Ende stand der Sieg der Städte, da sie das Recht erhielten, sich zu einen. Auch ein „Landfrieden“ wurde am 27. Mai beschlossen, an dem sich 30 fränkische Landstände beteiligten. Als sonstige anwesende Fürsten wurden in der Stadtrechnung genannt: des Kaisers Hofrichter, Herzog Heinrich von Schlesien, Pfalzgraf Ruprecht I., Herzog Stephan von Bayern und Herzog Leopold von Österreich. Die Kleinstadt Rothenburg hatte fast zuwenig Ställe und Stadel, um all die Pferde der Fürsten wie auch die der rheinischen und schwäbischen Städte zu fassen. Die Stadt bereitete den Gästen große Festlichkeiten, z. B. ein Schießen der Schützen, sogar ein Schauschießen der zwei neuen großen und des kleinen Geschützes. Ein „Aufzug“ fand statt. Fronleichnam fiel in die Tagungswoche, die mit der Rothenburger Kirchweih endete. Die Städte hatten Ursache, die Tagung festlich zu beschließen; denn der Städtebund errang für längere Zeit eine hohe politische Machtstellung. Heinrich Toppler hatte als gewandter Staatsmann großen Anteil an diesem Sieg des Bürgertums.

Der Weg zur Ausweitung und Machterhöhung des Städtebundes war frei. Rothenburg trat dem Bund bei. Man beschloß, das Bundesgesetz zu erneuern und zu vertiefen. Dazu kam man im Herbst wieder in Rothenburg zusammen. Man betrachtete Rothenburg als eine der führenden Städte des Bundes und Heinrich Toppler als einen geistigen Führer. Inzwischen gab es ein lebhaftes Vor-



beraten in den anderen führenden Städten, in Ulm, Eßlingen, auch in Hall, auch Schaffhausen wird dabei genannt. Auch der Herzog Leopold von Österreich, der jetzt Landvogt in Schwaben wurde,<sup>8</sup> wurde in die Verbindung aufgenommen. 120 Gulden waren Rothenburgs Beitrag zur „Kriegssteuer“ des Bundes, und 410 Pfd. Heller schoß die Stadt „für Kundschaften“ zu. Wieder wurde mehr als ein Dutzend Orte aus dem Neckarraum bei solchen Kundschaften genannt. Im November 1377 fand die Abschlußtagung in Rothenburg statt. Als „das Gesetzbuch“ gereift war, mußten Rothenburgs Schreiber es schriftlich niederlegen, auch Abschriften davon anfertigen; ihre Vergütungen sind in den Stadtrechnungen vermerkt.

Der Adel und die Fürsten betrachteten aber die Festigung des Städtebundes, der doch wohl nur eine Verteidigungsmaßnahme sein sollte, als eine drohende Gefahr! Infolgedessen bedeutete sein Abschluß zunächst nicht Frieden, sondern Krieg! In Schwaben kam es zum Kampf zwischen den Städten und den „Gesellschaften“; das sind die Rittergesellschaften, hinter denen wohl auch Graf Eberhard von Württemberg stand, der Verlierer im Rothenburger Friedensschluß. Die einzelnen Kriegshandlungen sind in der Stadtrechnung natürlich nicht beschrieben; aber die persönliche Teilnahme Rothenburger Führer (Heinrich Toppler, Walter Kreglinger, Seitz Häuptlin, W. Welze u. a.) wird hervorgehoben. Neun weitere Bürger werden als „Mannschaften“ (Reisige) genannt; 18 Bürger stellten noch Pferde zur Reise in Schwaben zur Verfügung; 10 Wägen, zum Teil „mit Schäffern für Pfeile beladen“, zogen mit. Der Weinwirt Heinrich Eberbach lieferte dazu zweimal Wein, jeweils um 16 Pfd. Heller (etwa je 5 Eimer mit 320 Maß). Auch weiße Fahnen mit rotem Kreuz gingen voran. Der Kampf führte zuletzt bis ins Elsaß und nach Straßburg. Köstlich sind die mehrmaligen Anfragen des städtischen Reisigen und Gesandten Ulrich Reichlin aus Schwaben zu lesen: „Er wisse nicht, ob es Frieden oder Krieg sei.“ An nahen Erkundungsorten werden genannt: Rot am See, Amlishagen, Wiesenbach, Schrozberg, das morsteinische Leofels, Stetten. Befreundete Seldeneck in Bartenstein erhielten als Geschenk silberne Kannen. Auch die Hohenlohe (Brauneck-Creglingen, Weikersheim-Kirchberg-Crailsheim) zeigten sich befreundet. Weiter gab es Pferdegeschäfte in Mergentheim. Zimmern und Burleswagen werden genannt, Vellberg und Gmünd, 15mal Hall; die Gegend am Neckar, und hier besonders Ingelfingen, Niedernhall, Möckmühl, Weinsberg. 4mal gehen Botschaften bzw. Mannschaften nach Wimpfen, Heilbronn, Lauffen.

In Schwaben werden namhaft gemacht: Biberach, Eßlingen (hier 4 Tagungen, zu denen Rothenburgs führende Männer abgeordnet wurden). Ulm erscheint 20mal als Botschafterziel. Stuttgart wird einmal angezielt, Schaffhausen 2mal, Straßburg 3mal.

### Lupolt von Bielrieth

Außerhalb dieses Rahmens fand gleichzeitig die Auseinandersetzung zwischen Lupolt von Bielrieth und Rothenburg statt. Die Ritter von Bielrieth waren ein Zweig der Küchenmeister von Nortenberg, welche 1287 die Burg bei Cröffelbach über der Bühler erworben hatten. Da der Besitz nur eine schmale wirtschaftliche Grundlage hatte, mußten sie schon 1359 den Besitz verkaufen. Lupolt von Bielrieth schlug sich nun mehr schlecht als schlicht durchs Leben. Seine Stellung als Vogt des Adelsfrauenklosters zu Rothenburg benutzte er zu dessen rücksichtsloser Ausbeutung. Der Notruf des Convents an Kaiser Karl IV. veranlaßte diesen, den Schutz und Schirm des Klosters der Stadt Rothenburg anzubefehlen. Nach



schwierigen Verhandlungen unterwarf sich das adelsstolze Kloster dem Schutze der Bürger. Aber der Vogt Lupolt wollte nicht auf seinen Genuß verzichten, sondern suchte sein vermeintliches Recht mit seinem und mit dem Schwert seiner Freunde zu ertrotzen, mußte sich aber schließlich der Gewalt Rothenburgs demütig unterwerfen.<sup>9</sup>

### Kampf um Crailsheim, 1379

Während bisher die Beziehungen zwischen Rothenburg und Hohenlohe-Weikersheim herzlich waren, zerbrach 1379 die Verbindung. Die Gräfinwitwe Anna oder ihre mündig werdenden Söhne vermochten nicht, Frieden zu halten. Auffällig ist, daß das Zerwürfnis erst nach dem Tode ihres Bruders und bisherigen Beraters, des Landgrafen Ulrich von Leuchtenberg, eintrat, der ja auch ein Freund der Städte Rothenburg und Hall war. Die Städte belagerten Crailsheim, allerdings vergeblich. Da für dies Jahr keine Stadtrechnung vorliegt, finden sich in Rothenburg darüber keine Aufzeichnungen.

### III. Bebenburg, 1380, 1388

Auch die Herren von Bebenburg gehörten zu den staufischen Ministerialen und waren mit den Lupolden von Nortenberg verschwistert. Zur Zeit Kaiser Friedrichs II., als die Edlen von Bebenburg ausgestorben waren, verlieh er deren Lehenbesitz, der im Neckarraum verstreut lag, an einen kaiserlichen Schultheißen Lupolt von Rotenburg. Aus dem Lupoltschen Erbe behielt er den Hälfteanteil an der „Hinterburg“ von Rotenburg, den man nun „Mittelburg“ nannte. Auch das rothenburgische Siegel, „zwei Türme auf gezinnter Mauer“, behielt er als bebenburgisches Wappen bei. Der vornehmste Vertreter des Geschlechtes war Lupold von Bebenburg, Bischof zu Bamberg. Die Familie wohnte meist zu Rothenburg, wo sie auch das Bürgerrecht hatte und „ratsfähig“ war. Ein bevorzugter Wohnsitz war auch „die Bebenburg“ (= Bemberg). Zur Zeit Topplers war der Familienälteste Wilhelm von Bebenburg, der sich aber Rothenburg entfremdete. (Arnold von Bebenburg erhielt 1379 für ewig Stadtverbot.) Auch den Herren von Bebenburg hatte die Geldentwertung schwer zugesetzt. Als Wilhelm eine adelsstolze Frau ehelichte, mußte er ihr eine reiche Morgengabe verbriefen, zu der er Geld borgen mußte. Schulden machen und einen hohen Zins zahlen war eine gefährliche Sache. Er sah sich bald gezwungen, seinen gesamten Besitz zu verkaufen. Toppler hätte wohl gerne „die Mittelburg“ zu Rothenburg und die Feste (= Wasserburg) in Gammesfeld, die sichtbar nahe bei Rothenburg lag, aufgekauft. Aber die Stadt wagte nicht, solchen Kauf zu tätigen, und Toppler selbst hatte damals nur 2400 Pfd. steuerbares Vermögen. Auch handelte Bebenburg rasch mit dem Burggrafen von Nürnberg, „Friedrich, dem Erwerber“, ab, der ihn zugleich in seinen „fürstlichen Dienst“ nahm. Es war für Rothenburg eine unangenehme Tatsache, daß der Burggraf von Nürnberg auf dem Burgberg zu Rothenburg festen Fuß gefaßt hatte und daselbst Amtmänner einsetzen konnte, die gegebenenfalls der Stadt widerwärtig zu werden vermochten.<sup>10</sup>

Ein Bruder Wilhelms, Rudolf von Bemberg, trat 1385 wieder in den Dienst der Stadt Rothenburg und wurde Stadtbürger.<sup>11</sup>

1388 gerieten die Bebenburger während des Städtekrieges in eine Zwangslage. Während Rudolf im Dienste der Stadt für sie kämpfte und dabei in würzburgische Gefangenschaft geriet, trat sein Bruder Conrad im Spätherbst, den jungen Burggrafen nachfolgend, in Fehde gegen Rothenburg, und Wilhelm, als burggräflicher Amtmann, stellte den Burggrafen wenigstens einen Knecht zur



Verfügung. Die Stadt beantwortete das, indem sie ihn als Stadtfeind erklärte und den Ratsbeschluß faßte: „Er erhält nie mehr Geleit.“ So konnte er die geliebte Vaterstadt nie mehr betreten!<sup>12</sup>

Dank der freundschaftlichen Beziehungen, welche den Burggrafen Friedrich V. mit Toppler verbanden, kam am 12. Juli 1388 (mitten im Krieg!) ein Vertrag zustande, in welchem der Burggraf Friedrich der Stadt Rothenburg „die Mittelburg“ und die Herrschaft Gammesfeld (11 qkm, mit 69 Mannschaften) gleichzeitig mit Eibelstadt am Main verkaufte.<sup>13</sup>

#### IV. Gespannte Lage, 1383/84

Für den schwäbischen Städtebund wurden die Jahre 1383/84 wieder bedeutsam. Die Ereignisse fanden in der Stadtrechnung Rothenburg ihren Niederschlag. Zu dem Gegensatz zwischen Adelsgesellschaften und Städten kam noch die zunehmende Spannung zwischen Fürsten und Städten. Es gab alte Reibereien wegen der Zölle, besonders wegen neuer Zollstätten, welche den städtischen Handel und Wandel erschwerten, Beschwerden über Geleitsrechte und Gebühren, mit welchen die Fürsten die Warenzüge behinderten, Differenzen wegen schlechter Münzen, welche die Städte nicht annehmen wollten, Streit um Gerichtszuständigkeiten. Erschwert wurde alles durch das unsichere Verhalten des Königs Wenzel, der es mit den Fürsten nicht verderben wollte, während sie mit ihren Eigenmächtigkeiten doch seine Politik durchkreuzten. Als neue Belastung kam dazu, daß der Erzbischof Adolf von Mainz nach 10jährigem Kampf um seinen Bischofsstuhl nun von den anderen rheinischen Kurfürsten anerkannt wurde, weil er sich jetzt dem Papst Urban unterwarf. Während er bisher die Städte zur Unterstützung gegen seine Widersacher benötigt hatte, wandte er sich nun vereint mit seinen früheren Gegnern gegen den Städtebund.<sup>14</sup> Auf Fürsten- und Städte tagungen, letztere in Ulm, Eßlingen, einige Male in Giengen, Rothenburg, Nürnberg, Augsburg, auf denen die Stadt Rothenburg meist durch Heinrich Toppler oder durch Peter Kreglinger vertreten war, wurden dringende, geheime Lagebesprechungen geführt, da man durch Kundschafter von drohenden Absichten der Fürsten erfuhr. Die Städte trafen dagegen Verteidigungsmaßnahmen. Manchmal schien es, als wenn an irgendeiner Ecke die Spannung sich gewitterisch entladen wollte. Der immer unruhige Bischof Gerhard von Würzburg betrieb Truppenansammlungen, von denen man nicht wußte, gegen wen sie gerichtet waren. Als durch die persönliche Handlung eines burggräflichen Kastners in Neustadt an der Aisch, der nach Windsheim flüchtete, der junge hitzige Burggraf Johann gegen Windsheim losschlagen wollte, befürchtete man die Einleitung eines allgemeinen, verheerenden Kriegsbrandes. Der Städtebund, besonders Rothenburg, eilte Windsheim bewaffnet zu Hilfe. Es gab vielerlei Verhandlungen, um den Krieg zu verhindern, auch mit König Wenzel, der aber auch diesmal versagte. Die Stadtrechnung schreibt die wesentliche Entscheidung an der Friedensvermittlung Toppler zu:<sup>15</sup> „40 Pfd. an Heinrich Toppler für 11 Tage, da er den Krieg verhielt (= verhinderte) zwischen dem Burggrafen und denen von Windsheim, als es ihn Gemeiner Bund verhielt.“

Eine Fehde um und in Archshofen, die lange Zeit den schwäbischen und den rheinischen Städtebund beschäftigte, fand ein blutiges Ende; Rothenburg mußte daselbst seine beiden Ärzte wegen 12 Schwerverwundeter einsetzen. Genaueres über Ursache, Teilnehmer und Ende der Fehde gibt die Rechnung leider nicht an.<sup>15</sup>

Durch „die Heidelberger Stallung“ vom 26. Juli 1384 erwirkte der verantwortungsbewußte Kurfürst Ruprecht I. von der Pfalz eine Vereinbarung, durch



welche der Ausbruch eines allgemeinen Krieges verhindert wurde. Im Auftrag des Königs arbeitete vermittelnd auch der Landgraf von Leuchtenberg an dieser Verständigung mit.<sup>16</sup>

### Ulrich von Hohenlohe

Neben den allgemeinen Streitfällen kam für unseren Raum eine besondere Sache in Frage. Die Grafschaft Hohenlohe-Weikersheim war — wie die meisten Adelherrschaften — stark verschuldet. Eine zahlreiche Hofhaltung, steigender Luxus und die Fehde von 1379 hatten große Ausgaben und hochverzinsliche Schulden hervorgerufen, denen infolge der Geldentwertung sinkende Renteneinnahmen gegenübertraten. Der damalige Vertreter der Familie, Ulrich von Hohenlohe, errechnete einen erschreckend hohen Betrag von 15 000 Gulden, den er benötigte, um die vielen einzelnen Borg- und Lohnschulden abzudecken. Wer konnte eine solche hohe Summe zur Verfügung stellen? Seine Standesgenossen, z. B. sein Vetter Gerlach von Hohenlohe-Entsee, seufzten ebenfalls unter völliger Verschuldung. 1380 hatten die Bebenburg ihren verschuldeten Besitz an den Burggrafen von Nürnberg abgestoßen; er konnte jetzt nicht die Schulden der Weikersheimer übernehmen. 1383 hatten die Küchenmeister zu Nortenberg ihren gesamten Besitz um 7000 Gulden an die Stadt Rothenburg abgetreten! Toppler hatte das Geld durch eine Genossenschaft vermöglicher Freunde aufgebracht. An diesen gewandten, unternehmerischen Mann mußte man vor allem denken; an ihn wandte sich Ulrich von Hohenlohe. Er dachte auch an Hall. In dieser Stadt der Salzsieder gab es auch reiche Leute, die schon manchem Verschuldeten Geld vorgestreckt hatten. Aber 15 000 Gulden war eine übermäßig hohe Summe. Das konnte ein einzelner, auch eine einzelne Stadt nicht aufbringen. Heinrich Toppler wandte sich an Windsheim, an Dinkelsbühl. Die von Hall besprachen sich mit Heilbronn, Weinsberg, Wimpfen. Mit vereinten Kräften konnte man schließlich den hohen Betrag erstellen. Aber wofür? Man konnte nicht aus nachbarlicher Barmherzigkeit Ulrich von Hohenlohe eine solche Summe zur Verfügung stellen, man mußte eine Gegenleistung fordern.

Ulrich von Hohenlohe bot als Pfänder an: das Amt Langenburg und das Amt Kirchberg. Die Herrschaft Langenburg erstreckte sich etwa 4 Wegstunden Länge von Ettenhausen im Norden bis Dünsbach im Süden und bis zu 2 Stunden Breite, meist nördlich der Jagst. An 12 größere und einzelne Siedlungen gehörten ganz oder größtenteils zur Herrschaft: Herrentierbach, Simmetshausen, Billingsbach, Brüchlingen, Oberregenbach, Bächlingen, Michelbach an der Heide, Gerabronn, Hürden, Forst, Nesselbach, Dünsbach. Die Herrschaft Kirchberg dehnte sich nur 1 bis 2 Stunden von Nord nach Süd, von West nach Ost aus, bis Herboldshausen, Kleinallmerspam im Süden, Lendsiedel, Dörrmenz, Diembot, Eichenau im Westen, Weckelweiler und Gaggstatt im Norden.

Wichtig an den beiden Städten Langenburg und Kirchberg war auch ihre militärische Bedeutung. Halbwegs zwischen Rothenburg und Hall gelegen, besonders Kirchberg an alter Heerstraße, sperrten sie die Jagstübergänge. Ihre Burgen, auf schmalen, steilen Talsporen errichtet, waren uneinnehmbare Festungen. In fremder Hand bedeuteten sie für Hall wie Rothenburg eine schwer faßbare, feindliche Ausgangsstellung. In eigener Hand konnten sie dagegen beiden Städten als sichere Brückenpfeiler dienen.

Heinrich Toppler betrachtete die Pfändung dieser Ämter nicht als eine zufällige und augenblickliche Angelegenheit, sondern als eine Sache von großer



Bedeutsamkeit. Dieser weitschauende Mann sah voraus, daß das damalige Übergewicht der geldwirtschaftlichen Städte gegenüber den grundherrlichen Mächten auf die Dauer nicht bestehen werde, sondern daß die großen Fürsten ebenfalls in geldwirtschaftliches Denken hineinwachsen und dann auf Grund ihres umfassenden Besitzes an Land und Leuten den Städten überlegen sein werden. Karl IV. hatte das schon in Böhmen gezeigt; Graf Eberhard betätigte sich in solcher Weise in Württemberg. Nur wenn jetzt, da die Städte noch ihren Vorsprung ausnutzen konnten, sie ebenfalls Gebiete mit Land und Leuten in größerem Ausmaß erwarben, konnten sie auch in der Zukunft neben den mächtigen Fürsten bestehen. In diesem Sinn müssen wir Topplers großen Landerwerb für Rothenburg sehen und im gleichen Sinne auch den gemeinsamen Erwerb hohenloheschen Besitzes an der Jagst für die 7 befreundeten Städte. Topplers weitgespannte Gedankengänge zeigten den Weg in eine neue Zukunft. Den stetig wachsenden „feudalen“ fürstlichen Mächten sollten die demokratischen, republikanischen Kräfte gegenübergestellt werden. Nicht mit Krieg, sondern auf dem Vertragsweg sollten die Bürger den Besitz des sinkenden Adels aufkaufen, ehe sich die Fürsten desselben bemächtigten. Die Städte sollten auch Landesherren werden, damit sie in einer neuartigen Zeit das Schicksal des Reiches im Geist der Bürger zum Wohl des Volkes mitgestalten helfen könnten. Es war die Zeit, in welcher der Städtebund seit dem Reichstag zu Rothenburg, 1377, auf der Höhe seiner politischen Macht stand. Heinrich Toppler war nicht nur ein militärischer „Hauptmann der Städte“, er war ein geistig führender Kopf dieses Bundes. Wie die Stadtrechnung zeigt, stand er auch in Verbindung mit Speyer und Straßburg, den führenden Städten des rheinischen Bundes, und mit Zürich, der Stadt der schweizerischen Eidgenossenschaft! Wenn er jetzt eine enge Genossenschaft der 7 fränkischen Städte zwischen Windsheim und dem Neckar zusammenfügen half und mit ihnen ein „Bundesgebiet“ an der Jagst zu erwerben gedachte, so war das auch eine Art „Eidgenossenschaft“ im Neckarraum, wie es jene Eidgenossenschaft im Vorland der Alpen war. Topplers Anregungen zündeten; die 7 Städte leisteten Gefolgschaft! Aber auch bei den Fürsten wirkte Topplers Planung zündend, allerdings im umgekehrten Sinn, gefährlich, aufreizend! Die Fürsten erhoben bei Ulrich von Hohenlohe Einspruch gegen die Verpfändung von Langenburg und Kirchberg an die Städte. Ein Brief vom Februar 1384, den ein Kundschafter an Heinrich Toppler aus der Fürstentagung zu Mergentheim schrieb, beleuchtete die Sachlage: „Meinen freundl. Gruß, lieber Heinr. Toppler, Wisse, daß die Herren uff Mitfasten wieder zusammenkommen gen Mergentheim . . . Und wisse, daß ich sah und hörte, daß die Fürsten sich gelobten, und wer die Gelübde breche (z. B. Ulrich von Hohenlohe), daß der in große Buße soll verfallen, alle Fürsten sollen auf den ziehen und ihn schädigen an Leib und Gut. Auch wisse, daß der von Hohenlohe (Ulrich) wieder um ist gefallen . . . das Geld, das ihr ihm sollend leihen, hant die Fürsten unter sich geteilt und (sie) wollen ihm dasselbe leihen . . .“<sup>17</sup> Mit Zuckerbrot (= Geldangebot) und Peitsche (= Fehdeandrohung) arbeiteten sie! Aber sie brachten das Darlehen von 15 000 Gulden nicht auf. Graf Ulrich trat aus Furcht vor seinen Standesgenossen nun in den Städtebund. Die 7 Städte liehen ihm die gewünschte Summe und erhielten die Pfänder. Rothenburg, Windsheim, Dinkelsbühl streckten je 2000 Gulden, im ganzen 6000 Gulden, vor. Hall und die Neckarstädte brachten 9000 Gulden bei. Da es Herrn Ulrich schwer fiel, die Zinsen zu entrichten, wuchs z. B. dies Guthaben der Stadt Rothenburg von 2000 Gulden (1386) auf 5121 $\frac{1}{3}$  Gulden an!<sup>18</sup>



1387 war Ulrich von Hohenlohe schon wieder in Geldnot; 11 000 Gulden brauchte er diesmal. Er versprach dagegen, das große Amt Crailsheim mit Roßfeld (= ehemalige Grafschaft Flügellau) und die Ämter Lobenhausen und Ilshofen zu verpfänden. Die Städte erklärten sich bereit, das Geld zu erlegen und das Pfand zu nehmen. Sie hatten Aussicht, das „Bundesgebiet“ an der Jagst zu verdoppeln! Diesmal gab es von fürstlicher Seite noch härteren Widerstand. Der mütterliche Oheim der Hohenlohe, Graf Johann von Leuchtenberg, mußte einspringen; er ließ den Hohenlohe Geld, 11 700 Gulden.<sup>19</sup> Nun wurden die Ämter Crailsheim und der Großteil von Langenburg an die Familie von Leuchtenberg verpfändet. Inzwischen kam es zum Städtekrieg vom Jahre 1388. Da mußten die Städte selbst harte Opfer bringen; so trat z. B. Windsheim, das im Spätsommer belagert wurde, aus dem Verband der 7 Städte aus. Rothenburg übernahm vom Windsheimer Anteil 250 Gulden. Die Neckarstädte traten ebenfalls zurück. So blieben nur die 3 Städte Hall, Rothenburg, Dinkelsbühl als Gläubiger. Als Pfand blieb ihnen nur noch Kirchberg. Davon berichtet wieder die Urkunde Nr. 1273:<sup>18</sup> „Als der Krieg zwischen Herren und Städten im 86. Jahr anfang und fürbaß währte bis umb St. Johannstag zu Sunnwenden, da gaben wir aus an bereitem Gelde von St. Walpurgitag 1388 bis daß der Krieg gestillet und verricht worden 180 Gulden uff Kirperg (= Kirchberg) zu behüten . . . Da wurden wir fast (= stark) gewarnet von des Schlosses wegen zu Kirchberg, daß wir besorgen, daß wir dies verlieren. Und also legten wir Büchsen, Armbrüste und ander Gezeug dar und Gewappnete u. andere gerade Gesellen u. Knecht, das (Schloß) zu beschirmen, da gaben wir aus an bereiten Gulden (= Bargeld) demselben Volke 300 Gulden bis auf Walpurgi 1389.“

#### V. Der Städtekrieg, 1388

Zum Jahreswechsel von 1387 auf 1388 kam der Ausbruch des allgemeinen Krieges der Fürsten gegen die Städte. Er wurde ausgelöst durch die heimtückische Gefangennahme des Erzbischofs Pilgrim von Salzburg durch die bayerischen Herzöge. Dieser Fürstbischof hatte sich 1387 zu seinem Schutz mit den Städten verbündet. König Wenzel ächtete den Herzog Friedrich von Bayern und übertrug den Achtvollzug auf die Städte, die ihn gern durchführten. Das Hauptheer der Städter zog von Augsburg über die Holledau gegen Regensburg und altmühlaufwärts über den Nordgau nach Weißenburg, die Hälfte dieses Heeres führte als „Städtehauptmann des fränkischen Viertels“ Heinrich Toppler.

Ob das Viertel der 10 Neckarstädte, geführt von Heinrich Kanzler von Rottweil, an diesem Strafzug durch Bayern beteiligt war oder ob sie die Rückendeckung gegen Eberhard von Württemberg übernahmen, der mit den bayerischen Herzögen verschwägert und verbündet war, geht aus den Rothenburger Aufzeichnungen nicht hervor. Der Feldzug durch Bayern konnte keine Entscheidung bringen, da die bayerischen Herzöge einem Waffengang gegen das eingedrungene Städteheer auswichen. Aber die dabei erfolgte Verheerung des Landes gab den Herzögen Veranlassung, gegen die Städte beim König klagbar vorzugehen. Und da der launenhafte König Wenzel zu dieser Zeit auf den Gedanken kam, die Tochter des Bayernherzogs Friedrich zu ehelichen, verurteilte er jetzt das Vorgehen der Städte und begünstigte dadurch ein allgemeines Vorgehen der Fürsten gegen die Städte!<sup>20</sup>

Da für diese Jahre in Rothenburg keine Stadtrechnungen vorliegen, haben wir nur ein schwaches Bild von den Vorgängen des Städtekrieges und auch von den



damaligen Beziehungen zum Raum zwischen Tauber und Neckar. Es liegen 96 Fehdebriefe vor,<sup>21</sup> die zwischen Jakobi und Weihnachten an Rothenburg übersandt wurden. Auf den Hauptkriegsschauplatz in Schwaben beziehen sie sich nicht. Sie stammen von den verbündeten Fürsten in Franken, den Fürstbischöfen in Würzburg und Bamberg, den jungen Burggrafen, die sich am 1. August (Petri Kettenfeier) auch gerne anschlossen, und all ihrem ritterlichen Gefolge. 525 Ritter und Knechte erklärten sich namentlich als Teilnehmer an der Fehde gegen Rothenburg-Windsheim. Die Hauptmasse, 315, bot Bischof Gerhard von Würzburg auf. Graf Günther von Schwarzburg, des Bischofs Bruder, damals zu Niederstetten gesessen, eröffnete den Reigen der Kriegserklärungen. Am 1. August folgte der Bischof Lambrecht von Bamberg mit 50 Gefolgsleuten; die jungen Burggrafen mit 150 Gefolgsleuten. (Der alte Burggraf Friedrich V. beteiligte sich — mit Toppler befreundet — nicht!) Die Grafen Ludwig und Friedrich von Öttingen traten erst im November an, nachdem die Kämpfe in Schwaben und am Rhein beendet waren. Aus dem Neckarraum liefen in Rothenburg nur ein Dutzend Fehdebriefe ein, meist nur Einzelgänger. Die ersten beiden waren Dienstag nach Jakobi Hans und Fritz von Seldeneck aus Bartenstein und Riepach (= Riedbach). Am 28. Juli Cunz von Veinau bei Hall. Am 31. Juli folgte Hans von Sulz (bei Kirchberg) mit 6 Genossen; am 6. August Wilhelm Mertein, genannt von Mergentheim, 16. August Süzzel von Mergentheim, alle im Dienste Bischof Gerhards. Sie zogen alle gegen Windsheim. An das feste und gutversorgte Rothenburg getrauten sich die Stadtfeinde offenbar nicht heran. Windsheim wurde 2 Monate lang — vergeblich — belagert. Als die Stadt Nürnberg einen bewaffneten, verheerenden Ausfall ins burggräfliche Gebiet machte, wurde die Belagerung aufgehoben.<sup>22</sup> Die teuren Söldnerdienste hatten die Geldmittel der Stadtfeinde erschöpft. Der Krieg löste sich in einzelne Streitzüge auf. Dabei wurden neuerdings bisher Unbeteiligte aufgeboten. Im November gaben Herdegen von Hornburg, Lupolt von Seldeneck, Albrecht von Wiesenbach, Götz und Albrecht von Finsterlohe zu Laudenschach und Fritz Stettner, dieser erst am Thomastag, im Dienste der jungen Burggrafen Fehdebriefe ab, desgleichen Cunz von Bebenburg und ein Knecht des Wilhelm von Bebenburg. Im Dienste der Grafen von Öttingen meldeten sich am St. Johannstag (Weihnacht), als die Friedensverhandlungen schon angebahnt waren, noch Wiprecht und Herbart von Wollmershausen.

Von solchen Streifzügen, die anscheinend auch über die Tauber nach Westen vorstießen, meldet die Sage. Als die Rothenburger von einem solchen Auszug zurückeilten, fielen sie beim Abstieg ins Taubertal auf der Blinksteige in einen Hinterhalt des Hans von Seldeneck und seiner Gesellen, wobei verschiedene Bürger niedergeworfen und verwundet wurden. Hans von Seldeneck ritt an sie heran und fragte einen Verwundeten: „Willst du genesen?“ Der Bürger seufzte: „Ja!“ Da trat der Seldenecker, dessen Beine vom kleinen Gaul bis auf den Boden herabhängten, den wunden Mann ins Gesicht. So machte er es mehrfach. (Es gab damals zwei Rassen von Pferden:<sup>23</sup> Die Mehrzahl waren jene Pferdchen, die nur 1,30 m hoch und durch ihre kleinen Hufe gekennzeichnet waren, die nur einen Durchmesser von 10 bis 11 cm hatten. Solche kosteten je 13 bis 15 Gulden. Daneben gab es große „Turnier-Pferde“, die 40 bis 70 Gulden oder mehr kosteten. Es ist für die Armut des Hans von Seldeneck bezeichnend, daß er sich nur ein kleines Bauernpferdchen leisten konnte, während die reichen Stadtbürger sich teure „ritterliche“ Pferde hielten!)



## Zustände nach dem Krieg

In und nach jedem Kriege werden wilde Triebe entbunden, die sich ungezügelt gegen die friedliche Ordnung der Welt wenden. So auch nach 1388. Es entstand eine große Unsicherheit des Eigentums und des Lebens. Dafür lieferten aus dem Raum zwischen Jagst und Tauber gerade die verarmten Ritter von Seldeneck mehrere Beispiele. Während beim Auftreten Topplers (1373—1377) die Urkunden und die Stadtrechnung noch von freundschaftlichem Verhältnis zwischen der Stadt und diesem Rittergeschlecht berichteten — 1373/74 schirmte Friedrich der Ältere von Seldeneck als „Richter des Landfriedens“ die Stadt Rothenburg gegen ihre Feinde, nach seinem Tode sandte die Stadt Geschenke an seine hinterlassenen Söhne in Bartenstein —, sehen wir sie 1388 im Gefolge des Bischofs von Würzburg im gehässigen Kampf gegen die Stadt. Von da ab berichtet das Urfehdebuch der Stadt Rothenburg eine Reihe von Freveltaten der Seldenecker.<sup>24</sup>

„Lupolt, Hans und Fritz von Seldeneck nahmen dem Schübel zu Insingens nachts 3 Pferde von der Weide und noch ein Bauernpferd. Schübel verfolgte sie bis Bartenstein. Da sah er seine Pferde auf der Weide. Der Rat der Stadt Rothenburg forderte die Pferde durch den Boten Pelze. Die Seldenecker begegneten ihm übel. Inzwischen veränderten (= vertauschten) sie die Pferde. Schübel forderte sie abermal; die Seldeneck warfen ihn in den Turm, daß er verdarb. Deswegen erlitt Peter Kreglinger (der Lehensherr des Schübel) Schaden um 1000 fl.“

1392. „Hans von Seldeneck zu Bartenstein fing den Hasel zu Stetten (Oberstetten), den Mann des Seitz Häuptlin, auf der Mark. Er mußte schwören, daß er auf kein Vogelweid mehr komme, nahm ihm mit Gewalt — ohne Recht — ein Garn.“

1395. „Engelhard Häupt, der Knecht des Fritz von Seldeneck, Weigelein und Erkinger, die gruben (= hoben) den Cunz Schumen von Bostheim (?), des Joh. Prechter zu Rotenburg Hintersaß, an St. Kilianstag vor Mitternacht aus und brachten ihn gefangen gen Riepach samt einer Pfannen, 2 Schmalzhäfen, Afterseilen, Steigleder, neuen Strängen, 2 guten Betten, 2 Leilachen, 6 Ellen guten, neuen Zwillich, einen Knabengürtel, Tasche und 1 Mantel. Dabei waren Götz von Erpelbach (?), ein Metzler, 1 Zimmermann. C. Schumen ward von Endres Zobel um 60 fl. geschätzt und um 2 Parchen. Und C. Schrot d. J. teidigte das und nahm teil. Der Rat schrieb dem Fritz von Seldeneck und dem Zobel vergeblich.“

1395. „Am Michelstag nahm des Fritz von Seldeneck Knecht dem Heinz Schneider, einem rotenburg. Mann von S. . wach (?), 4 Pferde. Der Geselle der Seldeneck, Utz, hat den C. Flurhein von Rod geschlagen und gestochen, daß er kaum genaß. Dies bezeugte Hug von Willenholz, der städtische Vogt zu Kirchberg.“

1395. „Lupolt von Seldeneck hielt dem Hans Schubert, Bürger zu Rotbg., Pferde u. Wagen mit Getreide zu Tierpach auf.“

1395. „Fritz von Seldeneck hielt einer Leibeigenen, die in das Amt Kirchberg gehört, das Ihre auf.“

Alle diese Missetaten ließ der Rat in sein Urfehdebuch einschreiben, daß man sich dies merken solle!

Das sind Einzelnachwirkungen des abgelaufenen Krieges. Bedeutungsvoller, schwerwiegender wirkten sich die politischen Folgen des Krieges aus.

Der Krieg von 1388 erschütterte die Überlegenheit der Städte. Ihr Zusammenschluß zu einem politischen Bund wurde 1389 durch König Wenzel verboten! Das Gewicht des gemeinsamen politischen Zusammenhaltens ging verloren. Jetzt mußte jede Stadt einzeln für sich handeln. Und die Verschiedenartigkeit der



einzelnen Städte, unterschieden durch individuelle wirtschaftliche Entwicklung, die einen aristokratisch, die anderen demokratisch oder plutokratisch regiert und verschiedenartig in der seelischen Einstellung, die einen friedensbedürftig, die anderen mehr kriegerisch gesinnt, all das bewirkte ein Auseinanderstreben. Solange das politische Übergewicht bestanden hatte, fühlten sie sich einig im Aufstreben; jetzt traten gegenseitige Vorwürfe, kleinliche Befeindungen zutage und warfen die Städte noch tiefer hinab als es das königliche Einungsverbot tat.

Auch die Genossenschaft der 7 Reichsstädte zwischen Neckar und Aisch löste sich auf. Windsheim, das schwerste Opfer an Gut und Blut gebracht hatte, trat vom Bund zurück. Die 3 Städte am Neckar schieden ebenfalls aus. Nur Rothenburg, Hall und Dinkelsbühl blieben verbunden. Das große Amt Langenburg wurde aus der Verpfändung an die Städte ausgelöst; nur das kleine Amt Kirchberg und das neuerworbene Pfand Ilshofen blieb ihnen. Der Topplerische Traum von einer fränkisch-schwäbischen Eidgenossenschaft mit großem Bundesgebiet an der Jagst war ausgeträumt. Die Sehnsucht nach Erringen politischer Ebenbürtigkeit der republikanischen Städte gegenüber den feudalen fürstlichen Landesherrschaften ging nicht in Erfüllung.

## VI. Die Zeit der Schlegler, 1393 bis 1396

Als eines Tages die weltlichen und geistlichen Fürsten zu Bamberg tagten, klagten sie, daß die Kaufleute auf der Straße und der Bauer hinter dem Pfluge nicht mehr sicher sei.<sup>25</sup> Sie beschlossen, „den Landfrieden einzuberufen und gegen die landschädlichen Leute vorzugehen, vor allem gegen berittene Leute, die keinen Herrn benennen konnten, dem sie dienen“.

Diese alarmierende Feststellung weist darauf hin, daß die Aufzeichnungen der Stadt Rothenburg über Belästigung durch die Seldeneck nicht etwas Besonderes, sondern eine allgemeine Erscheinung darstellen. Es hatten nicht nur die Städte, sondern auch der Adel den Krieg verloren! Es zeigte sich wieder einmal, daß es bei solchen verheerenden Kriegen keine Sieger, sondern nur Verlierer gibt. Der Adel hatte den Fürsten durch seinen Beistand geholfen, die Vormacht der Städte niederzuringen. Aber die Opfer, welche die ritterlichen Gefolgschaften brachten, wurden nicht entsprechend abgegolten. Die Fürsten, durch die teuren Söldnerdienste schwer belastet und hoch verschuldet, konnten dem Adel gar nichts bieten. Im Gegenteil! Zum Beispiel der Bischof von Würzburg mußte 1389 Stadt und Land belasten, er mußte mit Anleiheforderungen von Stadt zu Stadt gehen,<sup>26</sup> Bürger und standesherrliche Gebiete mit neuen Steuern und Zöllen belasten; auch „die siegreichen Fürsten“ gehörten zu den Verlierern! Städte und Fürsten konnten sich auf Grund ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse noch am ehesten erholen, aber der Adel hatte keine Möglichkeit, neue Kräfte zu schöpfen. Da suchte sich die Ritterschaft selbst zu helfen, wie wir es bei den Herren von Seldeneck sahen. Aber es war eine gefährliche Selbsthilfe, gefährlich nicht nur für das Volk, das den Gewalttaten der verzweifelten Ritter ausgesetzt war, sondern gefährlich für diese Ritter selbst. Das zeigen uns die weiteren Vorgänge.

1393, 18. November. „Johannes Graf zu Wertheim und die Acht, die mit uns über den Landfrieden zu Franken und zu Bayern gesetzt sind. Wir lassen Euch wissen, daß der Hochgeborenen Fürst und Herr, H. Stefan Herzog in Bayern seine Botschaft an uns in Bamberg gesandt hat ... daß ihn notdürftig deucht, daß Fürsten, Herren und Städte, beide Landfrieden zu Franken und Schwaben ... auf einen Tag kommen von solchs Unfrieds wegen, als jetzo in dem Land regieren ... So haben wir erkannt, daß ein groß Notdurft sei ... ob man einen



Hauptmann machen wolle, der mit 30 oder mit 40, mit Gleven in dem Land umtrabt, daß man Frieden macht. Nach Rat des Hohen Fürsten, H. Lamprechts, Bischofs zu Bamberg, haben wir einen Tag gesetzt gen Nürnberg auf nächsten Dienstag nach St. Niklas. Schicket auch damit Heinr. Toppler, der von Euret wegen an den Landfrieden sitzt.“<sup>27</sup>

1395, 5. Juli, Montag vor St.-Kilians-Tag, ging ein ähnlich lautender Brief an Rothenburg ab (35), „daß solche Läufe in dem Land sind, der wir Fürsten, Herren und Städte ohn Euren Rat nit wenden können“.

Den Maßnahmen „des Fränkischen und des Schwäbischen Landfriedens“ gegenüber konnten die einzelnen Rotten gewalttätiger Ritter nicht mehr bestehen. So bildete sich 1393 ein neuer Ritterbund unter der Losung „Aller Welt Feind“. Die Teilnehmer erwählten sich zum Zeichen harter Gewaltabsicht ein Schildzeichen mit 3 silbernen Schlegeln, weswegen man sie „die Schlegler“ nannte. Sie wandten sich gegen Städte und Fürsten in gleicher Weise. Infolge ihrer gesammelten Macht und Rücksichtslosigkeit wirkte ihr Auftreten in Schwaben, am Rhein und in Franken verheerend, für sie selbst zunächst beutereich. Daher erhielten sie rasch Zulauf von weiteren Verwegenen und Entwurzelten. Die Landfriedensbünde in Franken und Schwaben sahen sich veranlaßt, der wachsenden Gefahr entgegenzutreten. Aber schon am 21. November 1394 erzählte man sich, daß die Schlegler im Einverständnis mit König Wenzel stünden, der sich darüber freue, wenn Fürsten und Städten Widerstände erwachsen.<sup>28</sup>

1395, am 23. Mai, einigten sich die Fürsten Süddeutschlands zu einem Bund gegen die Schlegler. Die Fürsten forderten auch den König Wenzel auf, den Bund der Schlegler zu verbieten. Aber erst als diese in ihrer Hauptburg zu Heimsheim und anderen Orten harte Niederlagen erlitten hatten, erließ der König das Verbot des Schleglerbundes, der sich 1396 auflöste. Daß diese Friedensbrecher tatsächlich mit Wenzel in Verbindung standen, wurde offenbar, als am 9. Mai 1396 einige Führer des Bundes, z. B. Fritz von Urbach (Remstal), mit ihren Knechten gegen jährlich 3000 fl. auf 3 Jahre in des Königs Dienst traten. Hierzu folgen die Berichte des Urfehdebuches Rothenburgs über die Vorgänge zur Zeit des Schleglerkrieges 1394/95:<sup>29</sup>

Fritz von Bubenheim macht Angaben über einen Überfall bei Laudenbach. — Heinz von dem Landgericht meldet einen Überfall bei Otelfingen (= Edelfingen).

Eberhard von Rosenberg und seine Helfer befehlen Rothenburg; der Pfarrer von Erzberg, Brettheimer, der mit dem Ritter in Verbindung stand, erhielt Stadtverweis. — Graf Dieter von Katzenellenbogen und Wilhelm von Castell „nahmen“ zu Langensteinach, Reichartsroth, Ohrenbach, Scheckenbach, Gumpelshofen (Orte, die seit 1387 rothenburgisch waren) und zu Steinsfeld eigenmächtig Beute; sie fischten den See zu Schnelldorf; Wilhelm von Castell nahm dem rothenburgischen Hauptmann Burkhard Eberhard dessen Dorf (Östheim) halb! (fol. 59—61).

1395 erfolgten weitere Überfälle: Eberhart Schenk von Roßberg und ein Tochtermann eines von Seldeneck, genannt von Steinbach, machten einen Überfall auf Stettberg, hernach auf Rudolshofen.

Herdegen von Hornburg überfiel zu Brettheim den Rothenburger Bürger Erlwein Sieder. — Hermann Hippler machte auf Rothenburger Bürger einen Überfall, wobei 9 Beraubte und Gefangene gemeldet wurden. — Reynbot von Wollmershausen, gesessen zu Kreßberg, überfiel am Kreßberger See den Rothenburger Metzler Bezold Schultheiß. — Adel von Tottenheim zu Schüpf überfiel



dasselbst den Hans Wernlin von Rothenburg u. a. — Kraft von Gattenhofen überfiel an der Goldfasten (um Pfingsten) bei Irtenberg und Dertingen den Sitz Kraus von Rothenburg. — Auch Fritz von Seldeneck, gesessen zu Riepach (= Riedbach), wird im Zusammenhang mit diesen Überfällen genannt.<sup>30</sup> Besonders hervorgehoben wurden die Überfälle, an denen der Reisige Gockenschnabel beteiligt war. An Pfingsten 1395 überfielen Gockenschnabel, Regenbach, Walter Glasofen, Bezold und Walther Hohenstein, dazu „die Söhne des von Weiler“ und der Knecht des Claus Kun von Berlichingen und der Knecht des Adel von Schüpf einen Warenzug bei Giebelstadt und Sonderhofen, nahmen dabei dem Wirt von Teihenhofen (bei Gunzenhausen), der ein Mann des Conrad Marschall von Pappenheim war, 4 Pferde und den Kaufleuten von Weißenburg ebenfalls 4 Pferde. Der Marschall von Pappenheim verständigte Rothenburg vom Vorgang. — Am Montag vor St. Bartholomäi (Mitte August) 1395 erfolgte durch Gockenschnabel und seine Gesellen ein neuerlicher Überfall, wobei Walther Brandt gefangen nach Stolzeneck gebracht und für 60 fl. geschätzt wurde und für 1 Pfd. Pfeffer, 1 Leib Ingwers, insgesamt für 550 Pfd. Wert. (Er, Brandt, kam wieder aus, erschien vor dem Rat zu Rothenburg und schwor ihm für Leib und Gut.) — Deutlich sichtbar erscheint Gockenschnabel in Urkunde Nr. 3350,<sup>30</sup> Freitag vor Albani (22. Juni) 1395: „Herolt von Neuenstein war zu Schillingsfürst wohl selb vierzigst mit Pferden und Gockenschnabel war auch dabei, und stunden da beieinander uff der Brücken (= Zugbrücke) und redeten von denen von Roteburg. Da deutet Herolt von Neuenstein auf Heinz Topplers Hof einen (Sicklingshof, heute Geishof) und sprach zu Gockenschnabel: Siehe, der Hof und die Schaf und schöne Gut sind Topplers, die sollst Du ihm alle abbrennen, dazu wollt ich Dir helfen mit Leib und Gut. Gockenschnabel sprach: Er wollt des gern ein Eid schwören, ob (= wenn) er Helfer möcht gehaben. Wo er der von Rotenburg möcht ankommen, die wollt er all dersteden und henken und keine Gefangene nehmen. Und sprach: Unser sind itzund 40 beieinander, daß die des auch also schwören zu den Heiligen. Darumb wollt er sein Hengst, der wär doch 80 Gulden wert, geben. Er hoffe, er wollt dennoch 20 finden, die ihm auch des zu helfen schwören.“ „Das hat vor dem Rat zu Rotenburg gesagt Hans Schnaiber und Hans Hön von Bieringen“ (die beide unter den 40 Mannen vor Schillingsfürst dabei waren. Hans Hön ging als Söldner in den Dienst der Stadt Rothenburg.)<sup>31</sup>

Aus der Zeit der Schlegler liegen noch 5 Urfehdebrieve vor: vom oben genannten Hans Hön (Nr. 909), von Götz Mangold von Röttingen (Nr. 905), von Hans und Henne, Söhne des Eberhart von Goldstein (Nr. 906), Kunz von Hutten (Nr. 907), Heinrich Hippler (Nr. 908). Ein Führer im Schleglerbund war „der Gleißend Wolf von Wunnenstein“.<sup>32</sup> Sein Fehdebrief ist leider nicht aufgezeichnet, sondern nur die Antwort des Rates zu Rothenburg: „Unsern Dank (!) bevor, lieber Herr Wolf von Wunnenstein, genannt der Gleißend Wolf. Als Haug von Willenholz (Amtmann der Stadt zu Kirchberg) von unsertwegen mit Euch geredt hat, von der Ansprach wegen, die Ihr zu uns hättet, darumb Ihr unser entsagter Feind wäret geworden — von derselben Sach sind noch bei Euch gewesen die Ehrsamen, Weisen, unsere lieben Freund von Heiligprunn und Wimpfen und von Weinsperg und haben Euch darumb gebeten, daß Ihr aller Wille tun wollt, und die Feindschaft wollt gänzlich abtun. Ihr wollt uns und all den Unsern umb die Sach und alle Ansprach, die Ihr ... gehabt bis auf den heutigen Tag gut Freund sein. — Darumb bekennen wir in diesem öffentlichen Brief, daß wir umb die Feindschaft und von des Entsagens wegen, Euch und den Euren und auch



allen, die darin verdacht sein, und alle Anspruch, die wir zu Euch gehabt haben, gut Freund wollen sein, ohn alle Gefahr.“ Gesiegelt Mittwoch vor Dionysii (9. Oktober) 1395.

Das heißt man dem Feind goldene Brücken zur Verständigung bauen. Hat „der Gleißend Wolf“ auf der goldenen Brücke den Rückzug angetreten? Wir hören nichts mehr von ihm.

Dem Heinrich Zehe, gesessen zu Jagstheim, der zuerst Söldner der Städte war, in der Zeit der Schlegler aber untreu wurde, bauten die Städter keine goldene Brücke. Er wurde wegen seiner Missetaten vom königlichen Hofgericht geächtet. Die 3 Städte Hall, Rothenburg, Dinkelsbühl vollzogen die Acht. Heinrich Toppler eroberte die dem Zehe eigene Burg Jagstheim. Die von Hall und Dinkelsbühl bestürmten seine Festung Honhardt, die er von Hohenlohe zu Lehen hatte. Heinz Zehe, gefangen, schwor in Rothenburg Urfehde.<sup>33</sup>

7. Januar 1396. „Ich Heinrich Zehe, gesessen zu Jagstheim bekenne: Als mich die E. W., die Bürgermeister . . . der 3 Städte Rothenburg . . . gefangen haben, und ich mich mit meinem Knecht und zwei Pferden in Peter Northeimers Haus gestellt hatte, in welche Herberge sie mich hießen, und soll auch Wasser und Brot essen und nichts anderes. So soll auch meine Behausung Hohenhard . . . mit allem ihrem Zugehörenden und meine Behausung zu Jagstheim, mit all ihrem Zugehörenden und auch alle meine andern Gut . . . nichts ausgenommen, mit allen ihren Rechten ihnen zur Urtät verfallen sein, (sie) sollen die haben, nützen und nießen . . . Dazu . . . so soll ich meineidig und ehrlos heißen vor aller männiglich, (des) han ich ihnen williglich mit aufgereckten Fingern in dem Rat zu Rothenburg einen gelehrten Eid geschworen und mein eigen Insigel gehenkt an diesen Brief.“ Zeugen: Kunrat von Kirchberg, gesessen zu Seldeneck, und Nolt von Seckendorf, Söldner zu Rothenburg.

### VII. Beziehungen der Burggrafen von Nürnberg zum Jagstgebiet

Der von den 3 Städten niedergeworfene Heinrich Zehe wandte sich an den Burggrafen. Schon durch den Ankauf von Seldeneck und dann durch den Kauf der bebenburgischen Güter war Burggraf Friedrich V. im Raum zwischen Tauber, Jagst, Kocher als Landesherr aufgekommen. Er machte aber, mit Heinrich Toppler befreundet, keine Schwierigkeiten. So war z. B. 1388 Seldeneck mit Kampf- und Lebensmitteln so schwach ausgestattet, daß die Burgbesatzung nicht imstande war, tätig in den Krieg einzugreifen.<sup>34</sup> Von Rothenburg eingeschlossen, konnten sie dem Burggrafen nur einen kläglichen Brief über ihre bedrängte Lage schreiben, beschämend für den Burghauptmann Konrad von Kirchberg. Von dieser Zeit ab zeigte sich dieser unfreundlich gegen Rothenburg, besonders feindselig in der Zeit der Schlegler. Die Stadt brachte 1395 gegen ihn 18 Klagepunkte vor.<sup>35</sup> Der Rat der Stadt rechnete diese Feindseligkeiten nicht dem Burggrafen zu, mit dem die Stadt seit Jahrzehnten in Frieden lebte, sondern nur dem Eigenwillen des Konrad von Kirchberg.

Heinrich Zehe und wohl auch Konrad von Kirchberg rissen den Burggrafen in Gegensätzlichkeiten zu den 3 Städten hin. Sobald Zehe spürte, daß er in seiner Fehde gegen die Städte keinen Rückhalt am Schleglerbund finden konnte, wandte er sich heimlich an den Burggrafen und gelobte sich ihm als Dienstmann, um dessen Schutz und Schirm gegen die Städte zu genießen. Sein Eid, mit dem er sich vorher den 3 Städten zu Dienst verpflichtet hatte, war zeitlich noch nicht erloschen, aber von Zehe schon gebrochen. Die Städte fühlten sich daher im Recht gegen ihn.



Als nun Heinrich Zehe in die Gewalt Topplers fiel, da sandte er (heimlich) zu Markart (Seckendorf) zu Dürrnbuch, um Fürsprache beim Burggrafen zu tun. Markart schickte den Söldner Heinz Schopflocher und einen Junker Seckendorf zu Toppler.<sup>36</sup> Schopflocher sprach: „So wisse, lieber Heinrich Toppler, daß Heinrich Zehe ist meines Herrn, des Burggrafen, Diener.“ Da sprach Toppler: „Das haben wir nicht gewußt. Und ich sage Dir, daß ich han Jagstheim eingekommen von unserer 3 Städte wegen und Zehe hat uns ein Gefängnis gelobt und geschworen, und ich han auch die Behausung (Jagstheim) besetzt. Und ich sage Dir, daß die 2 Städt Hall und Dinkelsbühl vor Hohenhard sein und wollen das gewinnen . . .“ Da ritten die zwei Burggräflichen wieder weg.

Es gab eine hartnäckige Auseinandersetzung zwischen den 3 Städten und dem Burggrafen wegen des Zehe.<sup>37</sup> Daraus ging schon die Begier der jungen Burggrafen nach diesem Land an der Jagst hervor. Bald sollten sie ihr Ziel erreichen. Die Landgrafen von Leuchtenberg wurden von ihren Aufgaben in der Oberpfalz und in Bayern so stark in Anspruch genommen, daß ihnen der Besitz im fernen Franken an der Jagst nicht mehr bedeutsam erschien. Außerdem befand sich die Familie zu dieser Zeit in Geldschwierigkeiten; sie hatten in und um Rothenburg vielerlei Schuldverpflichtungen anhängen in einer Höhe von 12 000 Gulden, die den Wert des Besitzes von Crailsheim halb aufwog!<sup>38</sup> Am 7. Mai 1399 übergab Johann III., der Enkel des alten Landgrafen von Leuchtenberg, dem jungen Burggrafen Friedrich VI. um 26 000 Gulden die Schlösser zu Crailsheim, Flügellau und Roßfeld, dazu die Festen Werdeck und Bilriet mit Leuten, Gütern, Gülten usw., und den Wildbann in 2 Meilen Wegs um Crailsheim, dazu den See, Gericht und Kirchensatz zu Rode (= Rot am See), die Feste Lobenhausen mit ihren Zugehörungen.<sup>39</sup> Damit hatten die Zollern für immer an der Jagst festen Fuß gefaßt.

## VIII. Die Beziehungen Rothenburgs zum Neckarraum in den letzten 10 Jahren Heinrich Topplers

Der gemeinsame Besitz der 3 Städte Rothenburg, Hall, Dinkelsbühl an dem Amt und der Festung Kirchberg bürgte dafür, daß die innere Verbindung dieser Städte gewahrt blieb. Die gemeinsame Verwaltung, Rechtspflege, das Bauwesen in Kirchberg erforderten immer gemeinsame Besprechungen.

Im großen und ganzen war aber seit der Auflösung des Städtebundes (1389) der bisher so eifrig gepflegte Verkehr recht still geworden. Auch die Stadtrechnungen Rothenburgs 1404 bis 1408 spiegeln diese Stille wieder. Das harte Ringen, das die jungen Burggrafen ab 1396 gegen Rothenburg einleiteten, mußte die Stadt, mußte Toppler allein durchstehen. Die ehemals Verbündeten sahen diesem Endkampf Topplers nur von ferne zu. Bei der landkundigen Gehässigkeit des Burggrafen Friedrich VI. gegen Toppler sah man voraus, daß diese Feindschaft für Rothenburg kein gutes Ende gewinnen könne. Die „Nachbarn“ waren froh, daran nicht beteiligt zu sein.

Als der Erzbischof von Mainz den „Marbacher Bund“ gründete, an den sich auch die schwäbischen Städte anschlossen, da beteiligte sich Rothenburg nicht daran. Die Stadt war gegenüber dem neuen König Ruprecht durch die Feindseligkeit seines Schwagers, des Burggrafen, schon schwer genug belastet, so daß sich Toppler vorsichtigerweise vom Marbacher Bund zurückhielt.<sup>40</sup> Allerdings half auch diese Zurückhaltung nichts. Der Burggraf wollte keinen versöhnlichen Frieden. Auch als Toppler ihm 1404 den verlockenden Preis von 8000 Gulden für die armselige Herrschaft Seldeneck bot<sup>41</sup> — die der Burggraf wohl entgegennahm —,



entstand keine Entspannung. Toppler führte das Geld zwar sofort persönlich nach Nürnberg ab; aber der Burggraf benützte auch diese Gelegenheit, dabei seine üble Gereiztheit zu zeigen.<sup>42</sup>

Als dann später (Januar 1407) Toppler doch versuchte, dem Marbacher Bund beizutreten, um eine Art Rückversicherung einzugehen, da zeigten die ehemals verbündeten Städte Schwabens, daß sie sich vor Rothenburgs Zukunft fürchteten; sie stellten als Bedingung für die Aufnahme Rothenburgs in den Bund, daß die Beziehungen dieser Stadt zum Burggrafen aus den Verpflichtungen des Bundes ausgeklammert werden müßten! Sie wollten in den Streit des leidenschaftlichen, gefährlichen Burggrafen nicht verwickelt werden. Sie wollten ihre „bürgerliche Ruhe“ haben!

Toppler mußte 1407 seinen Verteidigungskampf gegen die von dem Burggrafen bzw. die von seinem Schwager, dem König Ruprecht, aufgebotene Menge der Achtvollstrecker allein durchstehen. Erst als der Burggraf und seine Helfer wirtschaftlich erschöpft und dadurch „ungefährlich“ geworden waren, erbot sich der Marbacher Bund und damit auch die Reichsstädte zur Vermittlung bereit. Sie erreichten, daß Rothenburg aus den Friedensverhandlungen ungeschädigt hervorging, während seine fürstlichen Gegner den wirtschaftlichen Mißerfolg tragen mußten und als „ohnmächtige Sieger“ aus dem Kampf hervorgingen!<sup>43</sup>

Die benachbarten Städte waren daher schwer betroffen darüber, daß Rothenburg sich selbst seines großen Führers entledigte.<sup>44, 45</sup> Sie erhoben an Ostern 1408 Einspruch gegen seine Verhaftung, allerdings umsonst: „Gemeinsames Denken und Handeln“ galt nicht mehr.

### **IX. Die Verflechtung Rothenburgs mit dem Raum zwischen Tauber und Jagst**

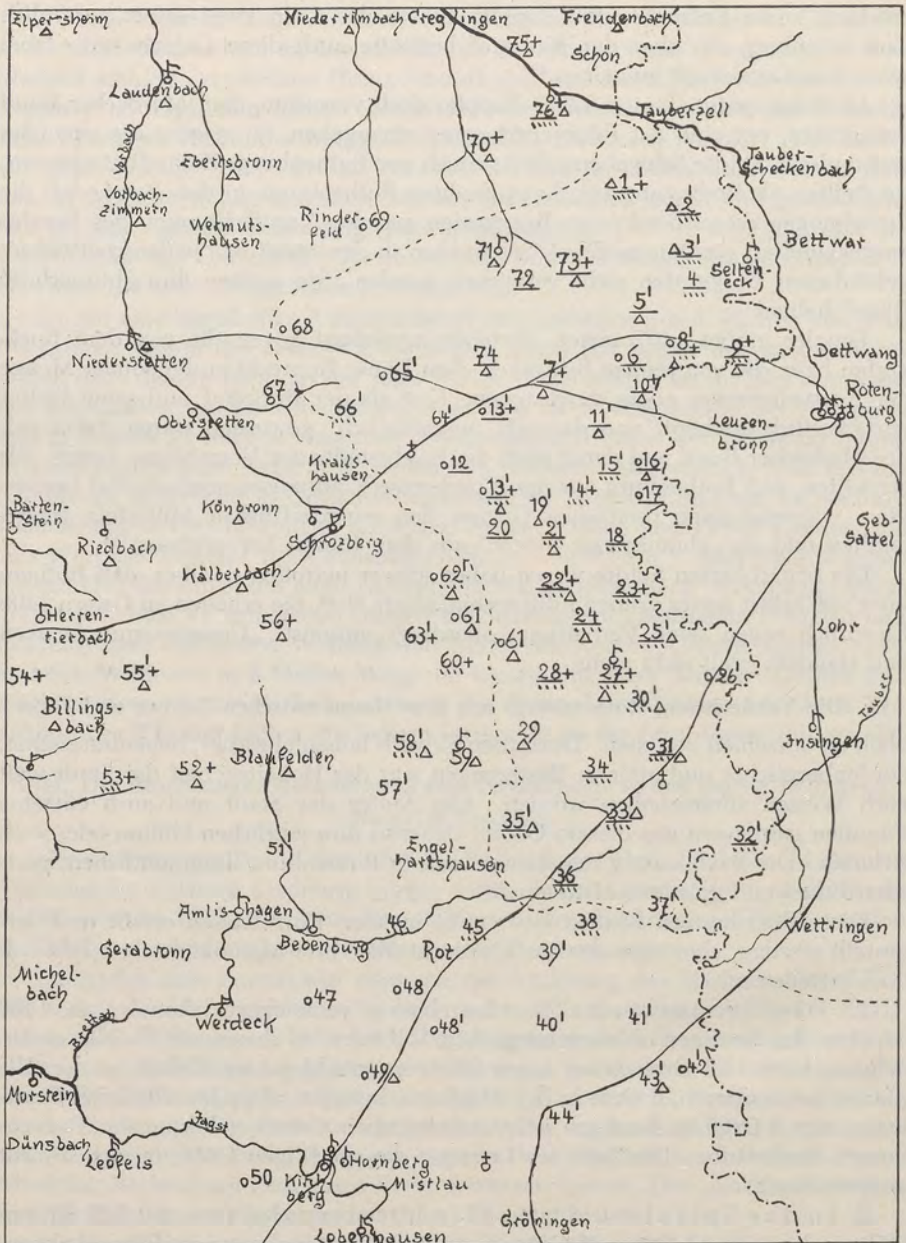
blieb im einzelnen bestehen. Durch den Erwerb hohenlohescher, bebenburgischer, nordenbergischer und anderer Besitzungen war das Hoheitsgebiet der Stadt weit nach Westen vorgeschoben worden. Alle Ämter der Stadt und auch einzelne Familien empfingen aus diesem Gebiet dauernd ihre jährlichen Gülden oder auch Zehnten. Die Bevölkerung des Raumes sah in Rothenburg ihren amtlichen, wirtschaftlichen und geistigen Mittelpunkt.

Diese Beziehungen können zwar nicht in allen Einzelheiten erfaßt und dargestellt werden, aber eine gewisse Übersicht über ihre Mannigfaltigkeit läßt sich doch erstellen.

1. Die Steuerstube Rothenburg verzeichnete damals um 1400 34 Orte des heutigen württembergischen Gebietes, in denen sie Gefälle einzunehmen hatte. 22 Orte davon lagen in einem geschlossenen Gebiet in der Altpfarrei Leuzenbronn, 5 Orte in der Altpfarrei Insing, 4 in der Altpfarrei Brettheim; nur 3 Orte im heutigen württembergischen Gebiet gehörten zur Rothenburger Steuerstube. Die Zahl der Leistung der pflichtigen Güter fand sich nicht aufgezeichnet.

2. In das Spital entrichteten 32 (würtembergische) Orte mit 127 Gütern Gülden, davon in 11 Orten 36 Güter Getreidegülden, und zwar im Raum Leuzenbronn 13 Orte, im Raum Insing 6 Orte, im Raum Brettheim 5 Orte, im Taubergrund 2 Orte; es waren also ähnliche Verhältnisse wie beim Steueramt. Dazu hatte das Spital in diesem Gebiet 9 Zehntbezirke: Heimberg, Finsterlohe, die Flur „Heimat“ (zwischen Weiler, Buchau und Bettwar), Metzholz, Spindelbach, Hechelein, Funkstatt, Emmertsbühl, Engelhardshausen und Hilgartshausen. (Den Zehnt von Engelhardshausen stiftete 1392 der Burggraf Friedrich der Ältere zu einer Jahresmesse, um die Freundschaft zur Stadt zu festigen!)<sup>46</sup>





Rothenburger Landhege.

- |   |                     |           |                                   |
|---|---------------------|-----------|-----------------------------------|
| — | Steuerstube         | - - -     | Rothenburger Landhege             |
|   | Leibeigene des Rats | - · - · - | Altstraßen nach Rothenburg        |
| △ | Spital              | —         | bayerisch-württembergische Grenze |
| ○ | Dominikanerinnen    | ♣         | Burgen                            |
|   | Heinrich Toppler    | ⊕         | Klöster                           |
| + | Deutschherrn        |           |                                   |



3. Das Dominikanerfrauenkloster hatte hier 20 Orte mit 122 Gültgütern; im Raum Leuzenbronn nur 7 Orte mit 32 Gütern und die Zehntgemeinde Bossendorf; im Insinger Raum 2 Orte mit 6 Gütern; im Raum Kirchberg an der Jagst 6 Orte mit 23 Gütern; im Raum Langenburg-Speckheim mit 5 Gütern; im Raum Lichtel 5 Orte mit 58 Gültgütern und die Zehntgemeinde Schmerbach. Das Kloster griff also im Süden und Norden über das Gebiet der Steuerstube mächtig in die alten hohenloheschen Räume hinaus.<sup>47</sup>

4. Der Deutsch-Herrn-Orden hatte hier 24 Orte, davon im Raum Leuzenbronn 9 Orte, im Raum Insingen 1 Ort, im Raum Langenburg 9 Orte, im Taubergrund 5 Orte.<sup>48</sup>

5. Das Franziskanerkloster hatte im gleichen Raum 17 Gültorte; darüber ist aber in der Zeit Topplers nichts gemeldet. Noch weniger wissen wir über den Besitz des Johanniterordens.

6. Dagegen schrieb Heinrich Toppler persönlich ein eigenes Gültbuch über seinen breitverstreuten Besitz, hier nahezu 40 Orte mit 93 Gütern und in 11 Orten Feldlehen.<sup>49</sup>

Im Raum Leuzenbronn 15 Orte mit 22 Gütern, im Raum Insingen 2 Orte mit 4 Gütern, im Raum Brettheim 3 Orte mit 24 Gütern, im Raum Hengstfeld 7 Orte mit 29 Gütern, im Umland von Langenburg in 5 Orten 9 Güter, im Raum von Lichtel 5 Orte mit 6 Gütern, in Schmerbach das Gericht und einige Lehen. Auch andere Rothenburger Bürger hatten hier Gültgüter, doch keine so umfangreich und ertragreich wie Toppler; z. B. Topplers Freunde Sitz Häuptlin in Oberstetten, Hans Spörlein in Heimberg. Alle diese Gültgüter blieben bis 1802/03 in festen Händen der Stadt und riefen einen innigen Austausch wirtschaftlicher Güter und persönlicher Beziehungen hervor. (Hierzu siehe beiliegende Karte und Übersicht.)

Das Ortsverzeichnis bringt 40 Orte mit leibeigenen Leuten,<sup>50</sup> die Karte verzeichnet zusätzlich noch 22 Orte, in denen Rothenburg aber keine Lehengüter hatte, davon im Süden Satteldorf (mit 5 Leibeigenen), Mistlau (1), Lobenhausen (1). Im Westen: Blaufelden (1), Billingsbach. Im Nordwesten: Kälberbach (4), Könbronn (4), Crailshausen (6), Oberstetten (10), Niederstetten (8), Riedbach (3), Hollenbach (6), Igersheim (4), Elpersheim (1), Laudенbach (2), Ebertsbrunn (1), Niederrimbach (18), Vorbachzimmern (1). Im Norden: Freudenbach (3), Schön (4), Klingen (3), Reinsbronn (1). Diese Leibeigenen werden „des Rats eigene Leut“ genannt, in manchen Urkunden auch „des Reichs eigene Leute“. Sie gehörten also wohl zum „kaiserlichen Landgericht Rothenburg“.

Damit greift ihr Wohnraum über das städtische Hoheitsgebiet (das ja erst Toppler schuf) weit hinaus. Es überschreitet auch den Rahmen unserer Karte. Im Süden befanden sich solche Leibeigene noch in Lustenau (= Markt.) (1) und in Lixen (= Lixhof bei Markertshofen) (1). Im Taubergrund sind insgesamt 183 Leibeigene namentlich verzeichnet, davon in Biberehren 44 (!), in Sechselbach (1); in Stalldorf 2, Löffelstelzen 4, Harthausen 1, Balbach 7, Sachsenflur 1, in Gräfenwinden (= Gräfringen) 1, in Wachbach 1, Lüllstadt 3. (Die Vogtei Schäfersheim, Zent Röttingen, sollte laut Urkunde Kaiser Friedrich I., 1162, untrennbar mit der Vogtei Rotenburg verbunden sein [bestätigt von Kaiser Friedrich II. 1219 und König Heinrich VII. 1225];<sup>51</sup> daher mögen diese vielen Leibeigenen im Tauber-



grund rühren.) Die Dienstverpflichtungen der Leibeigenen, die in fremden Hoheitsgebieten hausten, gaben viel Ursache zu nachbarlichen Streitigkeiten zwischen ihrem Landesherrn und ihrem „Leibherren“.

Es gibt noch mancherlei Einzelfälle von weiteren Verbindungen: Das Schloß Messelhausen, nördlich von Mergentheim, von Rothenburg besetzt, bot jahrzehntelang den Bischöfen zu Würzburg Anlaß zu kriegerischen Auseinandersetzungen mit Rothenburg, worüber im Archiv der Stadt zwei Dutzend Urkunden vorliegen.<sup>52</sup> 1403 öffnete Diether von Rotenburg der Stadt Rothenburg seine Burg Schrozberg.<sup>53</sup> 1402 verkaufte Hartwig von Zimmern seine Burg Herrenzimmern der Stadt Rothenburg.<sup>54</sup> Solche Burgen dienten der Stadt als Ausgangsstellungen zur Bekämpfung von ritterlichen Friedensbrechern, als „Vorhuten“ im Kampf gegen einzelne feindliche Nachbarn. Im ernstesten Kriegsfall, wie 1407, waren sie mehr eine gefährdete Außenstellung als ein nützliches Bollwerk.

Wenn wir die beigegebene Karte auch nur oberflächlich ansehen, bemerken wir, daß die nach Rothenburg zinsenden Orte in einem Umkreis bis zu 12 km geschlossen um die Stadt liegen. Außerdem zeigt sich, daß Ausstrahlungstreifen an den Straßen nach Süden (Kirchberg und Crailsheim) und gegen Westen (Wimpfen) bis zu 20 km weit vorstoßen; während das dazwischenliegende Gebiet weniger von Rothenburg erfaßt ist. Zum Beispiel der wenig herangezogene Raum von Engelhardshausen, Blaufelden — Rot am See liegt nur 15 km von Rothenburg entfernt, wobei aber zu bemerken ist, daß Blaufelden seine Eichmaße in Rothenburg nachprüfte. Erst bei Kirchberg gab es die von Rothenburg verschiedenen „Jagstmaße“, wie es die Aufzeichnungen des Frauenklosters ausweisen. Im Norden reichten die Rothenburger Maße bis zur Alt-Straße Rothenburg—Wimpfen. Sowohl die Trockenmaße, Gewichte, als Feldmaße des „Taubergrundes“ waren von denen des Rothenburger Gebietes verschieden.

Neben der ausstrahlenden Wirkung von Rothenburg nach außen käme dann auch in Betracht, daß außenstehende Herrschaften Rechte im rothenburgischen Raum hatten, wie das Kloster Komburg, das aber frühzeitig solche Rechte wieder abstieß und sich schließlich nur auf seinen Besitz in Geb saddle beschränkte. Auch der Markgraf von Baden hatte Besitzrechte, z. B. in Spielbach oder auf der Fuchsmühle zu Rothenburg. Doch waren solche fremde Rechte nur von unbedeutendem Gewicht.

Erst die politischen Maßnahmen Napoleons zerrissen diese festgefügte Einheit, diesen „ewigen Bestand“, als er 1810 das Hoheitsgebiet der Stadt Rothenburg zwischen den Königreichen Bayern und Württemberg aufteilte. Viele Menschenalter waren von 1400 bis 1800 gekommen und gegangen, waren in das Netz dieser „ewigen“ Verpflichtung hineingewachsen und fühlten sich darin verwurzelt. Konnte nun diese politische Maßnahme das geschichtlich Gewordene völlig zerreißen? Das politische Ämterwesen ist seit Napoleons Zeit zwar völlig getrennt, das Verkehrs wesen wenig begünstigt, der Wirtschaftsverkehr dementsprechend vom alten Mittelpunkt stark abgelenkt, aber nicht völlig abgerissen. Aber das 1000 Jahre alte gemeinsame Erleben der fränkischen Heimat hat in der Seele des Volkes so tief gewurzelt, daß die innere Bindung nicht absterben konnte. Rothenburg blieb doch seelischer Mittelpunkt des Raumes zwischen Tauber und Jagst.



## Quellennachweis

### A. Gedruckte Quellen (Literatur) Abkürzungen

1. Urkunden-Nachweise zur Geschichte Heinrich Topplers von S. Hänle Hänle, S. . . . .
2. Regesta Boica, Bände . . . . . Reg. B.
3. Deutsche Reichstagsakten von Julius Weizsäcker, I—VI . . . . . R. T. A.
4. Hohenlohesches Urkundenbuch von Karl Weller, I—III . . . . . H. U.
5. Monumenta Zollerana, V., VI., Teil . . . . . Mon. Z. V.
6. Veröffentlichungen von Helmut Weigel:
  - a) im Deutschen Archiv für Geschichte des Mittelalters . . . . . D. A. f. M. A.
    - Jahrgang V. „Männer um König Wenzel 1378—1384“ . . . . . J. V.
    - Jahrgang VII. „König Wenzels persönliche Politik“ . . . . . J. VII.
  - b) in Jahresberichten des Vereins Alt-Rothenburg  
„Die Reichsstadt Rothenburg und Burggraf Friedrich VI. von  
Nürnberg“, Jahrgänge 1913/14 und 1914/15
7. Geschichte der Landgrafen von Leuchtenberg, Illum. Wagner . . . . L. Graf. v. Lbg.

### B. Handschriftliche Quellen

#### I. Bestände des städtischen Archivs Rothenburg ob der Tauber

1. Urkunden . . . . . Urk. Nr.
2. Geschlechterband Nr. 778: Briefe, Gültbuch Topplers usw. . . . . A. 778, fol. . . .
3. Bürgerbuch Nr. 39 mit Stadtrechnungen für 1374/75, 1377/78,  
1383 bis 1386 . . . . . B. 39, fol. . . .
4. Steuerakten, Akt. Nr. A 1268 mit Stadtrechnungen, entworfen von  
1404 bis 1408 . . . . . A. 1268, fol. . . .
5. Buch der gesammelten Fehdebriefe, Nr. 10 . . . . . B. 10, fol. . . .
6. Gesammelte Akten des Frauenklosters A 1520/21 . . . . . A. 1520/21

#### II. Aus den Beständen des Staatsarchivs Nürnberg

7. hier: Urfehdebuch der Stadt Rothenburg, Rep. 200/1 Nr. 86 . . . . . Urf. B., fol. . . .

### Verzeichnis im Text angezogener Belegstellen

- <sup>1</sup> Der Königsforst Leutershausen. Jahresbericht des Vereins Alt-Rothenburg 1954/55 (Schmidt), S. 47—51.
- <sup>2</sup> Reg. B. und H. U.: Urkundenregesten aus der Zeit 1330—1370.
- <sup>3</sup> Stadtrechnung 1374/75 aus StAR., B. 39, fol. 14—17.
- <sup>4</sup> Ältestes Urfehdebuch, StaatsAN., Urf. B., fol. 1—6.
- <sup>5</sup> Geschichte der Landgrafen von Leuchtenberg. II a: S. 65; b: S. 72; c: S. 106.
- <sup>6</sup> Stadtrechnung 1377—1378, StAR. B. 39, fol. 54.
- <sup>7</sup> R. T. A. I., S. 183—203.
- <sup>8</sup> Stadtrechnung 1378, StAR. B. Nr. 39, fol. 39, fol. 55.
- <sup>9</sup> Akten des Frauenklosters, StAR. A. 1521, fol. 6 und 34.
- <sup>10</sup> Reg. B. 1380 und Mon. Z. V., Nr. 78.
- <sup>11</sup> StAR. Urk. Nr. 894.
- <sup>12</sup> StaatsAN. Urf. B., fol. 48.
- <sup>13</sup> Mon. Z. V. 215.
- <sup>14</sup> R. T. A. I., S. 333, S. 351.
- <sup>15</sup> StAR. B. 39, fol. 32.
- <sup>16</sup> R. T. A. I., S. 421—448.
- <sup>17</sup> R. T. A. I., S. 429.
- <sup>18</sup> StAR., Urk. Nr. 1273.
- <sup>19</sup> L. Graf. v. Lbg., S. 172/173.
- <sup>20</sup> Weigel, Wenzels persönliche Politik, D. A. f. M. A., VII. Jg., S. 190.
- <sup>21</sup> StAR. B. Nr. 10. fol. 2—96.
- <sup>22</sup> Ulmann, Stromers Chronik.
- <sup>23</sup> StAR. B. 39, fol. 65 f.
- <sup>24</sup> StaatsAN. Urf. B., fol. 17.
- <sup>25</sup> R. T. A. II., S. 258, S. 265.



- <sup>26</sup> Reg. B. X, S. 250—253.  
<sup>27</sup> R. T. A. II, S. 265, S. 270.  
<sup>28</sup> R. T. A. II, S. 384/85.  
<sup>29</sup> StaatsAN. Urf. B., fol. 64—74.  
<sup>30</sup> StAR., Urk. Nr. 3550 — StaatsAN. Urf. B., fol. 75, fol. 83.  
<sup>31</sup> StAR., Urk. Nr. 905—909.  
<sup>32</sup> StaatsAN. Urf. B., fol. 74.  
<sup>33</sup> StAR., Urk. Nr. 932.  
<sup>34</sup> StAR. B. Nr. 10, fol. 97.  
<sup>35</sup> StaatsAN. Urf. B., fol. 67.  
<sup>36</sup> StaatsAN. Urf. B., fol. 79.  
<sup>37</sup> StaatsAN. Urf. B., fol. 81.  
<sup>38</sup> L. Graf. v. Lbg. II., S. 217.  
<sup>39</sup> Mon. Z. VI., Nr. 50.  
<sup>40</sup> R. T. A. V., S. 711—770; VI., S. 1—167.  
<sup>41</sup> StAR., Urk. Nr. 1182.  
<sup>42</sup> StAR. A. Nr. 778, eigenhändiger Brief Topplers, fol. 115.  
<sup>43</sup> R. T. A. VI.  
<sup>44</sup> Weigel, Jahresbericht Alt-Rothenburg 1914/15, S. 18.  
<sup>45</sup> Hänle, Urk. x. Topplers, S. 74.  
<sup>46</sup> StAR., Gültbuch des Spitals von 1497, B. Nr. 394.  
<sup>47</sup> StAR., Gültbuch des Frauenklosters 1405, A. Nr. 1521, II. Teil, S. 1—161.  
<sup>48</sup> H. Weigel, Deutsch-Ordens-Komthurei Rothenburg ob der Tauber  
<sup>49</sup> StAR. A. Nr. 778, Gültbuch Heinrich Topplers, fol. 56—79.  
<sup>50</sup> „Des Rats eigene Leute“ (um 1398), StAR. A. Nr. 1520, fol. 6—20.  
<sup>51</sup> Württembergisches Urkundenbuch II/168, III/87 und 162.  
<sup>52</sup> z. B. Urk. Nr. 701, 839, 723, 481, 799, 698. StAR. ...  
<sup>53</sup> StAR., Urk. Nr. 1115.  
<sup>54</sup> StAR., Erhards Annales, S. 118.

Die hier vorliegende Untersuchung ist ein Auszug aus der Arbeit des Verfassers: „Leben und Wirken Heinrich Topplers für Rothenburg ob der Tauber und für das Reich, 1373—1400, bis zu seinem tragischen Untergang — zugleich eine Kulturgeschichte seiner Zeit.“



## Die beiden „Viscaha“ im Komburger Schenkungsbuch

Von Emil Dietz

Mit der Veröffentlichung des Komburger Schenkungsbuchs im Württembergischen Urkundenbuch (Band I, 389 ff.) stand die Frage der Identifizierung der beiden dort genannten Ortschaften namens Viscaha auf.

In der 2. Urkunde (S. 393) schenkt Graf Heinrich, der 1109 gestorben sein soll, Güter u. a. in villa Viscaha. In der 8. Urkunde (S. 397) übergibt Heinrich von Mulfingen wahrscheinlich 1095 *predium suum Viscaha et Bennenhofen*. Letzteres ist der Benzenhof (Gemeinde Oberfischach). Wie steht es aber mit den beiden Fischach? Das Urkundenbuch vermutet unter der villa V. Ober- oder Unterfischach und setzt zu *predium V.*: „wohl Oberfischach“. Die Oberamtsbeschreibung Gaildorf sagt bei beiden: „eines der drei Dörfer Fischach“ (S. 178), zieht also auch Mittelfischach in Betracht.

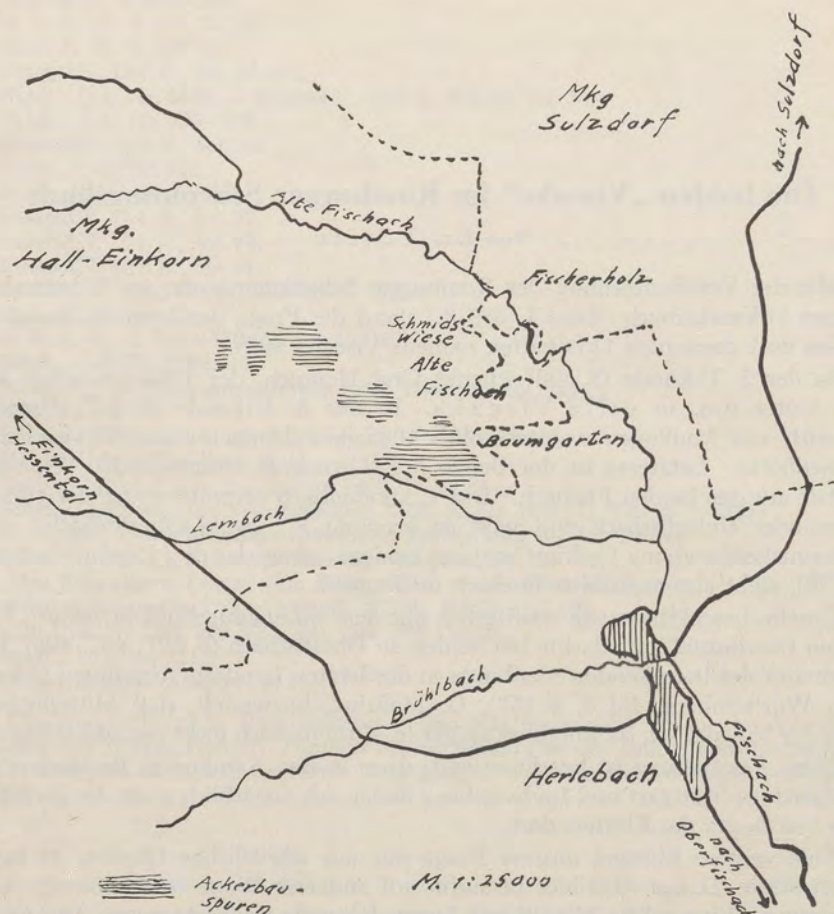
Gmelin beschäftigte sich ausführlich mit dem Schenkungsbuch in seiner „Hälischen Geschichte“. Er dachte bei beiden an Oberfischach (S. 397, 402, 408). Der Bearbeiter des betreffenden Abschnitts in der letzten Landesbeschreibung (Königreich Württemberg, Bd. 3, S. 157), G. Mehring, bezweifelt, daß Mittelfischach eines der Viscaha sei, da Komburg später in Mittelfischach nicht besitzbeteiligt sei.

Diese Feststellung ist beachtenswert, denn in den Komburger Beständen der Staatsarchive Stuttgart und Ludwigsburg findet sich tatsächlich nicht die geringste Spur von Besitz des Klosters dort.

Eine weitere Klärung unserer Frage nur aus schriftlichen Quellen ist kaum zu erwarten. Daher wird hier versucht, auf anderem Wege einer Lösung nahekommen. Eine solche Möglichkeit bieten folgende Beobachtungen: Der Oberlauf der Fischach, die östlich vom Einkorn entspringt, führt die Bezeichnung „Alte Fischach“. Dieser Name kehrt als Flurbezeichnung westlich der Grenze der Markungen Schwäbisch Hall-Einkorn und Herlebach wieder (Meßtischblatt 6924). Die fast gänzlich bewaldete Markung Einkorn gehörte bis ins 19. Jahrhundert Komburg, wie einige Grenzsteine von 1758 an der Markungsgrenze noch zeigen. Nordwestlich liegt die Waldabteilung „Schmidswiese“, südöstlich, schon auf Markung Herlebach, finden sich Äcker und Wiesen, die den Namen „Baumgarten“ tragen. Letzterer Flurname findet sich nur in nächster Nähe von Siedlungen. Diese Flur wird schwerlich Herlebach zuzurechnen sein, sondern einer verschundenen Siedlung angehört haben. Beide Flurnamen — Alte Fischach und Baumgarten — werden in den Gültbüchern des Klosters seit 1541 immer wieder genannt. In beiden lagen im 16. Jahrhundert Äcker und Wiesen. Noch 1706 hatte dort ein Sulzdorfer  $4\frac{1}{2}$  Morgen Wiesen.

Westwärts finden sich in den Abteilungen Lehenbach, Forstloch, Prinzenstand und Hügelweg Hochäcker, die Spuren einstigen Ackerbaus. Diese Beete verdanken ihre Entstehung der alten Methode des Pflügens, wie sie Helmut Jäger in seinem Aufsatz über Wüstungsfluren (Zeitschrift Kosmos 1953, Heft 4, S. 159 ff.) schildert. Damit ist unzweifelhaft die Existenz einer längst abgegan-





nen Siedlung dort erwiesen. Im Flurnamen Alte Fischach lebt sie fort, schließlich hat sogar der Bach diesen Namen übernommen. Der ursprüngliche Ortsname muß — wie bei den anderen Fischachorten auch — Fischach gewesen sein.

So erklärt sich auch die merkwürdig verzahnte Grenze der Markungen Einkorn, Herlebach, Sulzdorf. Sie verdankt ihren Verlauf der Tatsache, daß Teile der wüsten Markung Fischach an Herlebacher und Sulzdorfer Bauern ausgegeben wurden. Daß verzahnte Markungsgrenzen auf Wüstungen deuten können, darauf hat schon A. Grund in seiner Arbeit „Veränderungen der Topographie im Wiener Wald und Wiener Becken“ (in Pends Geographischen Abhandlungen, Bd. 8, Heft 1, 1901, S. 109) hingewiesen.

Dieses Fischach muß Eigentum des Klosters Kumburg, und zwar (nach der Waldbeschreibung im Gültbuch von 1462) der Abtei gewesen sein. Was liegt näher, als anzunehmen, daß unter dem predium Vischa diese Siedlung zu verstehen ist? Villa Vischa ist höchstwahrscheinlich Oberfischach, wo Kumburg immer begütert war.



## Neue Bücher

**Bibliographie der Württembergischen Geschichte.** Bearbeitet von Heinrich Ihme. 8. Band, 1. Hälfte: Ortsgeschichtliche Literatur 1916 bis 1945. 1953, 280 Seiten. — 2. Hälfte: Biographische Literatur 1916 bis 1945. 1956, 782 Seiten. Stuttgart: Kohlhammer.

Zu den großen Leistungen der württembergischen Landesgeschichte im ausgehenden 19. Jahrhundert gehört auch die von Wilhelm Heyd 1895 begründete Bibliographie der württembergischen Geschichte, die für jeden Ort und für jede Person die veröffentlichten Bücher und Aufsätze in einfacher Übersicht festhält und eine rasche Orientierung ermöglicht. Das große Werk wurde in 7 Bänden fortgeführt, kam aber dann 1916 zum Stillstand. Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß die Kommission für geschichtliche Landeskunde diese Veröffentlichungen in Jahreshften fortsetzt, die von Ewald Lißberger bearbeitet werden und als Beihefte der Zeitschrift für Landesgeschichte erscheinen. Man mag darüber streiten, wie weit der Rahmen einer solchen Bibliographie zu spannen ist, ob sie auch populäre Veröffentlichungen wie die Heimatbeilagen der Zeitungen aufnehmen soll, doch steckt auch in solchen Arbeiten manches Ergebnis stillen Fleißes und mancher Fund, der auf vergänglichem Papier allzu rasch verlorengeht. Schwieriger und mühsamer war die Überbrückung der Lücke seit 1916, handelte es sich doch um außerordentlich umfangreiche und weitverstreute, zuweilen auch außerhalb Württembergs erschienene Publikationen. Es ist sehr dankenswert, daß wir in den beiden Bänden von Ihme nun auch für diese Jahre für jede Ortschaft und jede Person im Lande Württemberg nachschlagen können, was über sie erschienen ist, so daß wir nun lückenlos bis 1956 alle heimatgeschichtlichen Veröffentlichungen feststellen können. Dem Heimatfreund und Heimatforscher ist damit ein vorbildliches Hilfsmittel an die Hand gegeben. Wu.

**Das Reichsregister König Albrechts II.** Bearbeitet von Heinrich Koller. (Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs, Ergänzungsband 4.) 318 Seiten. Wien 1955.

Nach einer kundigen Einleitung über die Reichskanzlei unter Albrecht II. bringt der Herausgeber die 413 Urkunden dieses Königs. Die kurze Regierungszeit Albrechts ermöglicht es, viele der Urkunden im vollen Wortlaut, andere in ausführlicher Inhaltsangabe wiederzugeben. Neben Österreich, Böhmen und Schlesien sind besonders Franken und Oberschwaben häufig vertreten. Konrad von Weinsberg erscheint häufig (Nr. 10, 15, 17, 25, 179, 188, 198, 261, 274, 282, 283, 355, 356, 409). Hall (Nr. 98, 110) und Wimpfen (Nr. 218) erringen Bestätigungen ihrer Privilegien. Für Hall läßt sich aus den Steuerrechnungen ein Ritt des Rudolf von Münkheim und Kuntz Trutwin an die Hussen im Herbst 1438 (61) und des jungen Michel Sletz zu dem König 1438/39 (62) nachweisen; die Privilegienbestätigung erfolgte zugleich mit anderen Städten am 7. Oktober 1438 in Prag, also nahm wohl Schletz an der Städtegesandtschaft teil. Wu.

**Karl Weller: Württembergische Geschichte.** 4. Auflage, herausgegeben von Arnold Weller. 249 Seiten. Stuttgart: Silberburg 1957.

Wellers Württembergische Geschichte war seit ihrem ersten Erscheinen bei Goeschen 1909 in ihrer knappen und doch flüssigen Darstellung aus der Feder eines der besten Kenner und Forscher ein beliebtes und vielbegehrtes Büchlein. Für die neuwürttembergischen Gebiete war das Werk besonders wertvoll, weil sich Weller nicht auf die übliche Darstellung der alten Grafschaft und des Herzogtums Württemberg im dynastischen Sinne beschränkte, sondern jeweils bis 1806 eine „Allgemeine Geschichte des später württembergischen Landes“ vorstellte, die auch die fränkischen Gebiete in ihrer Eigenart zur Geltung brachte; dieses Verfahren ist für die Landesgeschichte noch heute anregend. Die Neuauflage setzt die Darstellung in sachlicher und knapper Form bis zur Bildung des Landes Baden-Württemberg 1952 fort. Gegenüber der dritten Auflage



(1933) sind kaum Änderungen vorgenommen, auch die Abschnitte, die durch den Fortgang der Forschung heute in anderer Sicht erscheinen (Siedlungsgeschichte, Markgenossenschaft usw.), sind pietätvoll so geblieben, wie sie Karl Weller selbst geschrieben hat; hier wird man also zu neuerer Literatur greifen müssen. Wu.

**Max Schefold: Alte Ansichten aus Württemberg.** Katalogteil. 901 Seiten. Stuttgart: Kohlhammer 1957.

Bei der Besprechung des Bildbandes der historischen Ortsbilder (WFr 41, 207) wurde bereits der Katalogband als unentbehrliche Grundlage zukünftiger Ortsgeschichten begrüßt; dieses Urteil kann heute, da der Katalog von 11 567 alten Ortsbildern vorliegt, in verstärktem Maße wiederholt werden. Unsere Landschaft ist besonders reichhaltig vertreten, da der Katalog der Ausstellung „Hohenlohe — Städte, Burgen, Schlösser“ in Neuenstein (1947) als eine Vorarbeit verwendet werden konnte. Allein für Hall sind die Nummern 7207 bis 7474, für Mergentheim 5115 bis 5185 angegeben; auch die hohenloheschen Residenzen und zahlreiche Dörfer sind vertreten, die Ortsansichten auf den historischen Landkarten im Archiv in Neuenstein berücksichtigt. Besonders förderlich für eine wissenschaftliche Benutzung ist die Angabe der Besitzer der Bilder. Lediglich einen Einwand möchten wir gegen das prachtvolle Werk vorbringen: daß es zu umfassend und zu teuer ist. Denn Neuentdeckungen oder Besitzveränderungen erfordern eine dauernde Ergänzung, die von den heimatlichen Kräften geleistet werden müßte; zu diesem Zweck sollte das Werk in möglichst vielen Händen sein. Der Verlag hätte besser daran getan, nach der alten württembergischen Tradition das Werk nach historischen Landschaften oder größeren Verwaltungseinheiten aufzugliedern, so daß auch Privatleute und kleinere Behörden die Einzelbände hätten erstehen können. Der Wert dieser einzigartigen Arbeit wird durch diesen Einwand allerdings nicht eingeschränkt, sondern nur hervorgehoben. Karl Schumm

**Die Bürgerbücher der Reichsstadt Frankfurt 1311 bis 1400 und das Einwohnerverzeichnis von 1387.** Herausgegeben von Dietrich Andernacht und Otto Stamm. XXVII, 188 Seiten, 2 Tafeln. Frankfurt (Main): Kramer 1955.

Die Veröffentlichung dieser ältesten Bürgerbücher Frankfurts ist angesichts der schweren Verluste, die das Stadtarchiv 1944 erlitten hat (Rechnungen ab 1348, Bedebücher ab 1320!), doppelt verdienstlich. Wenn auch, wie Seite IX gesagt wird, Frankfurts eigentliches Zugzugsgebiet der Westen und der Norden, das engere das heutige Hessen, das Sauerland und das Rheinland, und damit Frankfurt von jeher eine „norddeutsche“ Stadt war (S. XXV), so bietet doch auch für uns gerade die Einleitung viel Wertvolles und läßt uns, die wir nicht über so frühe Quellen für die Geschichte unserer Städte verfügen, in manchen Punkten wenigstens vermuten, wie es einst bei uns mit der Einbürgerung gehalten wurde (zum Beispiel Ausbürger und Pfahlbürger, Eidfähigkeit — in Frankfurt war eidfähig schon der Vierzehnjährige —, Aufnahme ins Bürgerrecht — sie steht in Frankfurt grundsätzlich jedem offen außer Geächteten —, Behandlung Unehelicher — in Frankfurt uneheliche Geburt kein Hindernis wie etwa bei Aufnahme in die Zunft). Sehr beachtenswert ist auch die Feststellung (S. IX): „Eigennamen, Herkunfts- und Berufsbezeichnungen sind Dinge, die nur unter Berücksichtigung der gesamten sonstigen Überlieferung zuverlässig nachgewiesen werden können.“

Georg Lenckner

**Bayerische Archivinventare Heft 9: Archiv des Juliusspitals zu Würzburg.** Teil I: Akten, bearbeitet von Erich Stahleder. XI, 418 Seiten. München 1957.

In seiner Einführung sagt der Bearbeiter auf S. XI mit Recht: „In seiner Gesamtheit stellt der ungeschmälernte ‚historische Bestand‘ des jul. Archivs im fränkischen Raum nach wie vor eine reiche Quelle für alle Zweige wissenschaftlicher Forschung dar und als solche eine wertvolle Ergänzung zu den seit 1945 stark gelichteten Beständen des Staatsarchivs sowie des Universitäts- und Ordinariatsarchivs und des Stadtarchivs in Würzburg; bei einer gründlichen Auswertung kann sie einen wesentlichen Beitrag zum historischen Gesamtbild Frankens und der angrenzenden Territorien leisten.“ Dies zeigt schon das vorliegende Verzeichnis der Akten. Der Besitz des Spitals reichte bis zu uns herüber. Für Mulfingen-Jagstberg unterhielt das Spital eine eigene Administration (S. 234 f.: Akten 1641—1840). Außer Mulfingen (auch S. 49, 50, 51) und Jagstberg (auch S. 107) finden wir erwähnt auf S. 1 Simprechtshausen (auch S. 68), Weldingsfelden, Dörtel, S. 7 Biringen, S. 42 Künzelsau, S. 55, 145 Reinsbronn, S. 86, 136 f. Widdern, S. 307 Komburg. S. 14 finden wir Hektor Chph. von Eltershofen (1624), S. 55 Marga-



rete Motschidler zu Reinsbronn geb. Marschalkin von Ostheim (1580), S. 74 Hans Kaspar von Herda zu Züttlingen und Assumstadt (1611—1618), S. 83 Hans Konr. von Berlichingen zu Jagsthausen und Schrozberg (1605), S. 47 einen Assum (Augustin, zu Marktbreit 1643, 1648).  
Georg Lendner

**Archiv der Freiherrn Schenk von Geyern auf Schloß Syburg.** Bearbeitet von Karl Hannakam und Ludwig Veit. (Bayerische Archivinventare, Reihe Mittel-franken, Heft 3.) 340 Seiten. München 1958.

Wie Otto Puchner in seiner inhaltsreichen Einführung darlegt, erhielt ein Dienstmann Heinrich von Hofstetten um 1270 das Schenkenamt des Grafen von Hirschberg und bald danach Geyern als bayrisches Lehen. Das noch heute blühende Geschlecht der Schenken von Geyern bewahrt in seinem Archiv reiche Urkunden- und Aktenbestände zur Familien- und Heimatgeschichte; zahlreiche Beziehungen zu Geschlechtern des heutigen Württembergisch Franken (von Craillsheim, von Eyb, von Ellrichshausen, Senft von Sulburg u. a. m.), zum Deutschordenskomtur von Mergentheim (das aber nicht in Baden liegt, S. 296f) geben der gewichtigen Publikation auch Bedeutung für unseren Raum. Neben der erfreulichen Ausführlichkeit der Regesten ist hervorzuheben, daß der Band durch Orts-, Personen- und Sachregister gut erschlossen und damit erst richtig benutzbar ist. Die allzu knappe „Genealogie“ von Hannakam beschränkt sich leider auf eine Stammlinie des heutigen Mannesstammes.  
Wu.

**Unser Geschichtsbild.** Herausgegeben von Karl Rüdinger. München: Bayerischer Schulbuch-Verlag. (Das Bildungsgut der Höheren Schule.) Band I: Wege zu einer universalen Geschichtsbetrachtung. 187 Seiten. 1954. Band II: Der Sinn in der Geschichte. 118 Seiten. 1955.

Die neuen Erkenntnisse der Forschung und die neuen Fragestellungen gegenüber der Geschichte haben erst zu einem geringen Teil Eingang in unsere Geschichtsbücher gefunden. Daher hat das Bayerische Kultusministerium in Kursen in Hohenschwangau Geschichtslehrer in die neuere Problematik eingeführt, ähnlich wie dies in unserem Lande in Calw und auf der Korbung geschehen ist, darüber hinaus aber die wichtigsten dieser Vorträge gedruckt vorgelegt. Die beiden Bände verdienen auch in unserem Lande größtes Interesse und stärkste Verbreitung. Unmittelbar für unsere Landesgeschichte wichtig sind die beiden Beiträge von Karl Bosl (Heimat- und Landesgeschichte I, 11, und Die alte deutsche Freiheit II, 5), von Ernst Klebel (Siedlungsgeschichte I, 99), aber wir werden auch die anderen Beiträge von „Hellenen und Barbaren“ und Augustin bis zu den Problemen des technischen Zeitalters oder den Fragen einer christlichen Geschichtsphilosophie mit Bereicherung und Genuß benutzen. Wer nicht die Geschichte von gestern lehren, sondern sich auf dem laufenden halten will, sollte an diesen beiden Bänden nicht vorbeigehen.  
Wu.

**Heinrich Dannenbauer: Grundlagen der mittelalterlichen Welt.** Skizzen und Studien. 453 Seiten. Stuttgart: Kohlhammer 1958.

Zu den Bahnbrechern eines neuen Bildes vom Mittelalter gehört Heinrich Dannenbauer in Tübingen. Aber seine wegweisenden Arbeiten stehen meist verstreut in Zeitschriften, die heute schwer zugänglich sind. Daher ist es besonders zu begrüßen, daß diese Sammlung die wichtigsten seiner Arbeiten allgemein zugänglich macht. Die Vorträge „Die Entstehung Europas“ (1942) und „Vom Werden des deutschen Volkes“ (1934) konnten unverändert so wieder abgedruckt werden, wie sie gehalten worden sind. Von grundlegender Bedeutung ist der Aufsatz „Adel, Burg und Herrschaft bei den Germanen“ 1941, der zuerst gegenüber der damals herrschenden Vorstellung von der „Gemeinfreiheit“ den aristokratischen Charakter aller germanischen Völker herausgearbeitet hat. Eine ganze Reihe von Aufsätzen ergänzt dieses Thema in Untersuchungen über die Hundertschaft (1943), die Freien im karolingischen Heer (1954), Königsfreie (1958), Freigrafschaften und Freigerichte (1950). Für uns sind besonders interessant die Arbeiten über Fränkische und Schwäbische Dörfer am Ende des 8. Jahrhunderts (1938) und Bevölkerung und Besiedlung Alemanniens in der fränkischen Zeit (1954). Auch das Pferd ist ein Fremdwort, dessen Geschichte auf die Königsfreien der fränkischen Zeit hinweist (1954). Spezialuntersuchungen zur Frage Byzanz und das Frankenreich (1957), zur Rechtsstellung der Gallorömer (1941), zum Tafelgüterverzeichnis (1953) und zum Verhältnis von Politik und Wirtschaft in der Kaiserzeit (1940) runden den Band ab. Dannenbauers klare, durchdachte und zuweilen angriffslustige Sprache macht die Lektüre zu einem



Genuß, der Inhalt läßt sie zum Gewinn werden. Mögen auch Einzelheiten in der Fachwelt noch umstritten sein, darüber besteht heute kaum noch ein Zweifel, daß es bei den Germanen keine Freibauern und keine Gleichen im modernen Sinne der französischen Revolution gab, daß Königsbauern, „Königsfreie“ der fränkischen Zeit in mancherlei Gestalt weiterlebten und daß unsere Besiedlungsgeschichte sich nicht so einfach und schematisch abgespielt hat, wie man das früher zu sehen glaubte. Mit Scharfsinn und in gründlichen Einzeluntersuchungen zur Herausarbeitung des neuen Gesichtsbildes wesentlich beigetragen zu haben, ist Dannenbauers bleibendes Verdienst. Wu.

**Karl Siegfried Bader: Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes.** I. Teil: Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbereich. 284 Seiten. Weimar: Böhlen.

Die Geschichte unserer Dörfer wurde in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt. In Württemberg verwies man auf die Arbeiten von Th. Knapp (Ges. Beiträge z. Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, vornehmlich des deutschen Bauernstandes 1902) und Viktor Ernst (Die Entstehung des deutschen Grundeigentums 1926), die oft als endgültiger Abschluß der Forschungen betrachtet wurden. Die Heimatgeschichte beschränkte sich darauf, die hier gewonnenen Ergebnisse auf die örtlichen Verhältnisse zu übertragen. Nun gibt es auf kaum einem Gebiet der historischen Forschung so viele Überraschungen wie bei der Geschichte unserer Dörfer. Allein das Erscheinungsbild derselben im Gebiet des heutigen Baden-Württemberg ist ein so mannigfaltiges, daß eine Übertragung allgemeiner Grundsätze unmöglich erscheint.

Diese Vielheit der Erscheinungen kommt in dem Werk des bekannten Rechtshistorikers K. S. Bader zum Ausdruck. Von der Rechtsgeschichte herkommend, vergleicht er die überlieferten bäuerlichen Rechte und kommt dabei zu Ergebnissen, die auch gerade für unseren Raum mit seinen Weilersiedlungen neue historische Einblicke geben. S. 36 steht: „Mit Bestimmtheit können und wollen wir nur sagen, daß die Kleinsiedlung in der Anfangszeit vorherrschte“, und S. 46: „Die Dreifelderwirtschaft ... ist ... entgegen einer noch heute weitverbreiteten ... Lehrmeinung keine von Anfang der Besiedlung an gegebene Wirtschaftsform.“ K. S. Bader, der aus der Archivarbeit kommt und vor allem die oberdeutschen Archive gründlich kennt, greift auf die schriftlichen Quellen zurück, die Problemstellung „das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbezirk“ tritt auch in der Einteilung des Buches hervor: Dorf und Hof, Dorf und Mark, der innere Dorfraum, Etterfrieden und Engstimmigkeit, Dorfetter und Stadetter. Ein reiches Bildmaterial unterstützt die gewonnenen Ergebnisse. Vor allem werden auch die mittelalterlichen Karten ausgewertet, die in ihrem Bedürfnis, rechtlich genaue „Augenscheine“ zu geben, das mittelalterliche Dorfbild mit seinen Rechteinrichtungen naturalistisch darstellen. Wir bedauern, daß nicht auch auf das Kartenmaterial unseres Raumes zurückgegriffen wurde, über das schon des öfteren geschrieben wurde und das besonders eindrucksvolle Rechtsdenkmäler enthält (Etterzäune, Landbefestigungen, Wege und Wälder als Grenzen, Steinsetzungen). Das Buch ist für die Erforschung des heimatischen Dorfraumes ein Quellenwerk, das besonders auch für unseren bäuerlichen Siedlungsraum und seine geschichtliche Darstellung von außerordentlichem Wert ist.

Karl Schumm

**Ingomar Bog: Dorfgemeinde, Freiheit und Unfreiheit in Franken.** (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte. Band III.) 88 Seiten. Stuttgart: C. Fischer.

Das Buch stellt „einen Versuch dar“, die Agrargeschichte Frankens in einigen Problemkreisen, die noch wenig erforscht sind, darzulegen. Es geschieht dies in knappster Form, oft auf Kosten des Anschaulichen. Die Beziehungen zu Bayern, die Handhabung des umfassenden königlichen Landrechtes, das oft mit den auf gewordenem Recht fußenden Rechtsgewohnheiten der ländlichen Gemeinden in Widerstreit kommen mußte, ist auch für uns besonders wertvoll, weil in Württembergisch-Franken die gleichen Probleme auftreten. Unter Franken versteht der Verfasser „Ostfranken ... der Raum der Bistümer Würzburg, Eichstätt und Bamberg“; dazu gehören ja auch die „kleinen weltlichen Territorien“, wie sie besonders in unserem Gebiet zu finden sind; sie kommen naturgemäß in dieser knappen Darstellung etwas kurz weg. Ein Quellenwerk für sich stellen die Anmerkungen dar, die gut ein Drittel des Büchleins umfassen. Dem Forscher ist hier die Übersicht über das gesamte Quellenmaterial des behandelten Stoffes gegeben.

Karl Schumm



## Zur Stadtgeschichte.

Die Forschung hat in den letzten Jahren so viele neue Gesichtspunkte und Erkenntnisse zur Geschichte der Entstehung und Entwicklung unserer Städte beigetragen, daß die ältere Stadtgeschichte weitgehend der Überholung bedürftig ist. Das grundlegende Werk legte der Wiener Professor H a n s P l a n i t z vor (Die deutsche Stadt im Mittelalter von der Römerzeit bis zu den Zunftkämpfen; Böhlau, Graz 1954, 520 Seiten, illustriert). Ausgehend von den historischen Stadtplänen schildert er die ganze Mannigfaltigkeit der altdeutschen Stadt, arbeitet besonders die Kaufleutegemeinde („Wik“) und die Entwicklung der Selbstverwaltung heraus und bringt wesentliche Beiträge zur Sozialgeschichte, zur Entstehung des Patriziats und des Rats. Vergleichen wir, was er über die Städte unseres Raumes sagt, so erkennen wir, wie viel uns noch zu tun bleibt, um den Anschluß besonders an die österreichische und norddeutsche Forschung zu gewinnen. Wenn Planitz das frühere, etwas einseitig von den rheinischen Bischofsstädten und Köln her verallgemeinerte Bild durch eine große Mannigfaltigkeit ersetzt, so entgeht er doch nicht immer der Gefahr der Überschätzung einzelner Fakten, wie etwa der Fernhandelssiedlungen. So wird man seine wertvollen Ergebnisse in einzelnen ergänzen müssen nach dem neuesten Stand der Forschung, den die von T h e o d o r M a y e r herausgegebenen „Studien zu den Anfängen des europäischen Städtewesens“ bieten (Vorträge und Forschungen IV, herausgegeben vom Institut für geschichtliche Landesforschung des Bodenseegebietes; Thorbecke, Lindau 1958, 553 Seiten, illustriert). Von der Spätantike bis ins hohe Mittelalter, von der Pyrenäenhalbinsel bis zu den Kaufmannskirchen des Ostens behandeln ausgezeichnete Kenner und Forscher wichtige Kapitel der Stadtentwicklung und kommen dabei zuweilen zu ganz neuen und überraschenden Thesen. Hervorzuheben sind die Beiträge von Schlesinger (dessen „Städtische Frühformen zwischen Rhein und Elbe“ S. 297 auch für unseren Raum anregende Fragestellungen und Methoden bieten), Ammann, Büttner, Petrikovits und Jankuhn. Witholds Beitrag über „Die frühgeschichtliche Entwicklung des Würzburger Stadtplans“ S. 363 ist bei der örtlichen Forschung nicht unwidersprochen geblieben. Der Sammelband macht mit den Methoden und Fragestellungen der neuesten Forschung bekannt und stellt die Einzelarbeit in einen so umfassenden Zusammenhang, daß er künftig für jede Stadt-forschung unentbehrlich sein wird.

Der Bildband „Alte Reichsstädte“ (Die schönen Bücher, Stuttgart 1954, 64 Seiten) bringt nach einer vorzüglichen, knappen Einführung von W i l l y A n d r e a s und einer Liste aller 121 Reichsstädte (S. 16), die auch in ihren Daten einiger Ergänzungen bedürfte, aber in ihrer Art wertvoll als erster Versuch ist, Bilder aus 48 Reichsstädten. Dadurch, daß meistens der Blick auf die Stadtkirche oder einen Turm gewählt ist, entsteht eine gewisse Gleichförmigkeit der an sich gut gelungenen Aufnahmen, auch vermißt man das Typische und Besondere gerade der Reichsstadt und jeder einzelnen Reichsstadt; die Texterläuterungen sind etwas summarisch geraten. Ausführlicher versucht das gleiche Thema R i c h a r d S c h m i d t zu behandeln (Deutsche Reichsstädte, Hirmer, München 1957, 128 Seiten, 200 Abbildungen). Hervorzuheben ist hier die technische und künstlerische Qualität der Aufnahmen von Helga Schmidt-Glaßner, die wirklich der Eigenart und dem Charakter der 42 erfaßten Reichsstädte (in unserem Raum Heilbronn, Wimpfen, Hall) gerecht werden. Dagegen enttäuscht die Texteführung nicht nur durch Flüchtigkeiten des Ausdrucks (S. 5 die Stämme „der Alamannen in Franken“, S. 88 Reichsbesitz „des fränkischen Herzogtums im bayrischen Grenzgebiet“) und durch ein wieder sichtlich unvollständiges Verzeichnis der benutzten Literatur (zwar ist Schröders Lehrbuch der Rechtsgeschichte 1907 genannt, nicht aber das Werk von Planitz 1954 oder Ennen, auch fehlt ein Hinweis, daß das Literaturverzeichnis nur eine geringe Auswahl der benutzten Lokalliteratur darstellt), sondern auch durch den Inhalt, der doch mehr vom Bilde der älteren Literatur als von der heutigen Problematik der Forschung ausgeht. Vgl. dazu S. 82 Hall: Weder das „Dorf“ Hall noch die „Haupthandelsstraße“, weder der „siebentägige“ Jahrmarkt noch die Bezeichnung des Hellers als „Kleingeld“ ist heute mehr haltbar. Wir werden also gut tun, den Text des ausgezeichneten Bildbandes nicht ohne Kritik zu benutzen. Wu.

A u g u s t H a g e n : **Geschichte der Diözese Rottenburg.** Stuttgart: Schwabenverlag. Band I, 601 Seiten, 1956. Band II, 334 Seiten, 1958.

Der „Geschichte der Diözese Rottenburg“, nunmehr in zwei Bänden erschienen, gehen bedeutende Vorarbeiten des Verfassers voraus, die alle Hagen ausweisen als einen der



besten Kenner der neueren Kirchengeschichte Württembergs. Seine „Geschichte der Diözese Rottenburg“, eine Frucht jahrelanger Forschungsarbeit, wird nicht zuletzt auch deshalb von bleibendem Wert sein, weil die für dieses Werk benützten Akten des Kultministeriums 1944 den Flammen zum Opfer gefallen sind.

August Hagen ist von Haus aus Kanonist (von 1935 bis 1945 hatte er den Lehrstuhl für katholisches Kirchenrecht an der Universität Würzburg inne). Somit erklärt sich seine Meisterschaft, die durch die Säkularisation verursachten verwirrenden kirchlichen und staatsrechtlichen Verhältnisse kundig und objektiv darzustellen und das im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts immer wieder erforschte Verhältnis von Staat und Kirche im Zeitalter des Staatskirchentums wissenschaftlich einwandfrei zu beurteilen und bisherige Streitfragen abzuschließen.

Die Diözese Rottenburg, gebildet aus Teilen der alten Diözesen Konstanz, Augsburg, Würzburg und Speyer, „verdankt ihre Entstehung dem Zusammenbruch des alten deutschen Reiches und der Säkularisation am Anfang des 19. Jahrhunderts“ (S. 139). An der Wiege der Diözese standen Aufklärung und Säkularisation. Eindrücklich ist das Verdienst des selbstherrlichen Königs Friedrich betont, dessen unablässigem Bemühen, allerdings völlig verhaftet mit den Ideen des Staatskirchentums, schließlich nach langjährigen Verhandlungen die Errichtung der neuen Diözese mit zu verdanken ist. Wir bekommen Einblick — manche Abschnitte sind Meisterstücke historischer Darstellung — in die geistige Bewegung der Aufklärung und der bedeutendsten Aufklärer, wie Wessenberg, Werkmeister u. a., die Anfänge der theologischen Hochschule (der sogenannten Friedrichsuniversität in Ellwangen) und ihrer Nachfolgerin (1817), der theologischen Fakultät in Tübingen, die staatliche Behörde des Katholischen Kirchenrats, anfänglich eine Hochburg der Aufklärung und des Staatskirchentums, die Gegenströmungen, die von der Romantik, der Sailerische und den bedeutenden Gelehrten der Tübinger Schule ausgingen. Für unseren Vereinsbereich sind bemerkenswert die Zeit des Generalvikariats mit dem Sitz in Ellwangen unter der Leitung des Augsburger Weihbischofs, Titularbischof von Tempe, Stiftsdekan von Ellwangen: Franz Karl von Hohenlohe, ein guter, aber schwacher Prälat, dem als Provikar J. B. Keller zur Seite gestellt wurde (ab 1821 der erste Bischof der Diözese Rottenburg). Nach der Verlegung des Generalvikariats nach Rottenburg (1817) wollte man Ellwangen, das eine der wenigen Praepositurae vere nullius des alten deutschen Reichs war (vgl. E. H. Fischer: Zur kirchlichen Verfassung des Ellwanger Stifts, Ellwanger Jahrbuch XVII, S. 63—84), dadurch auszeichnen, daß man ihm ein Bischöfliches Kommissariat überließ, dem 7 Dekanate mit 122 Pfarreien von Mergentheim bis Gmünd unterstellt waren; es wurde 1819 jedoch wieder aufgehoben. Der 4. Abschnitt des 1. Bandes behandelt die vielfachen Bemühungen, aus der Bevormundung des Staates herauszukommen, das Aufbrechen eines erneuerten kirchlichen Bewußtseins, mitverursacht durch das Kölner Ereignis. „Die Regierung hatte die Grenzen des Rechtes nach eigenem Ermessen gezogen. Damit stieß sie nun mit der hierarchisch aufgebauten Kirche zusammen. Kirchenrecht stand gegen Staatsrecht, lebendiger Geist gegen die moderne Staatstheorie und gegen die ängstliche staatliche Sorge um Sicherheit und Unabhängigkeit.“ (S. 601.)

Der 2. Band, der den Zeitraum von 1848 bis 1900 umfaßt, bringt zur Darstellung das Verhältnis von Staat und Kirche, den Einfluß des Revolutionsjahrs 1848, die Bedeutung der vom Parlament abgelehnten Konvention von 1854. Bemerkenswert sind die Abschnitte: Der Katholizismus und das politische Leben (Kulturkampf, politische Parteien, politische Presse) und Kirche und Schule, Soziale Frage und Caritas, kulturelles Leben, Katholizismus und Protestantismus. Unter den bedeutenden Politikern wird auch Viktor Rembold aus Hall genannt (S. 349), Landtagsabgeordneter für den Bezirk Aalen († 1916, nicht 1918).

Clemens Schorp

**Veröffentlichungen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart.** Reihe A: Vor- und Frühgeschichte. Stuttgart: Silberburg 1956/57.

Heft 1: Hartwig Zürn: Die vor- und frühgeschichtlichen Geländedenkmale und die mittelalterlichen Burgstellen des Stadtkreises Stuttgart und der Kreise Böblingen, Eßlingen und Nürtingen. 40 Seiten, 29 Tafeln, 2 Karten. Grabhügel, Schanzen, Wälle und Höhlen mit ihren Kleinfunden sowie mittelalterliche Anlagen, die zahlenmäßig überwiegen und einen erweiterten Leserkreis sichern, werden vom Verfasser ohne wissenschaftliche Stellungnahme verzeichnet. Die im württembergischen Schrifttum schon ausführlich behandelten römischen Denkmale sind ausgelassen. Die Tafeln mit sehr klaren Zeichnungen und guten Photographien zeigen meist unveröffentlichtes Material, vor



allem der Bronze- und Hallstattzeit, sowie mehrere Viereckschanzen. Vorzüglich ausgestattet und in praktischem Format gehalten ist der die Gründlichkeit des Bearbeiters bezeugende Band für Fachgelehrte, Denkmalpfleger und Heimatfreunde unentbehrlich.

Heft 2: **Gustav Riek: Drei jungpaläolithische Stationen am Bruckersberg in Giengen an der Brenz.** Mit einem faunistischen Beitrag von Florian Heller. 70 Seiten, 15 Abbildungen, 1 Tabelle, 12 Tafeln. Mit diesen Grabungsberichten enthüllt Riek, wie wichtig, sogar entscheidend für das Einstufen von Kulturhinterlassenschaften in Höhlen die Beurteilung der geologischen Ablagerungen ist, in die die Funde eingebettet sind. Diluvialgeologische und naturwissenschaftliche Kenntnisse sind für die Erschließung von Höhlen und das Datieren von Funden unerlässlich.

Heft 3: **Hartwig Zürn: Katalog Heidenheim.** Die vor- und frühgeschichtlichen Funde im Heimatmuseum. 27 Seiten, 46 Tafeln. Das Heimatmuseum Heidenheim verdankt seine Bestände der Sammel- und Pflügetätigkeit von Persönlichkeiten wie E. Gaus, F. Hertlein, E. und K. Bittel sowie der heutigen Betreuer Dr. W. Walz und F. Schneider. Alle Perioden der Menschheitsgeschichte von der Altsteinzeit bis zur alamannischen Zeit sind vertreten. H. Zürn führt diese vielfältigen Bestände erschöpfend an und gibt insbesondere dem reichhaltigen Keramikmaterial einer für die Ostalb typischen Periode der Hallstattzeit den ihm zukommenden Raum. — Die Druckkosten für das in bewährter Ausstattung erschienene Werk haben der Kreisverband Heidenheim, die Stadt Heidenheim und der Heimat- und Altertumsverein Heidenheim E. V. übernommen. Es ist sehr zu begrüßen, daß auch die vor- und frühgeschichtlichen Funde des Keckenburgmuseums in die Reihe dieser Veröffentlichungen aufgenommen werden.

Heft 4: **Hartwig Zürn: Katalog Zainingen.** Ein hallstattzeitliches Grabhügelfeld. 16 Seiten, 36 Tafeln. Das Grabhügelfeld von Zainingen, eines der größten Gräberfelder in Württemberg, ist schon im Jahre 1798 beachtet worden. Die Bestattungen setzen in einer Spätphase der Urnenfelderzeit (Hallstatt A) ein. Die jüngsten Gräber gehören der Späthallstattzeit (Hallstatt D) an. Der am ansprechendsten verzierte Teil der Keramik zeigt den Stil der Alb-Salem-Gruppe. Der Verfasser hat das Gräberfeld chronologisch umrissen und kulturgeschichtlich gewürdigt, wobei er zu neuartigen und bedeutsamen Ergebnissen gelangt. A. H. Nuber

**Sophie Ehrhardt: Hochadelsgräber in der Stiftskirche Öhringen.** (Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie 50.) Stuttgart 1959.

Frau Professor Ehrhardt, die in unserem Jahrbuch über ihre Untersuchungen auf der Kumburg berichtet, konnte 1957/58 auch den Inhalt zweier Sarkophage in der Öhringer Stiftskirche anthropologisch untersuchen. Es handelt sich dabei um die sogenannte Bischofstumba, die neben den Überresten von 7 anderen Personen vor allem das Skelett eines älteren Mannes und einer jüngeren Frau enthielt, vermutlich Vater und Tochter (also nicht den Bischof Gebhard von Regensburg, wie die örtliche Überlieferung annahm), und die Adelheidstumba, in der die Skelette einer älteren Frau (wohl Adelheids, der Mutter Kaiser Konrads II.) und eines etwa 12jährigen Mädchens lagen. Der vorliegende Aufsatz gibt ausführlich den anthropologischen Befund und die fachlichen Folgerungen aus diesem Befund in Zusammenhang mit dem Stiftergrab der Kumburg wieder; es ist zu hoffen, daß wir zur geschichtlichen Deutung dieser Funde in einem unserer nächsten Jahrbücher einen Beitrag werden bringen können. Von besonderem Interesse sind zunächst die Angaben über die Kaiserinmutter Adelheid, die sich nach dieser Untersuchung als zierliche Frau von etwa 154 cm Körperhöhe und einem Alter von etwa 70 Jahren darstellt. Wu.

**Reclams Kunstführer, Band 2. Südwestdeutschland** (Baden-Württemberg, Pfalz, Saarland). Stuttgart: Reclam.

Das Auto läßt die Entfernungen immer mehr zusammenschrumpfen, dies verlangt eine großräumige Anlage auch der wissenschaftlichen Kunstführer. Beides scheint sich gewissermaßen auszuschließen. Immerhin gelang es dem Verlag durch Beziehung zahlreicher Sachkenner, ein brauchbares Handbuch zu schaffen. Die notwendige Kürze übergeht viele Objekte, scheidet andererseits mögliche Fehlerquellen aus, denen der breit angelegte neue „Gradmann“ leider nicht immer entgangen ist. Es wäre unbillig, von dem Buch Leistungen zu erwarten, wie sie Dehio-Gall oder gar die Kunstinventare bieten können, beide sind beschränkt auf räumlich begrenzte Gebiete; der speziell Interessierte wird sowieso zu diesen greifen. Immerhin bieten die geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Angaben dem Benutzer das Wesentliche. Für unser Gebiet werden



die wichtigsten Orte genannt, doch vermißt man zum Beispiel Gnadental, und damit beginnen die Wünsche des sich auf einen engeren Umkreis beschränkenden Benützers. Im allgemeinen sind die kunstgeschichtlichen Angaben inhaltsreicher und genauer als die geschichtlichen. Behandelt werden: Bartenstein, Crailsheim, Creglingen, Fordtenberg, Fraental, Gaidorf, Ingelfingen (das „Zollhaus“ ist ein Parkpavillon; Stadtkirche Langhaus 1594 und 1610, Inneres 1738), Jagsthausen, Kirchberg (leider etwas kurz!), Kumburg, Krauthaim (Edelfreie, nicht Ministeriale!), Künzelsau, Langenburg (Baumeister: Georg Kern), Laudenschalk, Mergentheim, Neuenstein (Stadtkirche Chor 15. Jahrhundert, Schloßzierort und Pavillons eher um 1600, alte Stukkierung vollständig verschwunden), Niedermhall, Niederstetten, Öhringen (Karlsvorstadt ab 1782; Ausstattung von Friedrichsruhe heute in Öhringen und Neuenstein), Schöntal, Schwäbisch Hall, Standorf, Stuppach, Unterregenbach, Vellberg, Waldenburg, Weikersheim. Elisabeth Grünenwald

**Albert Walzer: Meisterwerke der schwäbischen Kunst des Mittelalters.** 42 Seiten Text, 137 Abbildungen, 7 Farbtafeln. Honnef: Peters.

Der vorzüglich ausgestattete Bildband steht am Anfang einer Reihe, die eine Gesamtdarstellung der deutschen Kunst zum Ziele hat. Jeder Band ist in sich abgeschlossen und betrifft ein spezielles landschaftliches und stammesmäßiges Gebiet. Die Bildbände wenden sich vorwiegend an den weiten Kreis der Kunstfreunde.

Der in Württemberg wohlbekannte und geschätzte Verfasser enthält sich daher der Erörterung reich fachwissenschaftlich stilistischer Probleme; er gibt dafür — und dies hebt die Einleitung weit über eine solche gewohnter Art hinaus — an Hand des sorgfältig ausgewählten Bildmaterials eine Entwicklungsgeschichte und Charakteristik der schwäbischen Kunst des Mittelalters, wie sie aus dieser Sicht und in dieser Übersicht bisher fehlte; zugleich behandelt er, ebenfalls mit besonders eindringender Kenntnis, Thematik und Ikonographie und gelangt für die bedeutendsten Werke zu ganz neuen und folgereichen Erklärungen des inhaltlichen Programms. Baukunst, Bildhauerei, Malerei und das seinem künstlerischen Gewicht nach durchaus gleichwertige Kunstgewerbe geben die Grundlagen, auf denen der Verfasser seine Charakteristik schwäbischer mittelalterlicher Kunst innerhalb der Grenzen Württembergs entwickelt. Es ist das „Sowohl als auch“, das „So isch no au wieder“ des Schwaben, das sich nach Walzer auch in seiner Kunst äußert; nebeneinander gehen her Naturgefühl und Symbolik, schonungsloser Realismus und gefühlsbetonte lyrische Züge, nüchterne Geisteshaltung und mystisches Seelenleben, Verhaltenheit im Geistigen und gesteigerte Ausdruckskraft, Strenge im Formalen und erzählerischer Reichtum. Die Extreme, die sich in ürtümlich wirkender, naturhafter Derbheit einerseits und in übersteigter, fast abstrakter Symbolik andererseits äußern, entwickelt der Verfasser aus der Verschiedenheit des bäuerlichen Oberschwaben von dem im herzoglichen Altwürttemberg lebenden „höfischen“ Neckarschwaben und dem urbanen Ulmer Reichsstädter.

Württembergisch-Franken erscheint künstlerisch als Teil Schwabens: Antependium und Radleuchter auf der Kumburg, Krypta in Unterregenbach, Turm der Haller Michaelskirche, Burgkapelle in Krauthaim, Zeitblomaltar auf dem Heerberg bei Gaidorf. Erst im späten 15. Jahrhundert ist in Skulptur und Malerei mainfränkischer und nürnbergischer Einfluß festzustellen.

Leider macht sich auch hier das Vorhandensein einer Landesgrenze hemmend bemerkbar. Aus dem bayerischen Schwaben stammen nur zwei Beispiele: aus Nördlingen und Kloster Heidenheim am Hahnenkamm (nicht Kleinen Hahnenkamm). Der Verfasser bedauert dies aus seiner profunden Kenntnis des Gegenstandes selbst am meisten. Man darf gespannt sein, was Walzer auf gesamtschwäbischem Gebiete zu sagen hat und zu welchen Ergebnissen er hier gelangt. Vor allem freuen wir uns, daß gerade er sich unserer schwäbischen Kunst zugewandt hat und unsere Kenntnis und unseren Eindruck von ihr auf diese Weise erweitert und bereichert hat. Elisabeth Grünenwald

**Werner Fleischhauer: Barock im Herzogtum Württemberg.** 345 Seiten, 204 Abbildungen. Stuttgart: Kohlhammer 1958.

Der Verfasser legt hier die Frucht seiner jahrelangen Forschungen vor. Welches Maß an entsagungsvoller Kleinarbeit das bedeutet für eine Zeit, deren Überlieferung ungleich und nicht immer eindeutig ist und die in ihren Anfängen noch keine Höchstleistungen hervorbrachte, vermögen am besten die Fachgenossen zu beurteilen. Fleischhauer gibt ein „Charaktergemälde“ der altwürttembergischen Kunst von 1638, dem Jahre der Rückkehr des Herzogs Eberhard III., bis 1737, dem Todesjahr Karl Alexanders. Alt-



württemberg bildet damals geistig, politisch und konfessionell ein geschlossenes, ja vielfach abgeschlossenes Gebiet. Drei Elemente bestimmen seine spezifische Kunst- und Geisteshaltung: politisch der aufsteigende Absolutismus, geistig der Pietismus, wirtschaftlich die Überwindung der Nachwirkungen von 30jährigem Krieg und Franzoseneinfällen. Auffallend ist die große Zahl tüchtiger einheimischer Handwerker, von denen einzelne an ihren Aufgaben und auch unter Anleitung auswärtiger Meister zum Künstlertum aufsteigen, ohne doch ihre soziale Stellung wesentlich zu verändern. Mit Beginn des 18. Jahrhunderts krönt der Ludwigsburger Schloßbau diese Epoche mit einer großen Leistung, und Architekten wie Bildhauer gewinnen eine einzigartige künstlerische Stellung. Doch bleibt es, wie der Verfasser betont, schwierig, aus den Angaben von Namen, Beruf und Auftrag auf die künstlerische oder auch nur kunsthandwerkliche Qualität vieler heute verlorener Werke zu schließen. Enttäuschungen, aber auch Überraschungen bleiben nicht aus. Für Württembergisch Franken ist es von Interesse, daß freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen mehrfach dazu führten, daß Künstler und Kunsthandwerker des württembergischen Hofes an die hohenloheschen Residenzen, an die Reichstadt Hall oder die Ordensstadt Mergentheim ausgeliehen wurden. Hier nur einige Beispiele: Joh. Jak. Börel arbeitete in Ingelfingen, Weikersheim, Neuenstein, Bühler (falls Johann) in Weikersheim, Lucca Antonio Colomba in Schöntal, Andreas Galassini in Riedbach, Thomas Gavoni in Hall, Jo. Mich. Maucher in Neuenstein, Leopold Retti und Pietro Scotti in Kirchberg, Heinrich Schickhardt in Adolzfurt, Bartenstein, Bellershausen, Friedrichsruhe, Herrentierbach, Kupferzell, Langenburg, Neuenstein, Öhringen, Pfedelbach, Schillingsfürst, Waldenburg, Weikersheim, Jo. Wilh. von Zocha in Gerabronn. Den Rathausbau in Hall weist der Verfasser aus zwingenden stilistischen Gründen Eberhard Friedrich Heim zu; dem Einwand, daß nicht er, sondern sein Oheim Joh. Ulrich in den Verhandlungen genannt wird, begegnet er mit dem Hinweis auf die Gepflogenheit der Zeit, den Bauführer, der finanziell verantwortlich war, in den Vordergrund zu stellen. Und ein neues Ergebnis für die hohenlohesche Kunstgeschichte: Hans Jakob Sommer aus Künzelsau arbeitete die Engel in der Kapelle zu Schloß Stetten.

Elisabeth Grünenwald

**Bayerische Kunstdenkmale**, herausgegeben von Heinrich Kreisel und A. Horn. Kurzinventare: I. **Die Stadt Augsburg**, bearbeitet von T. Breuer. II. **Stadt und Landkreis Ansbach**, bearbeitet von G. P. Fehring, Deutscher Kunstverlag, München 1958.

Eines der brennendsten Probleme der Denkmalpflege, nämlich die Entscheidung zwischen ausführlichen und daher langsam erscheinenden regulären Kurzinventaren oder weniger ausführlich und in kurzen Zeitabständen zu veröffentlichenden Kurzinventaren, hat das bayerische Landesamt für Denkmalpflege unter Heinrich Kreisel entschlossen im letzten Sinne in Angriff genommen. Das Ergebnis: Im Dezember 1957 erschien der erste, im Mai 1958 der zweite Band. Der wesentliche Unterschied zu den bisherigen Kurzinventaren liegt in dem Verzicht auf Quellenstudium, auf Fotobildung und auf eine kunsttopographische Übersicht; jedoch wird jedes Objekt aufgenommen und beschrieben, die wichtigsten durch hervorragende Grund- und Aufrisse (Dr. W. Meyer) erläutert; ein Künstlerregister schlüsselt den Inhalt auf. Die Einleitung kennzeichnet die geschichtliche Situation, außerdem sind bei den einzelnen Objekten die wichtigsten geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Daten aufgeführt. Hinweise auf die Volkskunst sind ebenfalls aufgenommen. Da das reguläre bayerische Denkmälerwerk erst in etwa 60 Jahren abgeschlossen sein wird, verkleinern diese hoffentlich in rascher Folge erscheinenden Kurzinventare (während die Arbeit an den Hauptinventaren weitergeht) die kunsttopographische terra incognita. Darüber hinaus sind sie wichtigstes Handwerkszeug für diejenigen, denen der neu aufgelegte Dehio-Gall noch zu wenig ausführlich ist. Zum Vergleich: Stadt Augsburg Kurzinventar 100 Seiten, bei Dehio-Gall (Östliches Schwaben) 20 Seiten. Geplant sind für 1958 die Bände Stadt und Landkreis Bayreuth, Stadt und Landkreis Kulmbach und Stadt Nürnberg. Es wäre zu wünschen, daß das bayerische Beispiel in Württemberg Schule machte. Wir dringlich sind Kurzinventare für die Kreise Öhringen, Künzelsau und Mergentheim; der reguläre Denkmälerband des Kreises Mergentheim ist seit Jahren angekündigt. Zum Band Ansbach ist zu bemerken, daß die künstlerischen Beziehungen zu Württembergisch-Franken besonders eng sind; es sei an die in Hohenlohe tätigen Baumeister Retti und Steingruber erinnert sowie an die zeitweise lebhaftige Tätigkeit ansbachischer Maler, Bildhauer und Kunsthandwerker im 18. Jahrhundert in unserem Raume. Elisabeth Grünenwald



H. Röhm: **Die Vererbung des landwirtschaftlichen Grundeigentums in Baden-Württemberg.** (Forschungen zur deutschen Landeskunde, Band 102.) 102 Seiten, 8 Anlagen. Remagen 1957.

Der Strukturwandel der Landwirtschaft beschäftigt heute den Politiker und den Volkswirt. Eine Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse herbeizuführen, ist eine wesentliche Aufgabe unserer Regierung. Durch eine neue Agrarverfassung sollen Schädigungen unterbunden werden. Um ein klares Bild über die heutigen Zustände zu bekommen, sind wissenschaftliche Voruntersuchungen notwendig. Zu einer solchen zählt die vorliegende Arbeit. Sie behandelt die Frage, wie weit und wo geschlossene Vererbung und freie Teilbarkeit in Württemberg herrschen. Darüber wurden bereits Vorarbeiten geleistet, man begnügte sich aber bei den früheren Untersuchungen „mit einem relativ oberflächlichen Überblick“. Daher sollte zunächst eine klare Übersicht über die Handhabung in den einzelnen Landesteilen gewonnen werden. In Karten und statistischen Listen wird ein anschauliches Bild des heutigen Zustandes gegeben.

Dabei ergibt sich für unser Gebiet, daß hier die geschlossene Vererbung überwiegend vorherrscht; das anschließende Bauland und das westliche Tauberland gehören zu den Misch- und Übergangsbereichen. Aus dem Kartenbild geht hervor, daß in den einzelnen hohenlohesischen Städten, so in Waldenburg, Niederstetten, Kirchberg, Weikersheim nur die größeren Höfe sich ganz vererben, während die kleineren sich aufteilen. Die Verhältnisse sind aber in allen Orten die gleichen, in denen — typisch für Hohenlohe — der Handwerkerstand vorherrscht, so in allen Städten, also nicht nur den oben angeführten, und allen Großortschaften der Talsiedlungen. Hier stimmt das Ergebnis im Erhebungsbogen nicht, wie ja heute ein solcher keine zuverlässige Unterlage mehr für wissenschaftliche Arbeiten darstellt. Ein Kapitel, das die historische Forschung besonders interessiert, beschäftigt sich mit der „Landwirtschaftlichen Erbgewohnheit in Südwestdeutschland“. Der Verfasser kommt auf Grund seiner Beschäftigung mit den vorhandenen Veröffentlichungen zu folgendem Ergebnis (S. 69): „Wenn man in den verschiedenen Quellen nachforscht, welche Erbform in den einzelnen Gebieten als die ursprüngliche zu gelten hat — die geschlossene Übergabe oder die Aufteilung des Landes unter alle Erben —, steht man in Baden-Württemberg erneut vor dem Dilemma entgegengesetzter Meinungen.“ Das kann nicht anders sein. Es fehlen wirklich alle Vorarbeiten, die auf eingehenden Archivarbeiten beruhen. In einem Gebiet wie Hohenlohe, das heute eine der wenigen Landschaften mit vorwiegend bäuerlicher Struktur ist, hat noch nie jemand die Erbteilungen, noch nie jemand die Dorfordnungen auf die durch ein Gewohnheitsrecht und nachfolgende staatliche Anerkennung festgesetzte Zahl der Höfe untersucht, denn nicht der Grundbesitz wurde vererbt, sondern allein der Hof. Erst wenn einmal in wirklich geschlossenen bäuerlichen und ehemals einheitlichen grundherrschaftlichen Territorien gründliche Studien gemacht werden, kann der spekulativen Betrachtung solcher Fragen, die heute das Feld beherrschen, mit wirklich wissenschaftlichen Ergebnissen gegenübergetreten werden.

Karl Schumm

### Gymnasialmatrikeln.

Welchen reichen Ertrag nicht nur die Personengeschichte, sondern auch die Geistesgeschichte aus den Gymnasialmatrikeln zu ziehen vermag, das beweist auch die vorbildliche Ausgabe der Matrikel von Koburg, die nunmehr abgeschlossen vorliegt (Die Matrikel des Gymnasiums Casimirianum Academicum zu Coburg 1606—1803, Veröff. d. Ges. f. fränk. Geschichte IV, 6, bearbeitet von Curt Hoefner, 4 Lieferungen, vgl. Württ. Franken 1957, 209). Das Verzeichnis der Herkunftsorte der Schüler gibt ein Bild von der erstaunlichen Anziehungskraft dieses vormals so berühmten Gymnasiums. Wir finden hier genannt: Backnang (1 Schüler), Creglingen (1), Künzelsau (2), Dörzbach (1), Haltenbergstetten (1), Heilbronn (1), Hornberg (1), Ingelfingen (2), Niedernhall (1), Oberstetten (1), Hall (1), Wachbach (1), Weikersheim (6). Außerdem stoßen wir auf nicht wenige Schüler, die zwar herkunftsmäßig keine Landsleute von uns sind, die aber nachmals als Beamte, Pfarrer usw. hier ansässig geworden sind. Beiläufig sei hervorgehoben, daß auch Goethes Vater Schüler des Casimirianum war.

Georg Lenckner

Auch die „Matrikel des Gymnasiums Bayreuth“ ist 1948—1950 von Otto Veh in 3 Teilen (1664—1700, 32 S.; 1701—1750, 28 S.; 1751—1813, 42 S.) als wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums herausgegeben worden. Dabei sind die eingetragenen Schüler, die vorwiegend dem oberfränkischen Hinterland entstammen, in jedem Heft in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt; ergänzende biographische Angaben ermöglichen ein Urteil darüber, was aus den Schülern des akademischen Gym-



nasiums geworden ist. Leider vermag das von Max Doellner herausgegebene „Schülerverzeichnis der Neustädter Fürstenschule“ (o. J., 56 S.) nicht in gleicher Weise Einblick in die Auswirkung und das Zuzugsgebiet dieser Anstalt zu geben, obwohl gerade die Schule von Neustadt an der Aisch zeitweilig weit über die territorialen Grenzen hinaus Beachtung fand, weil sie der damals modernen pädagogischen Richtung von A. H. Francke angehörte und berühmte Lehrer besaß. Der Herausgeber hat von den 2949 Schülern, deren Namen 1730 bis 1822 in der anscheinend schlecht verwahrten Matrikel genannt sind, nur 783 namentlich angeführt, so daß die Möglichkeit entfällt, die regionale und soziale Struktur der Schule so zu untersuchen, wie das bei Koburg oder Bayreuth möglich ist. Für uns ergibt sich die Frage, ob nicht auch unsere alten Gymnasien, besonders Hall, dessen Auswirkung zeitweilig ebenfalls ziemlich weit reichte, an eine Veröffentlichung ihrer alten Matrikeln gehen sollten. Wu.

**Wolfram Fischer: Das Fürstentum Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung** (= Tübinger Studien zur Geschichte und Politik Nr. 10). 256 Seiten. Tübingen: J. C. B. Mohr 1958.

Die Dissertation, die diesem Buch zugrunde liegt und die im Jahrbuch 1951/52, S. 334, von G. Wunder besprochen wurde, ist, wie Verfasser im Vorwort sagt, 1955 für den Druck umgearbeitet und wesentlich gekürzt worden. Soweit Rezensent beurteilen kann, gelten die in jener Besprechung erhobenen Einwände auch jetzt noch. Gewiß ist das Buch, das einen bisher kaum bearbeiteten Abschnitt der hohenloheschen Geschichte behandelt, eine wertvolle Materialsammlung, für die man nur dankbar sein kann. Trotzdem kann man dem Verfasser einige Beanstandungen nicht ersparen. Vielfach vermißt man z. B. die Vornamen der auftretenden Persönlichkeiten („Kammerrat Höfner“, „Hofrat Breyer“, „Obersuperintendent Hick“ u. a.). „Das Ordenland Mergentheim“ ist wohl nur Druckfehler, aber „Teile . . . des Erzbistums Mainz“ statt „des Erzstifts“ hätte nicht durchgehen dürfen. Obwohl Verfasser auf S. 11 f. sehr gut die Schwierigkeiten herausstellt, mit denen diese kleinen Landesherren zu kämpfen hatten, fehlt es im weiteren Verlauf doch nicht selten an nötigen Verständnis für den Kleinstaat. Und doch wieder hebt Verfasser selbst auf S. 29 hervor: „Zeitgenossen behaupteten, daß ihre [scil. der Fürsten Christian und Karl Ludwig von Hohenlohe-Langenburg] Untertanen zu den glücklichsten Bewohnern Deutschlands gehörten.“ Es war also doch — analog dem bekannten Wort „Unterm Krummstab ist gut wohnen“ — nicht unbedingt ein Unglück, in einem Kleinstaat zu leben. Eduard Vehse ist wahrlich kein zuverlässiger Gewährsmann — hat man übrigens schon versucht, seine Geschichte der deutschen Höfe auf ihre Glaubwürdigkeit zu untersuchen, wie das z. B. mit den Memoiren des Ritters Karl Heinrich von Lang geschehen ist? —, aber sehr beachtenswert ist jedenfalls, daß Vehse selbst betont, er habe von den Höfen dieser kleinen hohenloheschen Herrn zu Langenburg und Kirchberg wenig oder nichts Aufzeichnenswertes gefunden (S. 29), also auch nichts, was seine chronique scandaleuse hätte bereichern können. Die Quadratmeilen (S. 6) hätten in Quadratkilometer umgerechnet werden müssen. Was versteht Verfasser unter der Kirchenordnung von 1533? S. 17 müßte der „Stiftsgeistliche“ durch „Stiftsprediger“ ersetzt werden. Die beiden „Theologen“ (S. 17) am Öhringer Gymnasium und der „geistliche Hofmeister“ am Hof zu Kirchberg (S. 32) sind mißverständlich; sie lehrten nicht als Theologen, sondern als Kenner der klassischen Sprachen. Der „kaiserliche Notar“ (S. 17) in Öhringen erweckt den Eindruck, als wäre er ausdrücklich vom Reich dorthin verordnet gewesen. Die S. 22 beschriebene Öhringer Hofbibliothek ist durchaus beachtlich. Daß Herder und Kant nicht vertreten waren, wird Verfasser dem kleinen Hof nicht im Ernst als Bildungslücke anrechnen; auch an größeren Höfen hätte man wohl vergeblich nach den beiden Großen gesucht.

Trotz diesen Ausstellungen bedauern wir, daß dem Verfasser nicht auch die Archive der Linien Langenburg und Bartenstein zugänglich waren und er darum sein Bild der hohenloheschen Höfe nicht vervollständigen konnte. Es wäre auch wünschenswert, daß von den anderen, zum Teil gründlicher gearbeiteten Dissertationen aus dem Hohenloheschen Archiv etwas im Druck vorgelegt würde. Georg Lencker

**Paul Swiridoff: Hohenlohe.** 135 Seiten. Schwäbisch Hall: E. Schwend 1958.

Hohenlohe, „das Land der Burgen und Schlösser“, wurde in den letzten Jahren mehrfach in Bildbänden erfaßt. Ihr repräsentativster ist der nun vorliegende von Paul Swiridoff mit 79 vorzüglichen Abbildungen. Erfreut bemerkt man, daß der Photograph auf photographische Akrobatik weitgehend verzichtet hat; es ist nicht notwendig, durch Gitter eine



klare Architektonik anzuschauen. Eine unbefriedigende Ausnahme ist die Aufnahme des Schöntaler Treppenhauses. Der Blick wird nicht, wie der Architekt es wollte, nach oben geführt; hier wirkt die photographische Sicht verzerrend. 16 Bilder bringen Motive aus Hall und seiner Umgebung. Das hat bereits mehrfach den Anlaß zu der Frage gegeben, ob man die Reichsstadt zu Hohenlohe zuzurechnen habe, zumal ja schon ein Bildband des gleichen Photographen ausschließlich ihr gewidmet ist. Der Text des Bandes, verfaßt von Rudolf Schlauch, verneint dies merkwürdigerweise, wenn es Seite 117 heißt: „Hohenlohe ist ein dynastischer, kein geographischer Begriff.“ Nun aber ist Hohenlohe ein Begriff im Fremdenverkehr geworden, und in diesem Sinne gehört Hall in den Bildband, der in erster Linie für die Werbung geschaffen wurde. Der Text gibt sehr allgemein gehaltene Erklärungen zu den Bildern; daß er in seinen Bezeichnungen oft überschwänglich sein muß, ist der gebräuchlichen Art der Fremdenwerbung zuzuschreiben. Im Text wird auch der besonderen Kultur des hohenloheschen Bauern gedacht, Seite 119: „Land der Bauern“ und Seite 124 wird auf die „altfränkische Bauweise“ der Bauerndörfer und Einzelgehöfte hingewiesen. Die Bilder jedoch, die gezeigt werden, haben mit Bauernkultur in Hohenlohe nichts zu tun. Es sind „malerische Winkel“, wie sie in ganz Europa zu finden sind, aber nicht im geringsten das hohenlohesche Bauerntum weder in seiner Vergangenheit noch in seiner Gegenwart darstellen. Im Hinblick darauf hätte man gerne auf die 16 Bilder aus Hall verzichtet und dafür solche gewünscht, die nicht das Allbekannte und oftmals Dargestellte in Hohenlohe wiederholen, sondern die seine besondere Eigenart zeigen.

Karl Schumm

**Die Plassenburg.** Eine Schriftenreihe für Heimatforschung und Kulturpflege in Ostfranken. Herausgegeben im Auftrage des Vereins „Freunde der Plassenburg“.

Der Verein verzichtet auf eine periodisch erscheinende Zeitschrift, sondern gibt in geschlossener Form kleinere Abhandlungen heraus, die ein historisches Gebiet im Sinne von Heimatforschung und Kulturpflege behandeln. Jedes Büchlein hat seinen eigenen Inhalt, der Käufer kann sich auf die Abhandlung beschränken, die sein Interesse erweckt. In Ausstattung und Form sind die bereits erschienenen Hefte vorbildlich.

Band 5 und 10: Hellmut Kunstmann: **Burgen in Oberfranken.** 1. Teil: Die Burgen der edelfreien Geschlechter im Wiesentgebiet. 1953. 160 Seiten. 2. Teil: Die Burgen der edelfreien Geschlechter im Obermaingebiet. Mit einem Anhang: Typologie der ostfränkischen Burgen. 1955. 204 Seiten. Die Versuche, Burgenbücher über Großräume hinweg zu verfassen, alle Burgen Deutschlands in eine Veröffentlichung aufzunehmen, haben immer etwas Unbefriedigendes. Es bleibt dabei immer bei einer Listenform; das Charakteristische der Burg kann hier nie hervortreten. Um so erfreulicher ist es, wenn für territorial geschlossene Landschaften Abhandlungen über die typischen Burgen des Raumes entstehen, wie es in der vorliegenden Reihe geschehen ist. Durch Abbildungen des heutigen Zustandes und historischer Bilder gewinnt man ein anschauliches Bild von den Burgen. Ein Versehen des 1. Bandes, der die Schlüsselburger bei Untergröningen statt bei Markgröningen ansetzt, wurde im 2. Band, Seite 172, berichtigt. Sehr begrüßt werden die abgebildeten Grundrisse der Burgen. In der Abhandlung über die Typologie der ostfränkischen Burgen werden die neuesten Forschungsergebnisse berücksichtigt, doch ist nun hier wieder der behandelte Raum zu klein, um grundlegende Erkenntnisse erzielen zu können.

Band 9: Heinrich Thiel: **Studien zur Entwicklungsgeschichte der Markgrafkirchen.** 1955. 71 Seiten, 16 Abbildungen. Der Begriff „Markgrafkirchen“ umfaßt die protestantischen Kirchen, die vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unter besonderer Gestaltung eines einheitlichen Altar-, Kanzel- und Orgelaufbaues errichtet wurden. Sie sind im ganzen mitteldeutschen Raum im Gebrauch gewesen und wurden sowohl im Gebiet der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach, als auch in Hohenlohe in einer Art staatlich gelenkter Architektur errichtet. Der Verfasser gibt einen Überblick über die Entwicklung dieser Kirchen und untersucht vor allem auch die Anlagen der Emporen. Er beschränkt sich auf den Kirchenraum in der Markgrafschaft Bayreuth, „der um eine Nuance verschieden ist“ von den Ansbacher Kirchen. Eine Gesamtwürdigung dieser Kirchen, ganz aus dem Geist des Protestantismus und der kirchlichen Musikkultur des 18. Jahrhunderts entstanden, fehlt immer noch. Vor allem ist es bemerkenswert, daß die wenigen noch vorhandenen Kirchen dieses Stiles bei uns (Eschelbach, Kirchensall, Orendelsall, Unterheimbach, Amlshagen) noch keinen Bearbeiter gefunden haben. Im Hinblick auf die vorliegende, reich bebilderte Abhandlung vermißt man dies besonders.



Band 13: **Fränkisches Handwerk**, Beiträge zu seiner Geschichte, Kultur und Wirtschaft. Unter Mitarbeit von August Jegel, Heinrich Kohlhausen, Karl-S. Kramer, Kurt Pilz, Fritz Popp, Werner Schultheiß und Johannes Bischoff, herausgegeben von Georg Fischer. 1958. 159 Seiten, 35 Abbildungen. Eine Gemeinschaftsarbeit der im Titel angeführten Autoren, die durch das Bewußtsein zusammengehalten werden, daß dem Handwerk eine ungebrochene Lebenskraft innewohnt, die allen geschichtlichen Wandel überdauert hat. Georg Fischer behandelt die Würzburger Gesellenrevolution von 1724, die insofern auch zu unserem Gebiet Beziehungen hat, als der Urheber des Aufstandes gegen eine allzu enge Zunfttherschaft der Schuhmachergeselle Johann Michel Brunner aus Mergentheim war. Der Verfasser betont den Sinn seines Versuches, „eine lokale Begebenheit in den größeren Zusammenhang einzuordnen“, und so ist besonders diese Arbeit ein Beispiel, wie die Lokalgeschichtsforschung die historische Forschung befruchtet und veranschaulicht. Heinrich Kohlhausen schreibt über die Büchsenmacher des 17. Jahrhunderts in Koburg, Kronach und Kulmbach. Diese Arbeit kann auch unsere Forschung beeinflussen, da die Büchsenmacher, die in jeder unserer Städte, vor allem auch in den hohenedeloheschen Residenzen ihr Handwerk ausübten, noch keinen Bearbeiter gefunden haben. Der Beitrag von Kurt Pilz „Die Darstellung des Handwerkers in der Kunst Frankens“ ist ein Auszug aus einer bereits 1943 gedruckten Abhandlung. Sie beschränkt sich in ihrem Umfange ganz auf das bayrische Franken. Die Volkskunde berührt der Aufsatz von Karl-S. Kramer „Bauhandwerkerbräuche in Mainfranken, insbesondere der Niederfall“. In ihm begegnet uns die merkwürdige Tatsache, daß im Raume zwischen Hohenlohe und der Oberpfalz, vom Taubertal bis zum Ries die „Niederfälle“ als das Ernteschlußfest gefeiert wird, während im Raume um Würzburg diese Bezeichnung dem Richtfest der Handwerker gegeben wird. August Jegel widmet dem „Metzgerhandwerk im alten Rothenburg“ seinen Aufsatz, dessen Material er dem Stadtarchiv in Rothenburg entnahm. Auf Grund der reichsstädtischen Ordnungen kann Werner Schultheiß den Artikel „650 Jahre Hafnerei in Nürnberg“ schreiben. Johannes Bischoff steuert den Aufsatz „Zunft und Handwerksiegel“ bei, den er im Untertitel „Grundsätzliches zur Erforschung der nachmittelalterlichen Zunftsiegel“ bezeichnet. Abschließend berichtet Fritz Popp über „Das Handwerk in Oberfranken“ in der neuesten Zeit. Karl Schumm

Band 12: **Karl Sitzmann: Künstler und Kunsthandwerker in Ostfranken**. Kulmbach 1957. 626 Seiten. Diese umfangreiche Arbeit will in der Hauptsache die Gebiete des ehemaligen Fürstentums Brandenburg-Bayreuth und des Hochstifts Bamberg erfassen, greift aber auch immer wieder herüber auf Württembergisch Franken, sei es daß engere Landsleute von uns drüben arbeiten oder daß Künstler von drüben Werke bei uns hinterlassen haben. Von solchen seien genannt Chrph. Dan. Arzberger (Kupferstecher aus Creglingen), Erh. Barg (arbeitet für Koburg), der Stukkator Hans Hirsch aus Gaildorf, der Bildhauer Mich. Kern aus Forchtenberg, der Stück- und Glockengießer J. Ludw. Lösch aus Crailsheim, der Maler Alex. Macco aus Creglingen, der bayreuthische Hofgärtner Ludw. Dietr. Seger aus Unterlimpurg, der Kantengießer Sebast. Seufferheld in Nürnberg (Haller Bürgerssohn), der Porzellanmaler (Fayencemaler) J. Leonh. Uz aus Crailsheim, der Kartograph J. Gg. Vetter (Pfarrerssohn von Mariäkappel-Leukershausen) und sein Bruder J. Ludwig, der Maler Wilh. Ziegler aus Creglingen; Seite 230 wird ein Steinmetz Peter von Creglingen (1413) erwähnt. Auf der Korbung arbeitet auch Balth. Esterbauer, für Schöntal J. Leonh. Dinzenhofer. Georg Lendcker

**Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1957/58**. Herausgegeben von der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde. 222 Seiten. Stuttgart: Kohlhammer.

In vierzehn Beiträgen dieses Jahrbuchs entfaltet sich vor den Augen des Lesers eine Fülle geleisteter sorgfältigster volkskundlicher Arbeit in weitgespanntem Rahmen. Dieter Narr „Zur Stellung des Pietismus in der Volkskultur Württembergs“ untersucht als Volkskundler, wie sich der Pietismus in die Volkskultur einordnen lasse, insbesondere in die württembergische Volkskultur. Er weiß, daß das Letzte in der Geistesgeschichte eines Volkes uns nicht zugänglich ist, und so geht er behutsam und mit spürbarer Ehrfurcht als ein persönlich dem Humanismus zugetaner Forscher an die Arbeit, im Staunen vor dem Wirken der Geschichte und ihrem Geheimnis, um mit seinen Worten es auszudrücken. Er zeigt auf, wie der Pietismus „Breitenwirkung hatte und auch etwas von seinem Geist da und dort in das Lebensblut des Volkes eingegangen ist“. Als komplexe Größe, bei der einem bald die Lust vergehen muß, den Normalpietisten zu konstruieren, wird der Pietismus kurz umrissen dargestellt, angefangen von seiner keimhaften Vorbildung im 16. und 17. Jahrhundert, in seiner Verwandtschaft mit der Aufklärung und



in seiner Affinität zum württembergischen Volkscharakter, obschon sich die pietistische Frömmigkeit nicht so ganz leicht in das Wesensbild der Volksfrömmigkeit einzeichnen lasse. Der Verfasser versteht es meisterhaft, die Stellung des Pietismus zur Kultur, zum Naturgefühl, zur festlichen Hälfte des Lebens, zur Alltagsitte aufzuzeigen und die separatistischen, enthusiastischen, nüchternen und praktischen Züge aufzuzeigen und zuletzt auch noch eine knappe Beurteilung soziologischer, historischer, psychologischer Erklärungsversuche zu geben. — Die Untersuchung von Hannelore Roth über Aussagen der Stuttgarter Tageszeitungen 1785 bis 1955 zu gegenwärtigen volkstümlichen Verhältnissen verdient auch für das fränkische Gebiet fortgesetzt zu werden. — In seiner Studie „Martin und Niklaus“ stellt Helmut Dölker heraus, wie es „zu einer Scheidung des württembergischen Landes in eine große Niklaus-, eine kleinere Martinsprovinz und zur Ausbildung eines sehr großen Übergangsgebiets“ gekommen ist. Erstmals wurden bei solcher Untersuchung Erhebungen über Gebäckformen am Martins- und Niklaustag einbezogen, nach welchen sich als festgeschlossenes Niklausgebiet das Land zwischen Bodensee und Donau ergab, mit Fortsetzung nördlich der Donau etwa über das Ulmer Land nach Norden bis nahe an die schwäbisch-fränkische Sprachgrenze bei Ellwangen und im Martinsgebiet auch im Gebiet von Mergentheim, Künzelsau, Weinsberg und Neckarsulm. Altwürttemberg ist im wesentlichen Raum des Übergangs, wo der „Pelzmärte“ umzieht. Es wird festgestellt, „daß der Martinstag in der Frühzeit der Christianisierung im gesamten Gebiet des heutigen Württemberg zu den höchsten Feiertagen gehört hat“, bis durch die große Ausbreitung der Verehrung des heiligen Nikolaus, durch die Bewegung von Cluny und Hirsau, der heilige Martin verdrängt worden ist. Nikolaus war der Zeithelige des 12. und 13. Jahrhunderts. Zu den kleineren Flächen, wo Nikolaus nicht verehrt wurde, gehört u. a. das Waldland zwischen Murrhardt, Mainhardt und Gaildorf, zwischen Waldenburg, Neuenstein und dem Kocher bei Künzelsau und der Streifen über Schrozberg, Schmalfelden zur Landesgrenze. So führen Martin und Nikolaus, volkskundliche Tatsachen noch unserer Zeit, zurück in die „Jahrzehnte gewaltiger religiöser Bewegung und politischer Kämpfe“, wobei es scheint, daß „die nördlichen Landstriche in ihrer fränkischen Art und Überlieferung sich dem heiligen Martin enger verbunden fühlten als die alemannischen Teile südlich der Scheidelinie“. — Auch die Arbeiten von Heiner Heimberger über Frauenkrankheiten in der mittelalterlichen Volksmedizin und von Karl Hillebrand und Adolf Schahl zur Hausforschung seien aus dem vielseitigen und anregenden Jahrbuch hervorgehoben.

Jakob Rudolf Frank

Hermann J. Hüffer: **Sant'Jago**. Entwicklung und Bedeutung des Jakobuskultes in Spanien und dem Römisch-Deutschen Reich. 88 Seiten, 8 Tafeln. München: Oldenbourg 1957.

Santiago de Compostela war im Mittelalter nächst Rom und Jerusalem das wichtigste Wallfahrerziel; der Kultus des Apostels Jakobus verbreitete sich in Deutschland besonders seit der Zeit der Kirchenreformbewegung. Der Verfasser gibt einen Überblick über die Entwicklung des Jakobuskultes und der Santiago-Wallfahrt im Mittelalter. Dabei wählt er seine eindrucksvollen Beispiele hauptsächlich aus dem bayrischen Raum. Den Jakobskirchen in Bamberg (S. 45, 55), Würzburg (S. 44) und Rothenburg (S. 74) möchten wir noch im fränkischen Raum die Jakobskirchen in Hall, Niederstetten, Oppenweiler, Schainbach, die Kapellen in Heilbronn, Tiefenbach, Unterdeufstetten, das Konpatronat auf der Stöckenburg und die Altäre in Weinsberg und Öhringen zur Seite stellen (vgl. Hoffmann, Kirchenheilige). Zu den Jakobimärkten in München (S. 80) und Augsburg (S. 82) kommt der noch bestehende in Hall. Diese wenigen Beispiele aus dem württembergischen Franken zeigen, daß sich eine eigene Untersuchung über das Jakobspatronat auch bei uns verlohnen würde, ganz abgesehen von den vielen schwäbischen Jakobskirchen und Altären und der Beliebtheit des Volksnamens „Jockele“. Deshalb verdient Hüffers wertvolle Schrift auch bei uns Beachtung.

Wu.

**Hohentwiel**. Bilder aus der Geschichte des Berges. Herausgegeben von der Stadt Singen (Hohentwiel) durch Herbert Berner. 400 Seiten, 46 Tafeln, 19 Abbildungen. Konstanz: Thorbecke 1957.

Der geschmackvoll ausgestattete, repräsentative Sammelband, der neunzehn Forscher aus Singen, Süddeutschland und Österreich (unter ihnen Theodor Mayer, Franz Beyerle, Max Miller, Otto Feger, Hans Jänichen u. a.) vereinigt und in teilweise sehr wertvollen Einzelbildern ein doch sehr zusammenhängendes, vor allem wohltuend weiträumiges Geschichtsbild der Veste wiedergibt, interessiert den Freund württembergisch-fränkischer



Geschichte deshalb, weil er auch einen Beitrag aus der Feder des Meersburger Stadtarchivars **Adolf Kastner** über den „Geschichtsschreiber und Volksschriftsteller **Ottmar Friedrich Heinrich Schönhuth**, Pfarramtsverweser auf Hohentwiel (1830—1837)“ enthält (S. 280—322). Kastners Arbeit ist ein höchst wertvoller Beitrag zur Lebensgeschichte Schönhuths, zumal sie urkundliches Material aus dem Landeskirchlichen Archiv in Ludwigsburg/Stuttgart und dem Schiller-Nationalmuseum in Marbach verwertet hat. Zwar vermerkt der Verfasser selbst, daß möglicherweise noch weiteres Material „an anderen öffentlichen und privaten Stellen“ lagere, vor allem in dem ihm unzugänglichen Familienarchiv (dessen Schätze die biographische Skizze des Rezensenten im „Frankenspiegel“, 6, 1954, Nr. 22, mit verarbeiten konnte), darf auf der anderen Seite jedoch gewiß sein, viele bislang unbekannt Einzelheiten zum Lebensgang dieses vielschreibenden und vielwirkenden Mannes beigezeichnet zu haben. Wobei wir nicht verkennen wollen, daß selbstverständlich „actenmäßige Nachrichten“ und Behördengutachten — damals wie heute — nicht immer den Nerv des geistigen Lebens treffen und festlegen; daß Schönhuth seine erste theologische Dienstprüfung nur „mit mäßigem Erfolg“ (IIIb) erstanden hat, will für seine Bedeutung als Persönlichkeit und Wissenschaftler, für seine eigentlich geschichtliche Leistung also gar nichts besagen. Kastner indes distanziert sich hier vor der sichtenden, wertenden Aufgabe des Historikers, dem *taciteischen componere*, um sich mit um so größerer Sorgfalt der anderen Pflicht, der Wiedergabe des Quellenstückes zu entledigen. Demzufolge sind nicht Feststellungen wie die, Schönhuth sei noch als studiosus „in den Bannkreis der Tübinger Spätromantik“ geraten (für die der Verfasser den Beweis schuldig bleibt, bleiben muß, weil eine Tübinger Spätromantik gar nicht stattgefunden hat), das Wertvolle an dieser Arbeit, sondern die aus den Akten sprechenden Lebensschicksale des Hohentwieler Pfarrverwesers: die vielen Schwierigkeiten, bis er endlich diese Sinekure erhielt, die allerhöchste Verdächtigung als „Demokrat“, die er sich durch Veranstaltung eines — Kinderfestes zuzog, die überhaupt etwas schnöde Behandlung durch das Konsistorium, die den parochialen Außenseiter eine Bewerbung nach der anderen einschicken läßt und ihm wohl insgeheim seine „Schreibereien“ zeitlebens nie ganz verziehen hat (siehe Mörike), obwohl Schönhuth ein tüchtiger, begeisterter Pfarrer war. Auch für die Dörzbacher und Wachbacher Zeit weiß Kastner ein paar unbekannt Quellenstücke beizusteuern, insbesondere den köstlichen Beibericht des Dekans über des Pfarrers Braut, die schöne **Johanna Christine**, Tochter des Dörzbacher Jagstmüllers **Joh. Michael Barnikel**. Wenn auch die anschließenden Kommentare zu Schönhuths Hohentwiel-Büchern nützlich sind, so liegt doch der eigentlich unersetzliche Wert in Kastners beigegebener Zusammenstellung „Schrifttum von und über Schönhuth“ (S. 385—395), deren mühevollste Herstellung der Rezensent auch persönlich bezeugen kann, die so, wie sie vorliegt, zwar immer noch nicht vollständig und fehlerlos ist (vgl. die Überarbeitung durch **Hildegard Proß**, demnächst in *Goedekes Grundriß z. Gesch. d. dt. Dichtung*, hrsg. v. d. Dt. Akademie d. Wiss. zu Berlin), aber doch auch so schon für Wegstrecken hin geradezu zu einer Bibliographie des Hohenloher Schrifttums in der Nachromantik und Biedermeierzeit (Schönhuth wird 1837 Pfarrer in Dörzbach, stirbt 1864 in Edelfingen) wird. Auch wer nicht zu wissenschaftlichen Zwecken diese Bibliographie zur Hand nimmt, wird ein Staunen vor der fast übermenschlichen Arbeitsleistung dieses Mannes nicht unterdrücken können: nahezu 200 selbständige Schriften, ausgenommen die Aufsätze und Beiträge usw., die auch hier noch nicht gesammelt sind. Rechnet man die auf Seite 314 bis 322 zum Abdruck gebrachten sechs Briefe Schönhuths an den lebenswerten Historiker und Sammler **Freiherrn Joseph von Laßberg** (siehe den ihm gewidmeten, von **K. S. Bader** besorgten *Erinnerungsband*) und dessen Gattin sowie die dort stehenden „Gedichte-Beilagen“ hinzu, so ist man dankbar für alle die neuen Einblicke und Ergänzungen, die uns Kastners Arbeit für die Biographie eines gerade das Hohenloher Land leidenschaftlich liebenden Mannes gegeben hat. Dankbar auch dafür, daß das rege geschichtliche Leben im Bodenseeraum, für das der vom Singener Stadtarchivar **Herbert Berner** betreute Band schönsten Zeugnis ablegt, auch einmal unmittelbar Interessierendes für unser Gebiet abgeworfen hat.

Otto Borst

**Richard Schmidt: Burgen und Schlösser in Schwaben.** Aufnahmen von **Helga Schmidt-Glassner**. 55 Seiten Text, 128 Abbildungen und 1 Übersichtskarte. München: Deutscher Kunstverlag 1958.

Nach den Burgen und Schlössern in Hohenlohe „Hohenloher Land“ liegt nun auch der Band „Burgen und Schlösser in Schwaben“ vor. Erfreulicherweise existiert für den Bearbeiter die württembergisch-bayerische Grenze nicht, indem er auch das bayerische Schwaben einbezieht. Freilich, das Gebiet zwischen Donau, Iller und Lech ist verhältnis-



mäßig summarisch behandelt (es fehlen z. B. Kirchheim und Babenhausen, die Burgruinen des Allgäus); eine Ausnahme macht das Ries. Dagegen sind die burgen- und schlosserreichen Gebiete Württembergs zwischen Wimpfen und dem Bodensee reichhaltig vertreten: Neckar- und Bottwartal, Nagold- und Donautal, die Schwäbische Alb und ihr Vorland, Oberschwaben. Das Blättern im Bildband macht Freude; die zeitliche Anordnung der Abbildungen stellt eindrucksvoll die Entwicklung vom Wohnturm der Turmhügelburg zur Burg und von der Burg zum Schloß dar; man erkennt die verschiedenartigen Burgtypen, die abhängig sind von ihrer Zweckbestimmung und der Stellung ihrer Besitzer bzw. Inhaber. Zeitlich ist der Bogen weiter gespannt, als es für Hohenlohe möglich war. In dem Hatzenturm (Kreis Ravensburg, um 1100) und der Turmhügelburg Oflings (Kreis Wangen, 12. Jahrhundert) bietet der schwäbische Burgenbau seine frühesten Beispiele. Man sieht Reichsburgen und Dynastienburgen, die Burgen des hohen und niederen Ministerialadels, die Residenzen und Lustschlösser der Landesherren, die Schlösser des Adels und des Patriziates vornehmlich des 18. Jahrhunderts. Den ausführlichen, erläuternden Text illustrieren die Grundrisse der wichtigsten und typischen Burg- und Schloßanlagen. In das Abbildungsverzeichnis sind geschichtliche und kunstgeschichtliche Notizen eingearbeitet.

Elisabeth Grünenwald

**Adolf Jaeger: Veit Stoß und sein Geschlecht.** Aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Puchner (= Freie Schriftenfolge der Gesellschaft für Familienforschung in Franken Band 9). XXVI, 302 Seiten, 21 Abbildungen, 3 Stammtafeln, 1 Ahnentafel. Neustadt (Aisch) 1958.

1952 entdeckte Bol. Przybyszewski in Archivalien des Krakauer Konsistoriums einen Eintrag vom 13. Mai 1502 über ein Guthaben „Vitti sculptoris de Horb“. Dieser Gläubiger ist kein anderer als Veit Stoß. Man hatte früher zum Namen des Künstlers nur die Beifügung „de Norinberga“ und „de Cracovia“ gekannt. Da Stoß in den Jahren 1500 bis 1503 in Nürnberg an dem umfangreichen Schwazer Altar arbeitete, ist nicht anzunehmen, daß er sich etwa 1502 in Horb aufgehalten hätte; „de Horb“ darf somit als Heimatangabe betrachtet werden. Offen ist noch die Frage, ob Horb am Neckar gemeint ist. Als jene Entdeckung gemacht wurde, war Adolf Jaeger schon sechs Jahre tot († 1946 in russischer Gefangenschaft). Er selbst war auf Grund jahrzehntelanger Kaufmannsgeschlechts Stoß nachweisen könne, und in Zeitungsartikeln war dementsprechend berichtet worden. Doch mußte man schon, bevor 1952 Horb in den Gesichtskreis der Stoß-Forscher trat, gegen Jaegers Beweisführung Bedenken haben und sich z. B. fragen, warum der Künstler nicht das Wappen der Ravensburger Stoß führte und warum sich sein Sohn Willibald ein Wappen verleihen und später bessern ließ, das mit dem Ravensburger Stoß-Wappen keinerlei Ähnlichkeit hat. Ferner z. B. legte Jaeger den Angaben der weitschweifigen und doch im Grunde nichtssagenden Wappen- und Adelsbriefe zuviel Gewicht bei.

Obwohl nun durch den Krakauer Fund von 1952 Jaegers Behauptung der Herkunft des Künstlers aus Ravensburg überholt ist, bleibt seine Arbeit doch eine wertvolle Stoffsammlung. Wie weit Jaeger ausgegriffen hat, z. B. um verwandtschaftliche Beziehungen der Glieder der oberdeutschen Handelsgesellschaften herauszustellen, zeigen die 2023 Anmerkungen, meist Quellenangaben. Die Nachkommenschaft des Veit Stoß verfolgt Jaeger bis zum letzten (bekanntesten) Namensträger, dem 1882 in Heilbronn ledig verstorbenen Postamtssekretär Franz Joachim von Stos, dessen Wachsbildnis sich in Privatbesitz in Hall befindet. Die Vorfahren Franz Joachims waren Deutschordensbeamte in Mergentheim usw.

Georg Lenckner

**Lebens- und Kulturbilder aus der Geschichte des fränkischen Geschlechts von Guttenberg.** Herausgegeben von Wilhelm Engel. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte IX, 13.) 208 Seiten. Würzburg 1958.

Als ersten Band zu einer geplanten mehrbändigen Geschichte der Freiherren von Guttenberg legt hier der bekannte Herausgeber 5 Aufsätze vor, von denen die drei letzten Wolf-Wilhelm (1562—1635) und Georg Abraham (1655—1699) sowie die Äbtissin Philippine von Eibingen (1734—1804) behandeln. Von besonderem allgemeinem Interesse sind die beiden vorangestellten Arbeiten aus der Feder des Historikers Erich Baron von Guttenberg, eine frühe Arbeit „Vom Alltag fränkischer Landedelfrauen“ und eine Arbeit aus seiner Reifezeit, „Aus Fehdezeiten“ (1490—1506), die ein klares Bild nicht nur verwickelter Rechtshandlungen, sondern vor allem auch der um 1500 gebräuchlichen Anwendung des Fehderechts gibt. Der ganze Band, durch ein Register gut erschlossen, ist



geeignet, falsche landläufige Vorstellungen vom Leben des ritterschaftlichen Adels zu berichtigen und eine anschauliche und gut lesbare Einführung in ein wenig bekanntes Stück fränkischer Geschichte zu geben.  
Wu.

**Otto Veh: Markgraf Johann Friedrich von Ansbach.** 1667 bis 1686. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht 1955/56 des Humanistischen Gymnasiums Fürth.) 27 Seiten. Fürth 1956.

Der löbliche Brauch des Gymnasialprogramms mit wissenschaftlicher Beilage wird, wie das Beispiel zeigt, im benachbarten Bayern noch mehr gepflegt und geübt, als bei uns. Das Lebensbild des Markgrafen Johann Friedrich schildert den Landesfürsten, der nach dem Dreißigjährigen Krieg zuerst begann, Musik, Theater und Baukunst zu fördern, wenn auch sein früher Tod seine Pläne nicht mehr zur Reife kommen ließ. Daß die Stadt Crailsheim, der Witwensitz der Stiefmutter, wiederholt erwähnt wird (S. 8, 12, 15) und mehrere Vertreter des Geschlechts von Crailsheim vorkommen, besonders der Oberstallmeister Christian Friedrich (S. 6, 13—15), gibt die Beziehung zum heute württembergischen Franken. Der Komponist Johann Wolfgang Franck (S. 21) stammt nicht aus Nürnberg, sondern aus Unterschwaningen. Wir können nach der Lektüre dieser ansprechenden Arbeit nur dem Wunsch Ausdruck geben, daß auch in Württemberg das „Programm“ eine Wiederbelebung erfahren möge.  
Wu.

**Heinrich Kreisel: Fränkische Rokokomöbel.** Reihe: Wohnung und Hausrat. Band 26. 40 Seiten Text, 38 Abbildungen. Darmstadt 1956.

Der Verfasser, zugleich Herausgeber der sehr bemerkenswerten Reihe, Museumsfachmann und Direktor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, gibt hier eine eingehende Charakterisierung des fränkischen — höfischen — Rokokomöbels: Behäbigkeit und gravitatische Gekurvtheit des Korpus der Kastmöbel, übersprudelnder Reichtum des Dekors der Konsoltische und technisch vollendete Marketerie. Diesen „Nationalcharakter“ variieren die vier bedeutenden Werkstätten an den Residenzen Würzburg, Ansbach, Bamberg und Bayreuth in eigenständiger Verarbeitung der englischen, holländischen, französischen, österreichischen und italienischen Einflüsse, die den damaligen internationalen Geschmack repräsentieren. Große Namen treten in Würzburg als Mitarbeiter auf: die Bildhauer Auvera, Wagner und Tietz.

In unserem Gebiet sind für Kirchberg Möbellieferungen aus Ansbach belegt, doch lassen sich mit den heute noch vorhandenen Möbeln in Kirchberg und Weikersheim keine der von Kreisel genannten Namen verbinden.  
Elisabeth Grünenwald

**Gottfried Stein: Reise durch den deutschen Weingarten.** 307 Seiten. München: Prestel.

Das Werk ist in der Liebhaberbücherei des Prestel-Verlages erschienen, einer Buchreihe, die durch ihre Handlichkeit und ihre gute Ausstattung viele Freunde gewonnen hat. Das vorliegende Buch will in unterhaltender Weise „die von einem milden Duft erfüllte echte Weinatmosphäre“ vermitteln. Dazu würde es der Einteilung: „Das badische Weinland, das schwäbische Weinland, das fränkische Weinland, der Rheingau, am Mittelrhein und an der Ahr, im Moselland, die Nahe entlang“ nicht bedürfen, denn es ist der Wein allein und sein Genuß, der jene Stimmung vermitteln kann, auch der in unserem Raum gewachsene. Vergeblich suchen wir in dem Buche die Schilderung seiner Besonderheit. Wohl sehen wir auf der beigelegten Karte: „Das schwäbische Weinland“, neben einigen Weinorten Hohenlohes die Dörfer Löffelstelen, Oberstetten und Hohebach, aber wir finden kein Wort der Erklärung, warum gerade sie, die keine Weinorte sind, genannt werden. In der Beschreibung „Das badische Weinland“ kommt der Tauberwein zur Erwähnung, auch der um Weikersheim. Es scheint sich doch zu bewahrheiten, daß niemand den Hohenloher Wein im Handel kennt, weil man ihn wegen seiner Güte im Land selber trinkt.  
Karl Schumm

### Kurzanzeigen

**Georg Christoph von Unruh: Das Dorf einst und jetzt.** Herausgegeben von der Niedersächsischen Landeszentrale für Heimatdienst 1956. 71 Seiten.

Das Büchlein will keinen wissenschaftlichen Charakter haben. Es ist aus der Verpflichtung der Gebildeten seiner Heimat gegenüber entstanden; nämlich das Gute der



Technik durchaus anzuerkennen, aber alle Auswüchse, die letzten Endes das Dorf in seiner Einheit bedrohen, zurückzuweisen. „Wenn es dem Dorf gelingt, alle wertvollen Kräfte mit den jetzigen Gegebenheiten zu einer neuen Ordnung zu verschmelzen, dann kann es zu einem Sozialkörper werden, der das Gesicht einer kommenden Epoche trägt.“  
Karl Schumm

**Nikolaus Kyll: Das Kind in Glaube und Brauch des Trierer Landes.** (Schriftenreihe zur Trierer Landesgeschichte und Volkskunde 2.) 40 Seiten. Trier 1957.

Wenn auch räumlich entlegen, so verdient die kleine Schrift des Pfarrers in Butzweiler auch bei uns Beachtung und Nachahmung. Sie hält fest, was bis zum heutigen Tag im Trierer Land für Bräuche im Zusammenhang mit Geburt, Taufe und Aufziehung der Kinder festzustellen sind.  
Wu.

**Hans P. Eppinger: Schwäbisch Hall im Bild.** 1958.

In 41 zum Teil neuen Aufnahmen legt der Leiter des Haller Verkehrsamts ein handliches und billiges Büchlein für den Fremden vor. Drei Aufnahmen aus dem Vereinsmuseum der Keckenburg seien besonders erwähnt. Eine viersprachige Einführung gibt einen knappen geschichtlichen Überblick.  
Wu.

**60 Jahre Ortsverein Schwäbisch Hall (Industriegewerkschaft Druck und Papier) 1898—1958.** Niedergeschrieben von Heinrich Gräter. 35 Seiten.

An der gut ausgestatteten Jubiläumsschrift der Industriegewerkschaft Druck und Papier in Schwäbisch Hall ist hervorzuheben, daß sie nicht nur einen Überblick über die Entwicklung ihres Ortsvereins gibt, sondern auch einen Rückblick auf die ältere Buchdruckerei in Hall und die Geschichte der heutigen Druckereien. Damit sind die Leistungen der Drucker und ihrer Gewerkschaft in den größeren Rahmen der Heimatgeschichte gestellt.  
Wu.

**Constantin Prinz Hohenlohe: Schloß Neuenstein.** 16 Seiten. Illustriert. München: Deutscher Kunstverlag.

Neben einer knappen Schilderung der Geschichte des Schlosses Neuenstein enthält die vorzüglich illustrierte Schrift eine kurze Beschreibung des heutigen Schloßmuseums. Sie wird jedem Besucher und Freund des Schlosses willkommen sein.  
Wu.

**Jakob Rudolf Frank: Burg Stettenfels über Gruppenbach.** 48 Seiten, 8 Tafeln. Stuttgart 1958.

An strategisch wichtiger Stelle über einer römischen Heerstraße, später der Straße von Hall nach Lauffen, hat die Burg Stettenfels im Besitz verschiedener Herren des fränkischen Adels eine Rolle gespielt, bis sie von 1551 bis 1747 den Grafen Fugger gehörte. Über die wechselvolle, zuweilen dramatische Geschichte des evangelischen Orts unter der katholischen Schloßherrschaft berichtet Pfarrer Frank in dem vorliegenden Bändchen anschaulich. Besonders hervorzuheben ist die sorgfältig ausgearbeitete Geschichtstafel.  
Wu.

**Johann Heinrich Hornschuch (1690—1749).** (Schriftensammlung des Familienarchivs Hornschuch Heft 21, 1943, Neudruck. 63 Seiten.

Die interessante Vervielfältigung enthält neben der Abschrift der Bestallungsurkunde des Präzeptors Hornschuch in Dörzbach (1720—1749) vor allem die Akten über den Streit des Präzeptors gegen den Pfarrer Odenwald.  
Wu.

**Anton Reß: St. Jakob — Rothenburg ob der Tauber.** 16 Seiten. Illustriert. München: Schnell & Steiner.

Das Heftchen aus der Reihe der „Kleinen Führer“ gibt in knappster Form Baugeschichte, Künstlerliste und Beschreibung der Rothenburger Jakobskirche. Der Forchtenberger Achilles Kern, der Organist Josaphat Weinlein aus Hall, der Kirchenbaumeister Nikolaus Eseler verbinden Rothenburg mit Württembergisch Franken.  
Wu.

**Werner Schultheiß: Geschichte des Nürnberger Ortsrechtes.** 25 Seiten. Nürnberg 1957.

Der neuen Ausgabe des Nürnberger Ortsrechts ist dieser geschichtliche Überblick aus der Feder eines ausgezeichneten Kenners vorangestellt. Er gibt in knappster Form eine lesenswerte Geschichte der Reichsstadt Nürnberg und ihres Rechtes, die auch über den örtlichen Rahmen hinaus von Interesse und Bedeutung ist.  
Wu.



**Johannes Gebert: Osterburken im badischen Frankenland.** Herausgegeben von der Stadt. 325 Seiten. 1956.

Die Stadt Osterburken hat zu ihrem 600jährigen Jubiläum durch finanzielle Unterstützung die Herausgabe dieser Beiträge zur Stadtgeschichte ermöglicht. Dafür muß man ihr Dank sagen. Die Darstellung beginnt mit der Vorgeschichte, behandelt ausführlich die Erforschung der römischen Kastelle und ist bis zum Schicksal der Flüchtlinge nach 1945 geführt; auch Kirchen-, Kultur-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte und Volkskunde sind in gedrängter Kürze behandelt. Wir bedauern, daß die Quellen in unserem Vereinsgebiet nicht stärker zu Rate gezogen wurden: auf die Initiative des Sinsheimer Stadtpfarrers Karl Wilhelmi, der zu den tätigsten Mitgliedern unseres Vereins gehörte, wurden seinerzeit die Grabungen am Kastell begonnen, und für die Zugehörigkeit Osterburkens zur Dürenschen Herrschaft Forchtenberg und zu Hohenlohe lagern bei uns die historischen Quellen.

Karl Schumm

**Hermann Roemer: Geschichte der Stadt Bietigheim an der Enz.** 328 Seiten, 58 Abbildungen. Stuttgart: Kohlhammer 1956.

Wie eine vorbildliche Stadtgeschichte heute aussehen kann, beweist Roemers Werk über Bietigheim. Der Verfasser erzählt nicht nach, was früher schon veröffentlicht wurde, sondern schöpft unmittelbar aus den Quellen und verwertet sie kritisch und gründlich mit reicher Kenntnis der allgemeinen und der heimatlichen Geschichte. So entsteht ein sachlich begründetes und lebendiges Bild der kleinen Industriestadt bis zur Gegenwart. Für uns ist von besonderem Interesse, daß wir den Arzt Georg Windler zuerst hier antreffen (S. 113); zahlreiche Beziehungen zu Heilbronn liegen in der Natur der Sache.

Wu.

**Wilhelm Böhringer: Aus der Vergangenheit von Urbach.** 221 Seiten. Illustriert. Schorndorf o. J.

Das Familienarchiv Hornschuch legt in dem vorzüglich ausgestatteten Bändchen vielseitige Beiträge zur Ortsgeschichte von Urbach im Remstal vor. Schultheißen, Geistliche, Schloßherren, Müller werden namentlich aufgeführt, Urkunden und Handschriftenproben erhöhen den Wert der ansprechenden Veröffentlichung.

Wu.

**Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst** 8, 1956, und 9, 1957.

In Band 8 werden auf Seite 31 unter den Neuerwerbungen des Mainfränkischen Museums 1946 bis 1956 zwei Werke Michael Kerns, Alabasterstatuen der Apostel Petrus und Paulus, aufgeführt. Aus einem am 16. März 1945 zugrundegegangenen Würzburger Ratsbuch teilt von Heßberg, Seite 96 bis 103, Aktenstücke über den Kampf des Bischofs Albrecht von Hohenlohe mit der Stadt Würzburg mit. Auf Seite 123 bis 139 (Zur Würzburger Wirtschaftsgeschichte des hohen und späten Mittelalters) macht W. G. Neukam bekannt mit der nicht nur für die Geschichte Würzburgs wertvollen Veröffentlichung „Würzburger Polizeisätze. Gebote und Ordnungen des Mittelalters. 1125 bis 1495“ von Herm. Hoffmann, Würzburg 1955.

Band 9 bringt auf Seite 1 bis 52 von W. Bonacker Leben und Werk der Rothenburger Kartographen Jung, wo auch hohenlohesche Karten aus dem Fürstlichen Hohenlohe-Museum in Neuenstein aufgeführt werden. Fr. Heger behandelt Seite 198 bis 206 Volksmedizinisches aus fränkischen Hexenprozeßakten.

Georg Lenckner

**Eszlinger Studien** 3. 64 Seiten. 1957.

Das dritte Heft der Eßlinger Zeitschrift, die von Otto Borst herausgegeben wird, enthält Beiträge, die über den örtlichen Rahmen hinaus Interesse verdienen: Dölker über die Mundart, Fezer über das Siedlungs- und Flurbild der Reichsstadt (beachtlich z. B. seine Feststellungen über Steinkreuze), Klaiber über die Bilder im Rathausaal, Zeller über Graf Alexander von Württemberg. Der Herausgeber bespricht in einem lesenswerten Literaturbericht die in den letzten 10 Jahren erschienenen Veröffentlichungen über Reichsstädte und schneidet dabei viele auch für uns gültige Fragen der reichsstädtischen Geschichte an.

Wu.



## Register der Orts- und Personennamen

- Adelheid, Kaiserinmutter 158, 203  
 Adolf (v. Nassau), Ebf. v. Mainz 178  
 Adolzfurt 205  
 Albert, Pfarrer 107  
 Albrecht II., König 197  
 Albrecht (v. Hohenlohe), Bf. v. Würzburg 215  
 Altstadt 139  
 Altkrautheim 52, 83, 102, 105  
 Amlshagen 176, 208  
 Ansbach 46, 213  
 Archshofen 178  
 Arzberger, Chf. Dan. 209  
 Aschaffenburg 142  
 Assum, Augustin 199  
 Assumstadt 199  
 Atzenrod 33  
 Aub 113, 121, 133—137, 142  
 Augsburg 178, 181, 202, 205, 210  
 Augst 169  
 van der Auvera, Jo. Wolfg. 213  
  
 Babenhausen 140, 212  
 Bächlingen 9, 14, 179  
 Backnang 206  
 Baden, Mgf. 192; s. Hermann  
 Balbach 191  
 Balduin, Ebf. von Trier 95  
 Ballenberg 102, 110  
 Bamberg 119, 140, 184, 210, 213;  
   s. Lambrecht, Lupold  
 Barg, Erhard 209  
 Barnickel, Jo. Mich., Joh. Christiane 211  
 Bartenstein 10, 11, 45, 174—176, 182, 183,  
   204, 205  
 Basel 118, 138  
 Bauer 14  
 Bayreuth 206, 213  
 v. Bebenburg, 173, 177, 179; Arnold, Kon-  
   rad, Rudolf, Wilhelm 177, 182;  
   s. Bemberg, Lupold  
 Beilstein 174  
 Bellershausen 205  
 Bemberg (= Bebenburg) 177  
 Benningen 149  
 Benzenhof 195  
 Beringer (Schöntal) 96  
 Berlichingen 186  
 v. Berlichingen 174; Hans Konrad 199  
 Bernkastel 147  
 Bezold 186  
 Biberach (Kr. Heilbronn) 176  
 Biberehren 191  
  
 Bieringen 186, 198  
 Billingsbach 179, 191  
 v. Bielrieth 173, 176; Lupolt 176, 177  
 Bilriet 176, 188  
 Bietigheim 215  
 Blaufelden 173, 191, 192  
 Böckingen 149  
 Bodenlauben 140  
 Boleslaf, Hg. Schlesien-Falkenberg 175  
 Boppard 8  
 Börel, Jo. Jak. 205  
 Bossendorf 191  
 Bostheim (O.- od. U.-Östheim) 183  
 Boxberg 110  
 v. Boxberg, Kraft 112, 126  
 Brandt, Walter 186  
 Brauneck 7, 50, 51, 109, 112, 125, 140  
 Brettheim 185, 189, 191  
 Brettheimer (Pfarrer) 185  
 Breyer 207  
 Bronnbach 111, 116, 119, 123, 139, 140, 142  
 Brüchlingen 179  
 Brunner, Jo. Mich. 209  
 v. Bubenheim, Fritz 185  
 Büdingen 140  
 Bühler, Johann 205  
 Bürgerroth 112, 141  
 Burkhard, Gf. v. Kumburg 158, 159, 161 bis  
   167, 169, 172  
 Burleswagen 176  
  
 Cannstatt (Stuttgart) 149  
 Cantzler, Bernhard 36  
 v. Castell, Wilhelm 185, 196  
 Celano 125, 126  
 Cluny 210  
 Colomba, Lucca Ant. 205  
 Crailshausen 191  
 Crailsheim 169, 173, 174, 177, 181, 188,  
   192, 204, 209, 213  
 v. Crailsheim 199, 213; Chn. Friedr. 213  
 Creglingen 173, 174, 204, 206, 209; Peter,  
   Steinmetz 209  
  
 Dalberg s. Wolfgang  
 Dehio, Georg 112, 116, 131  
 Dertingen (bei Wertheim) 186  
 Diembot 179  
 Diether (v. Isenburg), Ebf. Mainz 95  
 Dietrich (Schenk v. Erbach), Ebf. Mainz 95  
 Dinkelsbühl 179—181, 184, 187, 188  
 Dinzenhofer, Jo. Leonh. 209  
 Diodati 12



- Dörrmenz 179  
 Dörtel 198  
 Dörzbach 206, 211, 214  
 Dünsbach 9, 179  
 Dürrenbuch 188  
  
 Eberbach, Heinrich 176  
 Eberhard III., Hg. v. Wirtemberg 204  
 Eberhard, Burkhard 185  
 Ebersbach 9  
 Eberstein, Grafen 81, 101, 102, 126; Elisabeth 95; Otto 110, 112; Poppo 95  
 Ebertsbronn 191  
 Ebhardt, Bodo 44, 45, 125  
 Ebrach 140  
 Edelfingen 185, 211  
 Eger 118, 139  
 Ehrenfried II., Abt Komburg 159  
 Eibelstadt 178  
 Eibingen 212  
 Eichenau 179  
 Eichstätt 9  
 Einkorn (Schwäbisch Hall) 195, 196  
 Eisenhut, Albrecht, Raban 174  
 v. Ellrichshausen 199  
 Ellwangen 130, 139, 202, 210  
 Elpersheim 191  
 v. Eltershofen, Hektor Chf. 198  
 Emmertsbühl 189  
 Engelhardshausen 189, 192  
 v. Eppenstein, Eberhard 95  
 Erkinger 183  
 Ernst, Viktor 200  
 v. Erpelbach, Götz 283  
 Erzberg 185  
 Eschelbach 208  
 Eseler, Nikolaus 214  
 Eßlingen 137, 142, 176, 178, 215  
 Esterbauer, Balt. 209  
 Ettenhausen 179  
 v. Eyb 199  
  
 Fabricius, E. 148, 149  
 Falkenburg s. Boleslaf  
 Faurndau 130  
 Fendrich, Thomas 28, 29, 49  
 Ferdinand I., Kaiser 11  
 Feuchtmaier, Jo. Wolfg. 46  
 v. Finsterlohe, Albr., Götz 182  
 Finsterlohr 189  
 Fischer 107  
 Flurhein, C. 183  
 Forchtenberg 11, 42, 204, 209, 215  
 Forst (Groß- oder Klein-, bei Bächlingen) 179  
 Franck, Jo. Wolfg. 213  
 Francke, Aug. Herm. 207  
 Frankfurt a. M. 8, 198  
 Franz I., Kaiser 13; Franz II., Kaiser 13  
 Fraelental 109, 111, 128, 129, 131, 133, 142, 204  
 Freiburg i. Br. 118, 138  
 Freudenbach 191  
  
 Friedrich I., Barbarossa, Kaiser 117, 118, 191; II., Kaiser 7—9, 16, 56, 96, 110, 112, 118—120, 124—126, 177, 191; I., König v. Württemberg 202; Hg. v. Bayern 181; IV., Bgf. v. Nürnberg 9; V., Bgf. v. Nürnberg 174, 175, 177, 178, 182, 187, 189; VI., Bgf. v. Nürnberg 179, 182, 188, 189  
 Friedrichsruhe 205  
 Fugger, Graf 214  
 Funkstatt 189  
  
 Gaggstatt 179  
 Gaildorf 204, 209, 210  
 Galassini, Andr. 205  
 Gammesfeld 177, 178  
 v. Gattenhofen, Kraft 186  
 Gavoni, Thom. 205  
 Gebele 46  
 Gebhard, Bf. Regensburg 203  
 Gebsattel 192  
 Geishof 186  
 Gelnhausen 54, 100, 109, 111, 118, 119, 130, 137—141  
 Gerabronn 9, 173, 179, 205  
 Gerhard (v. Schwarzburg), Bf. Würzburg 174, 178, 182, 184  
 v. Geyling, Ekele 174  
 Giebelstadt 186  
 Giengen 178, 203  
 Glasofen, Walter, 186  
 Gnadental 101, 112, 113, 121, 127—131, 142  
 Gockenschnabel 186  
 Goethe, Jo. Kasp. 206  
 v. Goldstein, Eberh. Hans, Henne 186  
 Goebler, Peter 158  
 Gottschalk, Friedr. 127  
 Gradmann, Eugen 124, 129; Robert 53  
 Gräffingen 191  
 Grünbühl 11  
 Grünsfeldhausen 141  
 Gugenheim 139  
 Güglingen 174  
 Gumpelshofen 185  
 v. Guttenberg, Erich, Gg. Albr., Philippine, Wolf Wilh. 212  
  
 Hadrian, Kaiser 149  
 Hagenau 9, 54, 118  
 Hagenrode 168  
 Hailfingen 164, 168  
 Hall s. Schwäbisch Hall  
 Haltenbergstetten 206  
 Hanßelmann, Chn. Ernst 148, 156  
 Harthausen 191  
 Hartwig, Abt Komburg 158, 159, 168—170, 172  
 Hasel 183  
 Hatzenturm (bei Wolpertswende) 212  
 Häupt, Engelhard 183  
 Häuptlin, Seitz 176, 183, 191  
 Hechelein 189



- Hehenriet s. Hohenried  
 Heidelberg 174, 178  
 Heidenheim, Wttbg. 203; Mfr. 204  
 Heilbronn 10, 111, 141, 174—176, 179,  
 186, 201, 206, 210, 212, 215  
 Heim, Eberh. Fr., Jo. Ulr. 205  
 Heimat (bei Rothenburg) 189  
 Heimbarg (Wildentierbach) 189, 191  
 Heimsheim 185  
 Heinrich VI., Kaiser 117, 139; VII., Kaiser  
 9; (VII.), König 8, 9, 16, 110, 191; Hg.,  
 Schlesien 175; Gf., Komburg 158—160,  
 166, 167, 169, 172, 195; v. Muldingen 195;  
 (Schöntal) 96  
 Hengstfeld 191  
 Henneberg, Gf. Bertold 9  
 Herboldshausen 179  
 Herbolzheim 174  
 v. Herbolzheim, Heinz 174  
 v. Herda, Hans Kaspar 199  
 Herder, Jo., Gfr. 207  
 Herlebach 195, 196  
 Hermann, Bf. Würzburg 8; Mgf. Baden 8  
 Herrentierbach 179, 205  
 Herzog, E. 148, 150  
 Heyd, Wilhelm 197  
 v. Heydeck, Johann 95  
 Hick 207  
 Hilgartshausen 189  
 Hinterburg 140  
 Hippler, Heinrich 186; Hermann 185  
 Hirsau 128, 210  
 Hirsch, Hans 209  
 Hirschberg, Graf 199  
 v. Hofstetten, Heinrich 199  
 Hohandlau (Elsaß) 147  
 Hohebach 127, 213  
 v. Hohenlohe (Edelherrn, Grafen und  
 Fürsten, Adelheid 9, 10; Albrecht (1269)  
 I, 9; I. († 1429) 10, 25; II. († 1490) 10;  
 III. († 1551) 10, 11, 26; († 1575) 11;  
 Albr. Wolfg. 12; Andreas 7; Christian  
 13, 207; Chn. Kraft 12; Eberhard 11;  
 Ernst I., II. 14; Franz Karl 202; Fried-  
 rich 7; († 1397) 10; († 1590) 11, 33; Fr.  
 Eberh. 12; Fr. Karl 46; Georg († 1470)  
 10; († 1551) 10, 11, 26; († 1554) 11, 33;  
 Gg. Friedr. 12, 51; Gerlach 179; Gott-  
 fried († 1254) 7—9, 16, 50, 95, 96, 101,  
 110; († 1339) 19, 95; (\* 1897) 3, 14; Hein-  
 rich (v. Pfitzingen) 7; (DO) 7; Heinr.  
 Fr. 12; Hermann 14; Joach. Albr. 12;  
 Karl Ludw. 13, 207; Konrad († 1249)  
 7—9, 50, 101, 109, 135; (1276) 9; Kraft I.  
 9; II. 10; III. 174, Witwe 177; IV. 14;  
 V. 10; VI. 10; († 1641) 12, 51; Kunigunde  
 7; Ludwig 12, 13, 46; Ludw. Kasimir 11,  
 27, 51; Philipp 11, 12; Phil. Ernst 12, 14,  
 31, 33, 35, 41, 42, 45, 51; Ulrich II. v.  
 Brauneck († 1345) 10; († 1407) 10, 179—  
 181; Wolfgang 11, 12, 27—29, 33, 43, 51;  
 s. auch Albrecht  
 v. Hohenriet, Konrad, Veit 95  
 Hohenstein, Walter 186  
 Hohentwiel 210, 211  
 Hollenbach 174, 191  
 Hön, Hans 186  
 Honhardt 187, 188  
 Horb 212  
 Hornberg 25, 206  
 v. Hornburg 173; Herdegen 182, 186  
 Hornschuch, Jo. Heinr. 214  
 Hößner 207  
 Hürbelacher, Hans Heinz 174  
 Hürden 179  
 v. Hutten, Kunz 186  
 Jagstberg 198  
 Jagsthausen 148, 199, 204  
 Jagstheim 187, 188  
 Jakobus d. Ält., Apostel 210  
 Jerusalem 210  
 Igersheim 191  
 Ilshofen 181, 184  
 Ingelfingen 11, 12, 174, 176, 204—206  
 Insingen 173, 183, 189—191  
 Johann, Kg. Böhmen 9; (v. Nassau), Ebf.  
 Mainz 188; II., Bgf. Nürnberg 174; III.,  
 Bgf. Nürnberg 178, 179, 182; Jo. Friedr.,  
 Mgf. Ansbach 213; Jo. Schweickhard (v.  
 Kronberg), Ebf. Mainz 92, 104  
 Irtenberg 186  
 v. Isenburg s. Diether  
 Jung, Jo. Georg 215  
 Kaiserslautern 118  
 Kälberbach 191  
 Kant, Imman. 207  
 Kanzler, Heinr. 181  
 Karl d. Große, Kaiser 146; IV., Kaiser  
 173—176, 180; K. Alex., Hg. Wirtem-  
 berg 204  
 Karlsruhe 107  
 v. Katzenellenbogen, Graf Dieter 185  
 Kauffmann, Jak. 41  
 Keller, Jo. Bapt., Bischof 202; Jo. Josef 106;  
 Otto 148  
 Kem, Achilles 214; Georg 28, 33, 34, 36, 37,  
 40—44, 49, 51, 204; Michael 42, 43, 209,  
 215  
 Kirchberg a. J. 11, 12, 45, 179—181, 183,  
 184, 186, 188, 191, 192, 204—207, 213  
 v. Kirchberg, Konrad 187  
 Kirchensall 208  
 Kirchheim 212  
 Kleinallmerspann 179  
 Klingen 191  
 Klingenfels 174  
 Knapp, Theodor 200  
 Koburg 206, 209  
 Koch 46  
 Köln 120, 121, 202  
 Kumburg (Schwäbisch Hall) 126, 129, 130,  
 141, 158—173, 192, 195, 196, 198, 204,  
 209, s. Abt Ehrenfried, Hartwig, Rüdi-  
 ger, Graf Burkhard, Heinrich



- Könbronn 191  
 Köngen 149  
 Königshofen 139  
 Konrad II., Kaiser 146, 203; IV., König 112  
 Konradin, König 9  
 Krakau 212  
 Kraus, Sitz 186  
 Krautheim 52—147, 204  
 v. Krautheim 8, 55, 56, 95, 96, 126; Konrad 95, 96, 101, 109—111, 122, 127, 130; Kraft I. 56, 110; Kraft II. 110; Kuni-  
 gunde 127; Wolfrad 96, 97, 101, 110  
 Kreglinger, Peter 178, 183; Walter 176  
 Krefßberg 185  
 Kronach 209  
 v. Kronberg s. Jo. Schweikhard  
 Küchenmeister v. Nortenberg 173, 176, 177,  
 179  
 Kulmbach 209  
 Kun, Klaus 186  
 Künzelsau 44, 198, 204—206, 210  
 Kupferzell 205  
  
 Ladenburg 147  
 Lambrecht, Bf. Bamberg 182, 185  
 Landau 147  
 v. Lang, K. Heinr. 207  
 v. Langenberg, Heinrich, Rezzo 9  
 Langenburg 5—51, 179—181, 184, 191,  
 204, 205, 207  
 v. Langenburg (Langenberg), Adelheid 7;  
 Albert 8; Seyfried 8; Walter 7, 8  
 Langensteinach 185  
 Laon 137  
 v. Laßberg, Jos. 211  
 Laudenschach 182, 185, 191, 204  
 Lauffen 176, 214  
 Leidlich 116  
 Lendsiedel 179  
 Leofels 15, 56, 112, 121, 124—127, 141,  
 147, 174, 176  
 Leopold, Gbg. Baden 106; III., Hg. Öster-  
 reich 175, 176; L. Wilh., Ehg. Österreich  
 12  
 Leuchtenberg, Landgrafen 174, 179; Anna  
 174, 177; Johann 174, 175, 181; Johann  
 III. 188; Ulrich 174, 175, 177  
 Leukershausen 209  
 Leuzenbronn 189—191  
 Lichtel 191  
 Lichtenberg (Bottwar) 99, 140  
 Lichtenegg (bei Ingelfingen) 56, 112, 121,  
 125—127, 141, 147  
 Limmerich, Chf. 33  
 Limpurg (Schwäbisch Hall) 141; s. Schenk  
 Lindenbronn 47  
 v. Lißfeld 12  
 Lixhof (bei Weipertshofen) 191  
 Lobenfeld 139  
 Lobenhausen 181, 188, 191  
 Löffelstelzen 191, 213  
 Lohr 174  
  
 Lorsch 170  
 Löscher, Jo. Ludw. 209  
 Lothar Franz (v. Schönborn), Ebf. Mainz  
 93, 104  
 Ludwig d. Bayer, Kaiser 173  
 Ludwigsburg 47, 205  
 Ludwigsruhe (= Lindenbronn) 13, 47  
 Lüllstadt 191  
 Lupold (v. Bebenburg), Bf. v. Bamberg  
 177; vgl. Bielrieth, Nortenburg, Rothen-  
 burg  
  
 Macco, Alex. 209  
 Mainhardt 148, 210  
 Mainz 9, 27—29, 103, 107, 119, 139—141,  
 207; Ebf. s. Adolf, Diether, Dietrich,  
 Johann, Jo. Schweikhard, Lothar Franz,  
 Wolfgang  
 Mangold, Götz 186  
 Marbach 188, 189  
 Mariäkappel 209  
 Markgröningen 147, 208  
 Marktbreit 199  
 Marktlustenau 191  
 Marschalk v. Ostheim, Margarete 199  
 Martin, Heiliger 210  
 Maucher, Jo. Mich. 205  
 Maulbronn 111, 118, 130, 137, 138,  
 140—142  
 Maximinus, Kaiser 156  
 Mergentheim 46, 95, 113, 121, 131—133,  
 135, 141, 142, 147, 176, 180, 182, 198,  
 199, 204, 205, 207, 209, 210, 212; s. Süz-  
 zel, Mertein  
 Mertein, Wilhelm, gen. v. Mergentheim  
 182  
 Mestelhausen 192  
 Mettlach 86, 107  
 Metzholz 189  
 Michelbach a. Heide 179  
 Miltenberg 140  
 Mistlau 191  
 Mittelfischach 195  
 Möckmühl 114, 140, 174, 176  
 Molise 8  
 Mörike, Eduard 211  
 Morstein 14, 174  
 Moßbrugger 107  
 Motschidler, Margarete 199  
 Muldingen s. Heinrich  
 München 210  
 v. Münkheim, Rudolf 197  
 Münster (a. Tauber) 112  
 Münzenberg 140, 142  
 Murbach 118, 138  
 Murrhardt 210  
  
 Napoleon I., Kaiser d. Franzosen 13, 192  
 Nassau s. Adolf, Johann; N.-Saarbrücken,  
 Eleonore, Sofie Amalie 12  
 Neckarburken 149  
 Neckarsulm 210



- Neipperg 141  
 Nesselbach 9, 179  
 Neudenau 141  
 Neuenstein 10—13, 27, 29, 33, 36, 44, 174,  
 198, 204, 205, 210, 214  
 v. Neuenstein; (Schrot) Herolt 174, 186;  
 Kunz 9, 174; Kunz d. Jg. 183  
 v. Neuffen, Heinrich 8  
 Neustadt a. Aisch 178, 207; a. Hardt 147  
 Niedermhall 176, 204, 206  
 Niederrimbach 191  
 Niederstetten 182, 191, 204, 206, 210  
 Nikolaus, Heiliger 210  
 Nördlingen 12, 175, 204  
 v. Nortenberg, Küchenmeister 173, 176,  
 177, 179  
 Northeimer, Peter 187  
 Nürnberg 9, 109, 118, 139, 178, 182, 185,  
 189, 209, 212—214; s. Burggrafen Fried-  
 rich, Johann  
  
 Oberfischach 195, 196  
 Oberregenbach 179  
 Oberscheidthal 149  
 Oberstetten 183, 191, 206, 213  
 Oberwittighausen 141  
 Odenwald (Pfarrer) 214  
 Oflings 212  
 Ohrenbach 185  
 Öhringen 10—12, 42, 43, 45, 148—157,  
 174, 203—205, 207, 210  
 Oppenweiler 210  
 Orendelsall 208  
 Ortenberg (Elsaß) 147  
 Osterburken 215  
 v. Ostheim s. Marschalk  
 Östheim (Ober- oder Unter-) 183, 185  
 Otterberg 139  
 v. Öttingen, Graf Friedrich († 1423) 182;  
 Konrad Schrimpf 9; Ludwig d. Ält.  
 († 1314) 9, Ludwig XII. († 1440) 182  
 Otto I., Kaiser 146  
  
 v. Pappenheim, Konrad 186  
 Parma 8  
 Paulus, Eduard 148  
 Peter, s. Creglingen  
 Pfdelbach 10, 11, 43, 44, 205  
 v. Pfitzingen, Heinrich 7  
 Pforta s. Schulpforte  
 Pilgrim, Ebf. Salzburg 181  
 Piper, Otto 121  
 Prag 174, 197  
 Prechter, Johann 183  
 Prozelten s. Stadtprozelten  
  
 Ravenna 8  
 Ravensburg 212  
 v. Rechberg, Wilhelm 95  
 Regenbach s. Unterregenbach  
 Regenbach (Person) 186  
 Regensburg 9, 181; s. Bf. Gebhard  
  
 Reichartsroth 185  
 Reichenberg 99  
 Reichlin, Ulrich 176  
 Reinsbronn 191, 198, 199  
 Rembold, Viktor 202  
 Retti, Leopold 47, 205  
 Reutlingen 175  
 Rezzo 9  
 Richard v. Cornwall, König 127; Steinmetz  
 95, 96  
 Riedbach (Riepach) 182, 183, 186, 191, 205  
 Rieneck 139  
 Rimini 8  
 Robin 27—29, 42, 49  
 Rom 210  
 v. Rosenberg 175; Eberhard 185  
 Rosheim 118, 138, 139  
 Roßberg s. Schenk  
 Roßfeld 181, 188  
 Rot am See (Rode) 176, 183, 188, 192  
 Rothenburg o. T. 10, 33, 99, 124, 142,  
 173—194, 209, 210, 214  
 v. Rothenburg 173; Arnolt 174; Dieter 192;  
 Lupolt 174, 177; s. auch Nortenburg  
 Rothenfels 139  
 Rothenkirchen 139  
 Rottenburg 202; Bischof s. Keller  
 Röttingen 131, 173, 186  
 Rottweil 181  
 Rüdiger, Abt Kumburg 159  
 Rudolf v. Habsburg, König 9  
 Rudolstadt 28  
 Rudolzhofen 185  
 Ruprecht, König 188; I., Kfst. Pfalz 175,  
 178  
  
 Saalburg (bei Bad Homburg) 155  
 Sachsenflur 191  
 Salm-Reifferscheidt-Krautheim 106, 107  
 Salzburg 139, 140, 142; Ebf. Pilgrim  
 Santiago de Compostela 210  
 Satteldorf 191  
 Scotti, Pietro 205  
 Sechselbach 191  
 v. Seckendorf, Nolt 187; Markart 188  
 Seger, Ludw. Dietr. 209  
 v. Seinsheim 175  
 Seldeneck (bei Blumweiler) 187, 188  
 v. Seldeneck 173—176, 184, 185; Friedr.  
 175, 183; Fritz 182, 183, 186; Hans 182,  
 183; Lupold 10, 182, 183  
 Selgenstadt 139, 140  
 Senft v. Sulburg 199  
 Serger, Ernst 105  
 Seufferheld, Sebastian 209  
 Sicklingshof s. Geishof  
 Sieder, Erlwein 185  
 Simmetshausen 179  
 Simprechtshausen 198  
 Sindringen 10  
 Soissons 137



- Solms, Gräfin Anna Marie 12, 42;  
   S.-Baruth, Gräfin Amalie 13  
 Sommer, Hans Jakob 205  
 Sonderhofen 186  
   v. Sulz, Hans 193  
 Sulzdorf 195, 196  
 Süssel gen. v. Mergentheim 182  
 Schaffhausen 176  
 Schäfersheim 191  
 Schainbach 210  
 Scheckenbach s. Tauber-  
 Schenk v. Erbach s. Dietrich; v. Geyern 199;  
   v. Limpurg, Walter 8, 9; v. Roßberg,  
   Eberhard 185  
 Schenkenburg 9  
 Schickhardt, Heinrich 36, 41—43, 49, 51,  
   205  
 Schillingsfürst 10, 11, 45, 46, 186, 205  
 Schlesien s. Boleslaf, Heinrich  
 Schlettstadt 138, 139  
 Schletz, Michael 197  
   v. Schlüsselburg 208  
 Schmalfelden 173, 210  
 Schmerbach 191  
 Schmidt, Gerhard 33; Hugo 107, 108;  
   P. 130  
 Schnaiber, Hans 186  
 Schneider, Heinz 183  
 Schnelldorf 185  
 Scholl, Engelhard, Marquart 174  
 Schön 191  
   v. Schönborn s. Lothar Franz  
 Schönhuth, Ottmar 96, 115, 131, 133, 211  
 Schöntal 96, 110, 130, 142, 174, 204, 205,  
   208, 209; s. auch Beringer, Heinrich  
 Schopflocher, Heinz 188  
 Schrot s. Neuenstein  
 Schrozberg 11, 12, 174—176, 192, 199, 210  
 Schübel 183  
 Schubert, Hans 183  
 Schulpforte 116  
 Schultheiß, Bezold 185  
 Schumen, Cunz 183  
 Schüpf 9, 139, 185  
   v. Schüpf, Adel 186; Ludwig 8, 9  
 Schuhmacher 33  
 Schwäbisch Gmünd 176  
 Schwäbisch Hall 10, 95, 96, 110, 139, 148,  
   173—177, 179—181, 184, 187, 188, 195,  
   197, 198, 201, 202, 204—210, 212, 214;  
   s. a. Einkorn, Komburg, (Unter)Limpurg  
 Schwarzach 118  
   v. Schwarzburg, Graf Albrecht 28; Günther  
   182; s. Gerhard  
 Schwaz 212  
 Schweinfurt 142  
 Schwarzwimmer, Christof 46, 49  
 Speckheim 190  
 Spesburg (Elsaß) 147  
 Speyer 118, 138, 180  
 Spielbach 192  
 Spindelbach 189  
 Spörlein, Hans 191  
 Staatsmann, Karl 86, 90, 96, 107—109, 114,  
   115, 121—123, 128  
 Stadtprozelten 139, 140, 142  
 Stalldorf 191  
 Standorf 112, 141, 204  
 Stefan, Hg. v. Bayern († 1413) 175, 184  
 Stegle, G. 17, 29, 44, 45, 49  
 Stein 14  
   v. Steinbach 185  
 Steingruber, Jo. Dav. 205  
 Steinsberg 140  
 Steinsfeld 185  
 Stettberg 185  
 Stetten (Schloß b. Kocherstetten) 15, 125,  
   140, 176, 205  
   v. Stetten, Simon 95  
 Stettenfels 214  
 Stettner, Fritz 182  
 Stöckenburg (Vellberg) 173, 210  
   v. Stolberg-Gedem, Karoline 13  
 Stolzeneck 186  
   v. Stos, Franz Joachim 212  
 Stoß, Veit, Willibald 212  
 Straßburg 118, 119, 121, 138, 139, 147, 176,  
   180  
 Straubing 175  
 Stumpf v. Schweinsberg, Marx 95, 103  
 Stuppach 204  
 Stuttgart 11, 29, 174, 176  
  
 Tauberscheckenbach 185  
 Teilenhofen 186  
 Theodat s. Diodati  
 Tiefenbach 210  
 Tierbach b. Waldstetten 183  
 Tierberg 15, 28, 125, 140  
 Tietz, Ferd. 213  
 Tilleda 168  
 Toppler, Heinrich 173—194  
   v. Tottenheim, Adel 185  
 Trier 214; s. Balduin  
 Trifels 139, 142  
 Trimberg 140  
 Trutwin, Kunz 197  
 Tullau 139  
  
 Ulm 176, 178, 204  
 Ulrichsburg 142  
 Unsinnig, Ulrich 28, 29, 49  
 Unterdeufstetten 210  
 Unterfischach 195  
 Unterheimbach 208  
 Unterlimpurg (Hall) 209  
 Unterregenbach 9, 204  
 Unterschwaningen 213  
 Urbach 215  
   v. Urbach, Fritz 185  
 Urban VI., Papst 178  
 Utz 183  
 Uz, Jo. Leonh. 209



Vehse, Eduard 207  
 v. Veinau, Kunz 182  
 Vellberg 175, 176, 204; s. auch Stöckenburg  
 Vetter, Heinrich 174; Jo. Georg, Jo. Ludw.  
 209  
 Vimsberg 9  
 v. Vimsberg, Ludwig 8, 9  
 Vorbachzimmern 191

Wachbach 139, 191, 206, 211  
 Wagner, Jo. Peter 213  
 Waldenburg 10, 11, 13, 25, 204—206, 210  
 Walheim 149  
 v. Wallenstein, Albrecht 12  
 Wallerstein 28, 29, 49  
 Weckelweiler 179  
 Weiglein 183  
 Weikersheim 10—12, 33, 204—206, 213  
 v. Weiler 186; Burkhard 174  
 Weinlein, Josaphat 214  
 Weinsberg 10, 130, 141, 174, 176, 179, 186,  
 210  
 v. Weinsberg, Konrad 10, 197  
 Weißenburg 181, 186  
 Weldingsfelden 198  
 Weller, Karl 9, 197  
 Welze, W. 176  
 Wenzel, König 175, 178, 181, 183, 185  
 Werdeck 188  
 Wernlin, Hans 186  
 Wertheim 77, 107, 112, 114, 121—123, 139,  
 141  
 v. Wertheim, Graf 123; Johann 184  
 Wettringen 173  
 Wex, Georg 45  
 Wibel, Jo. Christian 121—123  
 Widder 198  
 Wiesenbach 176  
 v. Wiesenbach, Albrecht 182; Raban 174  
 Wignand v. Kastel 3, 158, 159, 167—169,  
 172

Wildenberg 114, 139—141  
 Wilhelm v. Holland, König 112  
 Wilhelmi, Karl 215  
 v. Willenholz, Hug 183, 186  
 v. Wiltungen 124  
 Wimpfen 9, 10, 139, 142, 149, 174, 176, 179,  
 186, 192, 197, 201  
 Winckler, Georg 215  
 Windsheim 10, 178—182, 184  
 Wirtemberg, Graf Alexander 215; Eberhard  
 d. Greiner 174, 176, 180, 181; s. auch  
 Herzog Eberhard, Karl Alex., König  
 Friedrich I.  
 Wölchingen 133, 139  
 Wölffling 46  
 Wolfgang (v. Dalberg), Ebf. Mainz 94  
 v. Wollmershausen, Herbart 182; Reynbot  
 185; Wiprecht 182  
 Worms 118, 119, 138—140  
 v. Wunnenstein, Hans, Wilhelm 174; Wolf  
 186  
 Würzburg 8—10, 28, 56, 110, 137, 140, 142,  
 191, 198, 201, 209, 210, 213, 215; Bischof,  
 s. Albrecht, Gerhard Hermann

Ypern 27, 49

Zabern 139  
 Zainingen 203  
 Zehe, Heinrich 187, 188  
 Zeitblom, Bartol. 204  
 Ziegenhain 10, 26  
 Ziegler 14, Wilhelm 209  
 Zimmern 176  
 Zobel, Endris 183  
 v. Zocha, Jo. Wilh. 205  
 Zugmantel b. Wiesbaden 153  
 Zürich 180  
 Züttlingen 199  
 Zwingenberg 140

### Verfasser der besprochenen Schriften

D. Andernacht 198  
 W. Andreas 201  
 K. S. Bader 200  
 J. Bischoff 209  
 I. Bog 200  
 W. Böhringer 215  
 W. Bonacker 215  
 O. Borst 215  
 K. Bosl 199  
 T. Breuer 205  
 H. Dannenbauer 199  
 H. Dölker 210  
 M. Doellner 207  
 S. Ehrhardt 203  
 W. Engel 212  
 H. P. Eppinger 214  
 G. P. Fehring 205  
 G. Fischer 209

W. Fischer 207  
 W. Fleischhauer 204  
 J. R. Frank 214  
 J. Gebert 215  
 H. Gräter 214  
 E. v. Guttenberg 212  
 A. Hagen 201  
 K. Hannakam 199  
 F. Heger 215  
 v. Heßberg 215  
 C. Hoefner 206  
 C. Prinz Hohenlohe 214  
 H. J. Hüffer 210  
 A. Jaeger 212  
 A. Jegel 209  
 H. Ihme 197  
 A. Kastner 211  
 E. Klebel 199

H. Kohlhausen 209  
 H. Koller 197  
 K. S. Kramer 209  
 H. Kreisel 205, 213  
 K. Kunstmann 208  
 N. Kyll 214  
 Th. Mayer 201  
 D. Narr 209  
 W. G. Neukam 215  
 K. Pilz 209  
 H. Planitz 201  
 F. Popp 209  
 O. Puchner 199, 212  
 A. Reß 214  
 C. Rieck 203  
 H. Röhm 206  
 H. Roemer 215  
 H. Roth 210

K. Rüdinger 199  
 K. Sitzmann 209  
 P. Swiridoff 207  
 M. Schefold 198  
 W. Schlesinger 201  
 R. Schmidt 201, 211  
 W. Schultheiß 209, 214  
 E. Stahleder 198  
 O. Stamm 198  
 G. Stein 213  
 H. Thiel 208  
 G. Ch. v. Unruh 213  
 O. Veh 206, 213  
 L. Veit 199  
 A. Walzer 204  
 K. Weller 197  
 K. Withold 201  
 H. Zürn 202, 203



### **Verzeichnis der Mitarbeiter**

Emil Dietz, Oberlehrer, Gaildorf, Schloßstr. 34

Dr. des. Steffen Doerstling, Architekt, Dozent, 408<sup>1</sup>/<sub>2</sub> South Black Avenue, Bozeman (Montana, USA)

Professor Dr. Sophie Ehrhardt, Dozentin an der Universität Tübingen, Anthropologisches Institut, Tübingen (Schloß)

Dr.-Ing. Dankwart Leistikow, Herne in Westfalen, Marienstr. 31

Heinrich Schmidt, Stadtarchivar, Rothenburg ob der Tauber

Dr. Hans Schönberger, Direktor des Saalburgmuseums, Bad Homburg vor der Höhe, Friedrichstr. 4



## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorbemerkung . . . . .	3
St. Doerstling: Das Schloß Langenburg in Hohenlohe . . . . .	5
D. Leistikow: Burg Krautheim und die Architektur des 13. Jahrhunderts in Mainfranken . . . . .	52
H. Schönberger: Das römische Kastell am Rendelstein in Öhringen . . . . .	148
S. Ehrhardt: Mittelalterliche Gräber von der Kumburg . . . . .	158
H. Schmidt: Die Beziehungen zwischen Rothenburg ob der Tauber und dem ostfränkischen Neckarraum zur Zeit Heinrich Topplers 1340—1408 . . . . .	173
E. Dietz: Die beiden „Viscaha“ im Kumburger Schenkungsbuch . . . . .	195
Neue Bücher . . . . .	197
Register der Orts- und Personennamen . . . . .	216
Verfasser der besprochenen Schriften . . . . .	222
Verzeichnis der Mitarbeiter . . . . .	223

140 TJ-15